

kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Lyrik, Prosa, Kultur der Nationalitäten, Das Thema Krieg, Arbeiter in der Literatur, Ästhetik der Menschendarstellung, Gespräche mit Arbeitern, Film, Schulreform, Städtebau, Umweltschutz, Rapallo-Moskau-Europäische Sicherheit

Simonow, Twardowskij, Jewtuschenko, Wosnessenskij, Winokurow, Roschdestwenskij, Martynow, Tschuchraj, Bergholz, Prof. Motyljowa, Gamsatow, Sluzkij, Rasputin, Kugultinow, Avyzius, Materwossjan, Koschewnikow, Kulijew, Golowanow, Smeljakow, Sokolow, Meschirow, Botscharow, Anaschenkow, Prof. Melnikow, Toper, Prof. Markuschewitsch, Belousow

Prof. Renate Riemeck, Prof. Hugo Huppert, Elvira Högemann-Ledwohn, Friedrich Hitzer, Jochen Hammer, Ernst Hueber, Godehard Schramm

Sowjetische Kultur heute

Zum 50. Jahrestag der UdSSR

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von

Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

SOWJETISCHE KULTUR HEUTE
50 Jahre UdSSR

3

4

4

Piskarjowo

Zu diesem Heft

LYRIK:

| | | | | | |
|--------------------|---|-----------------------|----|-----------------------|----|
| Konstantin Simonow | 6 | Leonid Martynow | 10 | Boris Sluzkij | 12 |
| Jewgenij Winokurow | 7 | Wladimir Sokolow | 10 | Alexander Meschirow | 13 |
| Jaroslaw Smeljakow | 8 | Olga Bergholz | 11 | Andrej Wosnessenskij | 14 |
| Rassul Gamsatow | 9 | Alexander Twardowskij | 11 | Jewgenij Jewtuschenko | 14 |
| Kaissyn Kulijew | 9 | David Kugultinow | 12 | | |

PROSA:

| | |
|---|----|
| Valentin Rasputin: Ein Mensch von dieser Welt | 18 |
| Vadim Koschewnikow: Sichtbares und Unsichtbares | 23 |
| Grant Matewossjan: Die Glut | 28 |
| Jonas Avyžius: Das verlorene Obdach | 35 |
| Jaroslaw Golowanow: Koroljow | 44 |

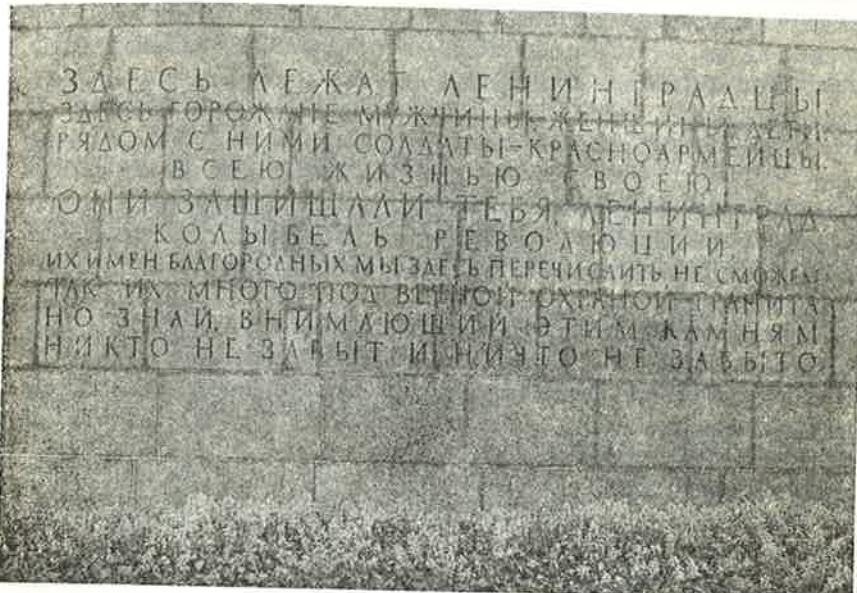
KRITIK:

| | |
|--|-----|
| Anatolij Botscharow: Ästhetik der Menschendarstellung | 52 |
| Pawel Toper: Kriegsliteratur oder Krieg in der Literatur? | 64 |
| Boris Anaschenkow: Arbeiter in der Literatur | 75 |
| Tamara Motyljowa: Eine andere Art des Handelns | 89 |
| Daniil Melnikow: Geschichte und Geschichten | 97 |
| Hugo Huppert: Der Botschafter des Verses und die Union | 103 |
| Elvira Högemann-Ledwohn: Solschenizyn — Erfolgsautor der BRD | 108 |
| Jochen Hammer: Sowjetische Literatur in BRD und DDR | 126 |
| Renate Riemeck: Die Sowjetunion in unseren Schulbüchern | 134 |
| Ernst Hueber: Deutsch in der SU — Russisch in der BRD | 140 |

BERICHTE:

| | | | |
|--|-----|-----------------------|-----|
| Godehard Schramm: Drei Moskauer Monate | 145 | | |
| Friedrich Hitzer: Gespräche mit Freunden | 161 | | |
| Konstantin Simonow | 166 | Alexej Markushevitsch | 189 |
| Grigorij Tschuchraj | 172 | Wladimir Belousow | 194 |
| Robert Roschdestwenskij | 180 | | |
| Arbeiter bei Manometr, Moskau | | | 203 |
| Konstantin Ananitschew: Zusammenarbeit im Umweltschutz | | | 225 |
| | | | 231 |

ANMERKUNGEN



Hier liegen Leningrader.

Bewohner der Stadt: Männer, Frauen, Kinder.

Neben ihnen Soldaten — Rotarmisten.

Mit ihrem ganzen Leben

haben sie Dich verteidigt, Leningrad.

Wiege der Revolution.

Wir können hier ihre edlen Namen nicht aufzählen.

So viele sind unter dem ewigen Schutz des Granits.

Doch wisst, wer diesen Stein gehör schenkt:

Niemand ist vergessen und nichts ist vergessen.

Olga Bergholz

(Erste Strophe der Inschrift auf der Gedenktafel des Leningrader Piskarjowo-Friedhofs, wo die Opfer der faschistischen Blockade 1941-43 begraben sind)

„Ich habe diese Zeitschrift im Haus einer Dorfschullehrerin bei Smolensk gefunden. Es war das einzige, das von Feuer und Zerstörung unversehrt geblieben war. Die Lehrerin hatte mit den Einwohnern des Dorfes ihr Heim verlassen, ihre Bibliothek und die Schulhefte der Kinder, die ihr Rotstift noch nicht berührt hatte. Unter den Büchern der Lehrerin fand ich auch diese Zeitschrift mit der Rezension einer Inszenierung Ihres Stückes. Offenbar haben die Russen am Vorabend des Krieges Ihre Stücke aufgeführt, und wir haben die Aufführung unterbrochen, ohne an das Finale zu denken ...“¹

Gerhart Hauptmann hatte diese Zeilen von einem deutschen Militärarzt — einem „alten Verehrer“ — zusammen mit der ersten Nummer 1941 der sowjetischen Zeitschrift *Theater* erhalten — als Glückwunsch zum 80. Geburtstag. Zum selben Anlaß hatte ihm 1942 ein Soldat die russische Fassung der „Einsamen Menschen“ geschickt und gefragt: „Warum habe ich auf den Menschen geschossen, der Ihr Stück gelesen hat? ... Warum habe ich ihn daran gehindert, Ihr Stück zu lesen?“

1945 überreichte der 83jährige Hauptmann den sowjetischen und deutschen Mitarbeitern der *Täglichen Rundschau*² diese beiden Publikationen als Geschenk: „Diese beiden russischen Bände haben inmitten Feuer und Blut zwei Deutsche zum Nachdenken veranlaßt ... Zum Nachdenken und Erröten ... Sie haben auch mich über vieles nachdenken lassen ...“³

An solche Begegnungen erinnert keine bürgerliche Zeitung der BRD des Jahres 1972. Das besorgt eine sowjetische Literaturzeitschrift. 1972 wird man in der Bundesrepublik an Plakatlösungen des Jahres 1919 erinnert: „Die Heimat in Gefahr! ... Alle Großbanken und ihre Filialen nehmen unter dem Stichwort ‚Osthilfe‘ Beiträge entgegen“ — „Deutsche Frauen! Ahnt ihr, womit euch der Bolschewismus und Spartakismus bedroht?“ Doch die Angstparolen des deutschen Restimperialismus haben wenig Chancen, nochmals aus „Osthilfe“ eine „Ostbesiedelung“ zu versuchen. Die Verträge von Moskau und Warschau markieren einen Einschnitt der Geschichte, der jede andere Politik als die der friedlichen Koexistenz zum Scheitern verurteilen wird.

Während in Wirtschaft, Politik und Diplomatie eine realistische Haltung neue Formen der Zusammenarbeit mit den sozialistischen Ländern Europas hervorbringt, wird bislang keineswegs eine sachbezogene Informationspolitik über diese Länder versucht. Unter ideologischer Auseinandersetzung, die wir durchaus bejahren, verstehen die Herrschenden der BRD offenbar nach wie vor nichts anderes als Verdummung und Tatsachenmanipulation gegenüber der eigenen Bevölkerung. Es gibt kaum einen Bereich, der in bürgerlichen Medien so ausgesuchten Entstellungen, Verfälschungen und Erfindungen ausgesetzt ist, wie die sowjetische Kultur. Besondere Fertigkeit wendet man auf die Literatur an. Von einer auf Wirklichkeit und Problematik der sowjetischen Literatur bezogenen Vermittlung kann in der BRD nicht die Rede sein. Die herrschenden Medien haben sich darauf eingespielt, im wesentlichen ein einziges Kriterium der

¹ Grigorij Wajs, *Utröm, posle wojny ... (Am Morgen nach dem Krieg ...)* Nowyj Mir 10/1972, S. 209

² Die *TÄGLICHE RUNDSCHAU*, erste deutschsprachige antifaschistische Zeitung nach dem Krieg, wurde in Berlin herausgegeben. G. Wajs beschreibt in seiner Erinnerungsskizze Begegnungen mit den Schriftstellern Bernhard Kellermann, Hans Fallada und Gerhart Hauptmann. Ausgestatter mit einer Bevollmächtigung von Marshall Schukow („der mit der Ausstellung von Passierscheinen keine Eile hatte“) war, neben Wajs und anderen Redaktionskollegen, Johannes R. Becher bei der denk würdigen Begegnung mit Gerhart Hauptmann im oberschlesischen Agnetendorf dabei.

³ Grigorij Wajs, ebenda

Auswahl und Kritik anzuwenden: das vulgäre Schema der Einteilung der ganzen Kultur in „oppositionell“ und „offiziell“. Für antikommunistische Haltungen ist das Nahrungs eines zum bedingten Reflex gewordenen Vorurteils; das kritische Interesse vieler antikapitalistischer Intellektueller wird durch das Schema blockiert, eine vorurteilsfreie Beschäftigung mit der UdSSR erschwert. Im Unterschied zu wissenschaftlicher Auseinandersetzung erinnert die Methode der bürgerlichen Sowjetologen an mittelalterliche Scholastik. So verschieden die Nuancen auch sind, die zwischen der liberalen und reaktionären Kritik an der Sowjetkultur bestehen, im ganzen sind die bürgerlichen Kulturspezialisten — inzwischen um ein vielfach zersplittertes ultralinkes Spektrum ergänzt — auf ein Unisono des Antisowjetismus eingestimmt.

In ihrer Grundposition übertragen sie allesamt die Kriterien der Kultur unter imperialistischen Bedingungen auf die sozialistische Gesellschaftsordnung. Das entspricht ihrer Unfähigkeit, die Kultur im eigenen Land zu reflektieren. Letztlich bleibt ihnen als Erklärung die Ohnmacht der Kultur übrig — als überzeitliches Gesetz, das auch bei der Betrachtung der sowjetischen Verhältnisse zu gelten habe. Der Antisowjetismus ist deshalb mehr und mehr zu einer Haltung geworden, die Ignoranz im doppelten Sinn bedeutet: Ignoranz gegenüber dem Fremden als Folge der Ignoranz gegenüber dem Eigenen. Antisowjetismus ist im buchstäblichen Sinn des Wortes — gemessen an Möglichkeiten und historischen Erfahrungen unseres Landes — Ausdruck von Barbarentum. Der Kampf gegen den Antisowjetismus ist daher zugleich Kampf um Erkenntnis der eigenen Lage und Aufgabe, um unser Selbstverständnis. Mit den Verträgen sind die Chancen dafür gewachsen.

Bei der Auswahl der vorliegenden Texte versuchen wir einige Merkmale der sowjetischen Literatur und Kultur zu zeigen: ihren multinationalen Charakter, Beispiele für die Verschiedenartigkeit der Themen, Stoffe und Stile, Schwerpunkte des gesellschaftlichen und politischen Engagements. Die literaturkritischen Beiträge zeigen den engen Zusammenhang zwischen Literaturvermittlung und Bewältigung gesellschaftlicher Probleme — die Kritik ist nicht ins beziehungsreiche Feuilleton verbannt. Wie ernst sie genommen wird, zeigen jüngste Diskussionen über notwendige Verbesserungen der Literaturkritik.⁴

Sowjetische Literatur unterliegt nicht dem „Gesetz der Ohnmacht“. Kultur und Literatur verschweigen hier nicht den Ausdruck von Klasseninteresse, sie antworten auf die Bedürfnisse von Millionen Menschen, damit auf historische und aktuelle Probleme der Gesellschaft. Das Heft soll dazu einen ersten Einblick geben. Wir legen es dem Leser aus Anlaß der Staatsgründung der UdSSR vor 50 Jahren vor — es soll zur Vertiefung der klassenmäßigen Beziehungen, zur Freundschaft zwischen unseren Völkern beitragen.

Für die freundliche Hilfe und Unterstützung bei der Vorbereitung des Heftes danken wir herzlich dem Schriftstellerverband der UdSSR, der Zeitschrift *Woprossy literatury* sowie der Presseagentur APN.

München 1972

Redaktion *kürbiskern*

⁴ In der Entschließung des 24. Parteitags zum Rechenschaftsbericht des ZK der KPdSU wird die Notwendigkeit unterstrichen, „daß unsere Literatur- und Kunstkritik die Linie der Partei aktiv durchsetzt, daß sie mit großer Prinzipienfestigkeit auftritt und dabei hohe Ansprüche mit Taktgefühl, mit feinfühligem Verhalten gegenüber den Schöpfern künstlerischer Werte verbindet.“

Konstantin Simonow
Der Deutsche

Auf einer kalten Bühne sang
ein Deutscher. Er, den sein Germanien
bereits zum Tode durch den Strang
verurteilt hatte, der in Spanien
verwundet wurde, der fünfmal
im Buch der Lebenden gestrichen
und schon fünfmal dem Tribunal
der braunen Peiniger entwichen
— er, der im blut'gen Dornenkranz
in der Gestapogruft geschmachtet,
ward nun als Held des Widerstands
bestaunt, gepriesen und geadtet.
Er sang den Trümmern von Berlin
vom Traum Madrids, von Spaniens Tränen.
Das lange Schweigen war für ihn
wie sieben Jahre Quarantäne.
Er wechselte des Leibes Hülle,
Ausweise, Kleider, Stimme, Gang,
doch in der Seele dunkler Stille
klang jahrelang derselbe Sang.
Der röchelte zuweilen heiser
und fieberte auf nacktem Brett,
quoll derber, aber niemals leiser
im Schmerz auf dem Prokrustesbett.
Nach langer Zeit erscholl er wieder
in diesem Saal, ergrimmt, erbittert.
Wer ihn erkannte, war erschüttert,
doch mancher schlug die Augen nieder.
Gehüllt in tiefes Schweigen stand
er über dem, der ihn geschunden,
und legte Freunden still die Hand
auf Male ihrer alten Wunden.
Noch von dem Licht Madrids besonnt
sah ihn die deutsche Metropole —
mit Lederjacke und Pistole
und zähem Kampfgeist der Rotfront.

Der Sänger schien nicht nur zu singen,
er sang und kämpfte, stark und kühn,
und seiner trock'nen Lippen Schwingen
war wie des heißen Schlachtwinds Glühn.
Nach dem Konzert sah man uns zwei,
mich und den Deutschen, still und müd'
durch Straßen gehn, wo ich im Mai
des Jahres fünfundvierzig schritt.
In seinen Adern floß mein Blut.
Wir gingen durch die tote Stadt,
die gestern unser Fluch zertrat,
die heute Asche war und Schutt.
Glaubt's mir, wir grämt uns zu zwei'n,
daß er, gefangen und bezwungen,
im Jahre dreißig drei sein
Berlin nicht freigerungen.

Jewgenij Winokurow
„Die Internationale“

Nie wird mit Logik ganz begreifen
mein Land,
wie es gelitten hat, erstanden ist,
wer nicht einmal durchdrungen hat
mit Tränen
das Wort „die Internationale“.

Wie praktisch ist der Westen, ohne Eile,
verehrt den Paragraphen, macht sein Geschäft . . .
Mein Land, so schön ist dein Elan,
in allem letzte Grenzen zu erlangen!

... Ich glaub daran —
vergehn auch Jahre! —
Befriedigung und Frieden werden sein . . .
Doch hat noch nicht
die Welt die Zeit gekannt
solch großer Gier nach dem Ideal! . . .

Jaroslaw Smeljakow
Meine Generation

Uns gibt sich die Zeit nicht umsonst her.
Beschwerlich und stolz leben wir.
Und das Wort wird mit Mühe errungen.
Und mit Mühe erringt sich der Ruhm.

Bewußt meiner Macht, ohne Zweifel,
mit allen, die so alt sind wie ich,
verfluchte ich Glück, das billig,
verjagte den leichten Erfolg.

Ich baute Gräben und Nester,
habe Eisen und Stein behaun,
bin selber durch diese Arbeit
eisern und steinern geworden.

Mich bringt man — ihr versteht von selber —
mit Tinte und Feder nicht um,
nicht der Stoß mit zwei Bajonetten,
keine Bombe machen mich stumm.

Nicht groß wurde ich, sondern riesig —
im Streit komm mir bloß nicht zu nah!
Die Hochöfen stehen geduldig
wie Türme hinter dem Rücken da.

Nicht groß wurde ich, sondern mächtig.
Denken liegt auf der Stirn,
wie am Morgen die Himmelslichtflecke
auf gewölbt nackter Erde schwirrn.

Jahrhunderten zur Belehrung —
auf dem Schlachtfeld des gestrigen Krieges —
begann ich den Festtag der Schöpfung,
die Feier, den Aufbau des Landes.

Rassul Gamsatow

Du brauchst dich vor uns nicht zu brüsten, Zeit,
Für deinen Schatten alle Menschen halten.
Nicht wenige sind es, deren Leben dir
Der Ursprung deines Leuchtens sind.

Sei dankbar, daß du uns hast Licht gegeben,
Den Denkern, den Helden und Dichtern.
Du hast gestrahlt und leuchtest auch jetzt,
Nicht mit deinem sondern ihrem großen Licht.

Kaissyn Kulijew

Alle Wege, alle Pfade der Erde,
Wer und wo immer sie ausgetreten,
Wo sie beginnen, wo sie verlaufen,
Führen sie durch das poetische Herz.

Finstere Nacht, die Ferne verdeckend,
Mag einen mit dem Grabe erschrecken.
Für den Dichter ist sie der Schal
Auf den Schultern der guten Mutter.

Mag unsre Welt auch abstoßend scheinen,
Mögen sie manche verwünschen,
Doch der Dichter blickt auf die Weiten
Wie in die Augen der Geliebten.

Freud und Leid von tausendfachem Los
Läßt er die Bürde auf seine Schultern.
Zur Stunde, wenn gebäck wird das Brot,
Steht er mit euch an dem Ofen.

Und die heißen Klumpen des Bleis,
Unerbittlich dem Ziel zufliegend,
Sie treffen das Herz des Sängers
Im Umkehrflug, was immer ihr Ziel sei.

Leonid Martynow
Echo

Was ist mit mir bloß geschehen?
Spreche ich mit dir nur alleine,
Wer weiß, warum meine Worte
Sich hinter der Wand wiederholen,
Sie zur selben Minute ertönen
In nahen Hainen und fernen Wäldern,
In nahgelegenen menschlichen Stätten,
In allen möglichen Häusern und Höfen
Und überall unter den Lebenden.
Weißt du, im Grunde ist das nicht übel!
Kein Hindernis die Entfernung
Nicht für ein Lachen, nicht für ein Seufzen.
Ein erstaunlich mächtiges Echo.
Offensichtlich — so ist die Epoche!

Wladimir Sokolow

Man muß fest das Gesicht an die Scheibe pressen,
Mit der Hand das Licht im Wagon abschirmen,
Und dann sehen, wie bei Nacht, kaum erkannt,
Ein Bahnhof mit Lampe an der Ecke vorbeifliegt.

Man muß fest das Gesicht an die Scheibe pressen,
Um nicht im Fenster gebückte Rücken zu sehen
Der Menschen, die schlummern, nicht Bündel, nicht Körbe,
Sondern Häuser und Bäume, das Gebüsch und die Nacht.

Man muß fest das Gesicht an die Scheibe pressen,
Und den Atem in der Brust verhalten, daß die Augen nichts störe,
Nicht deine Erregung an der Scheibe pulsiere,
Daß du im Fenster erkennst, was jenseits des Fensters ist.

Olga Bergholz
Antwort

Alle Mittel sind recht, behaupten Freunde,
zur Rettung vor Bosheit und Übel
zumindest einen Teil Tragödie, auch ein Stück Seele . . .
Wer hat gesagt, daß ich in Teile mich zerlege?

Und wie verberge ich — zur Hälfte — Leidenschaft,
daß sie nicht aufhört dies zu sein?
Wie eine Hälfte auf den Ruf des Volkes geben,
wenn mir vom Leben nur so wenig bleibt?

Nein, wenn Schmerz, dann nur mit ganzer Seele,
wenn Freude, will sie ungeteilt vor allen glühen.
Und keine Angst kann ihr befehlen sich zu öffnen,
nichts ist hier stärker als nur ihre Freiheit.

Ich will es so, so glaube und so liebe ich.
Verkündigt nicht ein Los des Elends.
Den Tod will ich nicht tauschen
für euer Glück aus Zwang und Teilen.

Alexander Twardowskij

Der Kern verbirgt sich in dem einzigen Vermächtnis:
Was ich — in Worten aufgelöst — aussprechen will,
Weiß ich allein in dieser Welt und besser
Als alle Lebenden und Toten, nur ich kann's wissen.

Dies Wort hier einen andern sprechen lassen
Hätt ich niemals vermocht;
Ein Lew Tolstoj wär dazu außerstande
Sei er sich Gott, er wird es nicht vermitteln.

Und bloß ein Sterblicher — ich stehe ein für meine Sache.
Ums eine habe ich ein Leben lang gerungen:
Was ich allein in dieser Welt und besser kenne,
Ich will es sagen und so sagen, wie ich's will.

David Kugultinow Seele des Wortes

So viele Worte wurden angehäuft auf Erden!
Doch niemals — nicht mit Geld, auch nicht mit Macht
Wirst kaufen du das Wort, im Tisch versperren:
Es ist das Gut der Menschen, Gut zu ihrem Glück!

Verschieden sind die Lippen, hundertfach,
Wenn auch dasselbe Wort sie sagen,
Erlangt es in dem Munde eines jeden
Veränderung, von neuem seinen Sinn.

Nur so wird es Geschmack und Klang erhalten,
Mag es dreist fordern oder kläglich bitten,
Gehorsam wird es Licht und Dunkel widerspiegeln
Des Menschen, der das Wort ausspricht.

Es hat in sich so viele Tönungen verborgen,
Sein Klang ist nicht viel mehr als sein Gewand,
Ein jedes Wort hat seine eigne Seele,
Der Seele dessen ähnlich, der es spricht.

Boris Sluzkij Physiker und Lyriker

Physikern Verehrung
Lyrikern zur Nachsicht.
Nicht um Zahlen geht es,
Sondern um Gesetze.
Haben also nicht entdeckt,
Was wir hätten finden sollen!
Schwächlich sind die Flügel —
Unsre honigsüßen Jamben —
Und im Flug des Pegasus,
Unsre Rosse fliegen nicht . . .
Physikern Verehrung
Lyrikern zur Nachsicht.

Das ist offensichtlich klar,
Streiten einfach nutzlos,
Nicht einmal verdrießlich.
Es ist eher interessant
Zu vermerken, wie, dem Schaum gleich,
Unsre Rhythmen sinken,
Und die Pracht ganz gravitätisch
Sich in Logarithmen auflöst.

Alexander Meschirow Musik

Was war das für Musik!
Was hat uns die Musik gespielt,
Als der verfluchte Krieg
Leiber und Seelen zertrat.

Was für Musik
in allem,
Allen und für alle —
nicht nach Rang und Größe.
Bezwingen . . . Durchhalten . . . Retten . . .
Ach, nur am Leben wollen wir bleiben.
Hat Soldaten den Kopf verdreht,
Die Quetschkommode
unterm Balkengerüst
War nötiger für uns im Unterstand
Als Beethoven für Deutschland.

Und durch das ganze Land gespannt,
Die Saite — und sie zitterte,
Als der verfluchte Krieg
Leiber und Seelen zertrat.

Stöhnten grimmig, heulend,
Um einer Leidenschaft willen,
Auf der Zwischenstation der Invaliden
Und Schostakowitsch in Leningrad.

Andrej Wosnessenskij Goya

Ich — bin Goya!
Ausgehackt hat mir der Feind meine Augenhöhlen,
granatrichter groß, als er herabstieß
aufs Feld, aufs nackte.

Ich — bin der Kummer.

Ich — bin das Krachen
des Krieges, bin der Städte Verfeuern
im Schnee des Kriegsjahres 41.

Ich — bin sein knurrender Magen.

Ich — bin die Gurgel
der gehenkten Alten, ihr Leib ein Glockenschwengel,
schädelsschlagend überm Platz.

Ich — bin Goya!

Oh ihr süßen Früchte
des Zorns! Mit einer Salve wirbelte ich auf nach Westen —
bin der Staub des ungebetenen Gastes.
Und in den Gedenksteinhimmel hämmerte ich
Steinerne —
wie Kreuznägel.
Denn ich — bin Goya.

Jewgenij Jewtuschenko

Lang der Regen,
lang der Regen,
doch nicht länger als der Krieg.
Vietnam, wie kannst du leben?
Kann es nur der volle Mond,
und das Volk, geprüft, verzehrt,
satt von Leid,
von Leid,
von Leid,
und von Wasser,
Wasser,
Wasser ...

Vietnam, wer ist Soldat?
Wer kaum größer als das Korn.
Vietnam, wer ist dort reich?
Nur mit Leichen deine Erde.
Wer hat hier das beste Kleid?
Der zur Tarnung trägt die Farbe.
Wird sie schützen —
können nur die Bomben sagen.
Lang der Regen,
lang der Regen,
doch nicht länger als der Krieg.
Vietnam, ich find kein Fenster,
wie sie waren vor dem Krieg.
Jeder kleine Reishalm auf dem Felde
schaut sich um, ein Kind, auf Zehenspitzen stehend —
wird das Flugzeug kommen?
Lang der Regen,
lang der Regen,
doch nicht länger als der Krieg.
So war es bei uns gewesen,
ist auch hier schon jede Dritte eine Witwe.
Andre Augen sind es, die sie haben,
sprechen eine andre Sprache,
doch was hat der Krieg gemacht mit ihnen,
hat der Krieg gemacht?
Höre hier den Schrei der Frau, der Russin,
höre ihn in fremder Sprache:
„Ich das Pferd,
ich der Stier,
ich das Weib und der Mann.“
Kriege folgen aufeinander,
Kriege, Kriege nacheinander.
Galja, wie geht's Petka dort,
folgt er oder folgt er nicht?
Gerne schrieb ich dir den Brief,
doch ganz anders ist's gekommen,
so daß Kursk, Hanoi, Bobruisk
aufbewahrt im Herzen sind.
„Wart auf mich,
ich komm zurück,
aber warte sehr . . .“

Hier in dem zerfetzten Land
deinen Kummer teilend seh ich
Petka in dem kleinen Jungen,
seh in jeder Mutter dich,
spüre tief den Schmerz,
so als fielen überall die Bomben.
In der Welt gibt's keine Kriege, die begrenzt sind.
Jeder tote Sohn ist deiner,
deines ist es, das zerstörte Haus,
magst auch heulen, wie der Wolf, der Streuner.
Lang der Regen,
lang der Regen,
lang das Witwenleiden unter Palmen.
Mister Bombing,
hat versengt nur einmal Napalm eure Tochter?
Lecken etwa Grislybären
Herbizidenspritzer
von den Stämmen eurer Bäume,
deren Rinde von dem Gift zerfressen?
Hat der Junge mit dem einen Arm,
der Soldaten zuwinkt,
der zehn Jahre alt ist und drei Mal verwundet,
euer Disneyland verwüstet?
Nein, am eignen Leib hat er erfahren
euren Reiz — die Kugelbomben.
Macht etwa die Vietnamesin,
die nach lautem Spiel
den Kindern Träger näht,
aus den müden Nadeln Bomben?
Nein, ihrer Erde Haut habt ihr
durchbohrt mit Nadeln eurer hundsgemeinen Bomben.
Und mein Freund,
der Dichter Te Hanh,
wie ein Kind ergeben seinen Versen,
hat er denn zerwühlt den Friedhof,
wo das Grab von Robert Frost liegt?
Nein, doch nicht vergessen wird sein Schmerz
über die zerbombten, aufgewühlten Gräber.
Lang der Regen,
lang der Regen,
doch nicht länger als der Krieg.

Ja, der Sieg wird kommen,
aber hoch und schwer sein wird dein Preis.
Chwátit bómb!
Genug der Bomben!
Jedes Mal, wie Säulen, bersten sie zum Himmel,
dem Menschenschicksal Schreckenssäulen.
Chwátit bómb!
Genug der Bomben!
Wenn es einen Gott gibt,
warum schweigt er, Heuchler,
faltet ganz ergeben seine Hände?
Schafft sie her, die Bomben,
richtet diesen Gott!
Erhebe dich, Te Hanh, als Richter,
erhebe dich, Galja, und auch Petka, du, steh auf!
Erstehe aus dem Grabe, Robert Frost,
erhebe dich in voller Größe, Whitman!
Steh auf, du unbekannte Witwe,
stets ist das Recht auf deiner Seite!
Auf deinen Schultern knirschen
die Säcke voller Reis.
In deinen Haaren blitzen
Kämme aus dem Aluminium.
Schwer,
wenn leer der Sack.
Leicht,
wenn er gefüllt.
Aus Alu ist der kleine Kamm —
das Ende derer, die hier bombardieren.

Valentin Rasputin Ein Mensch von dieser Welt

Fetzen eines zerrissenen Herbstwinds peitschen ihr ins Gesicht, sie geht hinaus in die Jurte, die neben dem Haus steht. Dort facht sie ein Feuer an und bleibt stundenlang schweigend davor sitzen.

Um sie herum schäumen Wellen des weißen Winterwinds, und sie glaubt, das heisere Atmen der Hunde und erstarre, zusammengekniffene Augen wahrzunehmen, die das Jagdgewehr suchen.

Ganz in ihrer Nähe tanzen die Wellen des abflauenden Frühlingswinds, aber sie wendet sich ab, damit die Gischt von den fernen Bergen ihr nicht ins Gesicht kommt.

Der sommerliche Abendwind raschelt ganz dicht bei ihr, aber sie vernimmt seine Stimme nur schlecht und schweigt, mustert mit den Augen die ungleichen Reihen der Gebirgskämme, die sich über Kara-Bureni zum fernen Tuwa hinziehen. Wind, Wind, Wind . . . Das ist nicht ihr Wind. Sie hat schon genug Wind geatmet, ist mit ihm fortgezogen, und sie haben gewissenhaft miteinander vollbracht, was zu vollbringen war. Jetzt zünden andere Menschen in der Taiga ihre Feuer an und bahnen Pfade durch den Schnee und das Gestein. Auseinanderschnellend wie eine Feder jagt der Wind jetzt hinter ihnen her. Dort, wo kein Mensch ist, gibt es auch keinen Wind: er wird aus unserem Atem geboren, wenn wir einen Berg hinaufsteigen und unseren Lungen die Luft knapp wird. Sie traut den Winden nicht, die ihr da ins Gesicht wehen — die fliegen zu anderen und stoßen nur rein zufällig auf sie, um dann, sich jäh besinnend, weiterzustürzen. Das ist ein fremder Wind, und ihr eigener Wind, der sich einst auf ihren fernen und nahen Pfaden erhob, blieb in ihr zurück und pochte dort nun wie ein zweites Herz. Ein einziges Herz für achtzig schwere Taigajahre hätte ihr auch wohl kaum ausgereicht.

In ihrer Vorstellung erscheint das Jahr als in sich geschlossener Kreis, in dem der linke untere Teil vom Winter und der linke obere vom Frühling eingenommen wird. Dann kommen, ganz nach der Ordnung, Sommer und Herbst. So kreisen auch die Jahre mit ihrem Schnee, Wind und Regen über dem Menschen und legen ihm wie einem Baum bei jedem Kreis einen neuen Ring an. Nur verbreitern sich diese Ringe beim Menschen nicht, sondern ziehen sich immer enger zusammen. Sie werden immer kleiner, bis der Faden endet, und dann bleibt wie ein zusammengezogener Knoten nur noch ein Punkt übrig.

Einmal hatte sie versucht, ihr Leben nach diesem Schema aufzuzeichnen. Mit einem dünnen, am Ende zugespitzten Stock zeichnete sie im Schnee einen Kreis

so nahe beim anderen, daß sie beinahe ineinander übergingen. Ihr schien das keine Spitzfindigkeit oder Betrug, mit ihren Jahren ging ja genau das gleiche vor. Jeden Herbst war sie in die Taiga gezogen, und alles war nach einer unumstößlichen Reihenfolge verlaufen; in ihr Gesicht hatten sich immer mehr Falten und in die Berge immer mehr Pfade eingegraben, in ihrem Leben wurden immer mehr Jahre aneinander gefügt. Runzeln hatten ihr Gesicht wie eine Landkarte durchzeichnet, auf der immer weniger weiße Flecke bleiben; wie Fäden hatten Wege die Berge zusammengenäht, und die Jahre hatten wie Wunden ihren Körper immer schwerfälliger und kränklicher gemacht. Aber sie hätte nicht im Bett bleiben und herumstöhnen mögen, und so ging sie jeden Herbst in die Taiga.

... Die Hirsche zuckten zusammen, noch im Sprung bekommt der Hund das erlegte Tier zu fassen, und über ihr Gesicht, das Gesicht der Jägerin, fliegt ungedacht der Müdigkeit und Anstrengung ein zufriedenes Lächeln. Das war eine glückselige Minute, doch der Wind trug sie leichthin weiter, brachte ihr jedoch dafür neue Minuten und neue Sorgen. Während sie die ersten freundlich geleitete und die zweiten wie Knoten entwirrte, spürte sie nicht immer die vertraute, uralte Verwandtschaft zwischen ihnen, auf die eine oder andere Weise bekam sie aber doch die ganze Schwere der Zeit zu spüren, weil diese ihr ganzes Gewicht auf sie abwälzte.

„O-ho-ho“, sagte sie dann meist gelassen und ging, mit Mühe den Schnee beiseite schiebend, von einem Berg zum anderen, von einem Tag zum anderen, von einem Schuß zum anderen. Dann brach der Frühling an, und sie fuhr zu der Rentierherde.

... Nach zwei Stunden stand das Rentierkälbchen auf den Beinen, nach zwei weiteren konnte es bereits laufen und zappelte drollig mit den Hinterbeinen. Sie — jetzt war sie Kälberwärterin — empfand ein wenig Neid darüber, wie rasch es sich in dieser Welt einlebte. Gleich nach seiner Geburt mußte man es an einer langen, dünnen Stange festbinden, damit es nicht, dem Ruf seiner wilden Vorfahren gehorchend, in die Taiga entlief. Das Tier aber zog es mit aller Kraft in den Wald, es begriff nicht, daß es dann seine fünfzehn bis zwanzig Jahre Pfade austreten, mit den Hufen Steine in die Erde treiben würde. Bei diesem Gedanken wurde ihr traurig zumute, doch dann erinnerte sie sich an die Feuer auf dem Schnee und an den Wind, der von den Bergen kam — das alles würde ohne die Rentiere für sie jeglichen Sinn verlieren.

Bestimmt besitzt das Ren genauso wie der Mensch seinen Wind und seinen Stolz. Betrachtet man es bloß als Lasttier, dann ist man selbst auch nichts weiter als ein Antreiber. In der Taiga ist der Stolz ebenso notwendig wie Streichhölzer und Brot. Gegen die Monate der Einsamkeit und ihre Schwere muß man sich mit seinen Waffen schützen.

Einem Fremden, der an die Berge nicht gewöhnt ist, erscheinen sie lediglich als lange und ermüdende Aufstiege. Sie ist in den Bergen geboren und sie bedeuten ihr das Gleiche wie dem Städter seine Stadt. Die Berge erinnern an die Jurten, in denen noch vor kurzem die Tofalaren gelebt hatten. In den Bergen war das Leben hart, aber jeden Herbst war sie ihrem Erwerb nachgegangen, jeden Frühling zur Rentierherde zurückgekehrt, und das war nicht spurlos an ihr vorbeigegangen. Über ihre Pfade ziehen jetzt andere Menschen. Zu ihnen fliegen jetzt die Winde. Ihre Jahre aber kreisen immer schneller und schneller.

„O-ho-ho“, sagt sie gelassen.

Damals hatte sie im Schnee einen Kreis so nahe am anderen gezeichnet, daß sie fast ineinander übergingen. Da hatte sie niemanden betrogen: wer sich sein ganzes Leben nur mit ein und demselben beschäftigt, dem prägen sich die Jahreswenden nur schlecht ein. Alle hatten sie, wie alte vertraute Pfade, hinaus in die Taiga geführt. Ohne ihr Gedächtnis anzuspannen, würde sie sich kaum an mehr als vier oder fünf der bedeutsamsten Ereignisse erinnern können. Alles andere hatte sich irgendwo verloren. Aber es war in ihrem Leben ein Jahr vorgekommen, das allen anderen so wenig glich, daß es aus den gewöhnlichen Vorstellungen von der Zeit herausfiel. Als sie jetzt daran zurückdachte, hielt sie inne und begann nachzudenken, ohne daß sie den Ring vollendete. Dieses Jahr als gewöhnlichen Kreis darzustellen, schien ihr ungerecht, und aus Ärger, daß ihr nichts einfallen wollte, wischte sie die ganze Zeichnung aus.

In jenem denkwürdigen Jahr war sie als eine der besten Jägerinnen des Kolchos nach Moskau gefahren. Anfangs hatte sie den Eindruck gehabt, als stellte man hier den Menschen von den Füßen auf den Kopf und zeigte ihm in dieser Stellung die wunderlichsten Dinge. Diese Welt war für sie ein Märchen, das ihr vorher noch nie jemand erzählt hatte. So aufmerksam die Berge jeden Menschen im Auge behalten, so sehr tut die Stadt alles nur Mögliche, damit er unbemerkt bleibt und sie selbst mehr zur Geltung kommt. Sie hätte das vielleicht übernehmen können, doch dieses unklare Gefühl war in den Vorhöfen ihres Bewußtseins geblieben und konnte durch die riesige Kette der neuen Eindrücke nicht weiter vordringen. Diese Eindrücke waren auf die städtische Weise entsetzlich flink, erfüllten sie ohne alle Erläuterungen und Entschuldigungen ganz und ließen nichts weiter an sie heran.

„O-ho-ho“, wohl tausend Mal am Tag geriet sie ins Staunen und schnalzte dabei mit der Zunge.

Das Wichtigste aber geschah an dem Tag, als sie sich in der Schlange zum Mausoleum anstellte. Sie hatte von Lenin erst nach seinem Tode gehört, und er war in ihrer Vorstellung lange ein riesengroßer Mensch von ungewöhnlicher Kraft geblieben, der sich in einer zottigen Pelzmütze und mit erhobenem Säbel in den Kampf stürzt. Ihr schien, kein anderer Mensch hätte den Zaren besiegen können.

Mit der Zeit mußte sie ihre Vorstellung von ihm zwar ändern, sie glaubte jedoch den Leniporträts nicht endgültig; ihr schien immer, daß man ihn mit jemand anderem verwechselte, der vielleicht auch ein sehr geachteter und weiser Mann war. Als man sie in die Schule einlud und bat, den Kindern von den alten schlimmen Zeiten zu erzählen, da erhob sie sich, schwieg lange, als wollte sie ihre Gedanken für ein längeres Gespräch sammeln, und sagte schließlich leise und gefühlvoll:

„Lenin hat gut gedacht und gut getan. Jetzt haben es die Kinderchen gut, und auch den alten Leuten geht es gut.“

Sie hob lauschend den Kopf, doch niemand sagte etwas, und so fügte sie entschlossen, als wollte sie einen Punkt setzen, hinzu:

„So ist es.“

Das sollte heißen, über das, was für den Menschen heilig und unbestreitbar ist, gibt es nicht viel zu reden. Aus der einfachen Lebenserfahrung wußte sie: jedes Übermaß ist auch deswegen schädlich, weil es die besten Absichten verdirbt. Und nun geht sie zu Lenin. Langsam und vorsichtig, als fürchte sie, einen Schlafenden zu wecken, bewegt sich die schweigende Menschenschlange vorwärts. Dieses Schweigen Hunderter von Menschen scheint ihr tief und stark, als sei der ganze Rote Platz speziell hierfür bestimmt worden.

„Er hat ein gutes Haus“, denkt sie. „Offenbar hat ihm der Kolchos hier in Moskau solch ein gutes Haus gebaut.“ Sie hatte sich in den letzten Jahren angewöhnt, jede Äußerung der Fürsorge mit dem Kolchos zu verbinden, und sogar die Stadt, die viele ihrer Vorstellungen über die Weltordnung ins Wanken gebracht hatte, blieb für sie dennoch ein großer Kolchos, dessen Vorsitzender sehr lange Zeit Lenin gewesen war. Sie weiß, was ein guter Vorsitzender bedeutet. Hat man ihn nicht, dann ähnelt der Kolchos der reichen Taiga, in der man die Schlendriane ungehindert wirtschaften läßt. Für das folgende Jahr wird dort nichts mehr übrigbleiben.

„So ist es, so ist es“, flüsterte sie, den Kopf wiegend.

Aber es ist schon zu spät, weiter darüber nachzudenken. Sie bemerkt plötzlich, daß die Menschen vor ihr größere und langsamere Schritte machen. Sie faßt das als irgendeinen Brauch auf, an den man sich nicht unbedingt halten muß. Offenbar hat es früher überall Schamanen gegeben. Sie bleibt stehen, um Lenin besser betrachten zu können. Jemand stößt sie von hinten leicht an, sie aber sagt vertrießlich, ohne sich umzuwenden:

„Geh du nur weiter, ich bleib noch hier. Ich muß rasch noch was sagen.“

Lenin scheint ihr unmerklich zuzunicken. Sicher ist er in den vielen Jahren die langen und stummen Menschenschlangen leid geworden und freut sich jetzt über die Gelegenheit, sich mit jemandem unterhalten zu können, der nicht aus Neugierde, sondern in einer wichtigen Sache zu ihm gekommen ist. Ihre Sache frei-

lich ist nicht so besonders wichtig und könnte auch an anderer Stelle erfolgreich entschieden werden, aber sie ist dennoch damit hierher gekommen.

„Ich bin eine Tofalarin“, sagt sie.

Wieder scheint ihr, daß Lenin mit dem Kopf nickt: Ja, ich weiß schon, das ist ein winzig kleines Volk in den Sajanen, das schon zum Aussterben verurteilt war.

„Dort gibt es Wälder, Wälder und Berge“, fährt sie fort, „aber dich kennen dort alle.“

„Bitte weitergehen“, fordert sie hinten eine Stimme in leisem, aber entschiedenem Ton auf.

Sie blickt das nachdenkliche und müde Gesicht Lenins an und sagt:

„Du solltest dennoch auf dich aufpassen. Du bist ein einziger, laß nicht zu, daß sie viele Menschen aus dir machen.“

Dann aber beschleunigt sie ihre Schritte und geht hinaus. Nun scheint ihr die große und unbegreifliche Stadt näher gekommen, als ob sie in eines ihrer Geheimnisse eingeweiht wäre. Sie begriff, daß der, den sie soeben aufgesucht hatte, ein Freund ist, für den sie mit jedem Herzschlag Dankbarkeit empfindet. Und es ist gar nicht einmal schlecht, wenn der Mensch nicht immer das Schlagen seines eigenen Herzens spürt. Denn das heißt, daß es gesund ist.

Seitdem waren viele Jahre vergangen. Während dieser Zeit war soviel Neues und Ungewöhnliches in ihr Leben eingedrungen, daß sie schon nicht mehr wußte, worüber sie staunen sollte und worüber nicht. Anfänglich erschreckten sie die Laute, die aus dem Radio kamen, dann gewöhnte sie sich daran, wie später auch an das elektrische Licht und an die Flugzeuge, die täglich bei der Siedlung landeten. Das waren alles Wunder, an die sie sich gewöhnte, die sie aber trotzdem nicht begreifen konnte. Die Wunder nahmen kein Ende: ein schon ganz hinfälliger dem Tode naher Mensch wurde von den Ärzten gerettet und ging wie neugeboren wieder auf die Jagd, sodann tauchte das Telefon auf, und die Kosmonauten flogen weiter, als der Himmel reicht. Sie konnte die Grenzen des Möglichen nicht mehr unterscheiden und begann zu glauben, daß es dort, in den großen Städten, heute Menschen gibt, die wie Zauberer alles machen können. Vor kurzem kehrte ihr Sohn aus Moskau zurück. Jetzt ist das alles ganz einfach: er hat sich in ein Flugzeug gesetzt und ist hergeflogen. Als er aufhörte zu erzählen, was er gesehen und gehört hatte, rief sie ihn nach draußen und fragte ihn dort flüsternd, wie nach einem großen Geheimnis:

„Sag mal, ist Lenin nicht alt geworden?“

Ihr Sohn murmelte verständnislos:

„Was? Was sagst du da?“

„Ich frage, ob Lenin nicht alt geworden ist.“

Ganz verdutzt schüttelt er den Kopf: nein, nein, er ist immer noch der gleiche.

„Lieg er?“ fragte sie.

„Ja.“

„Aber warum hilft man ihm nicht aufzustehen? Heute gibt es doch jederlei Arzneimittel. Oder will man das nicht?“

„Was sagst du da?“ Ihr Sohn erschrak. „Dein Verstand ist altersschwach geworden. Das ist doch unmöglich.“

Sie runzelte ungläubig die Stirn und entfernte sich. Sie überlegte: heute gibt es jegliche Arzneien, man kann ihm doch Spritzen geben. Nur daß er sich's anschaut. Die Kosmonauten, sagt man, fliegen weiter als der Himmel.

Der Frühlingswind streichelte sie . . .

Um sie herum brauste der Winterwind.

Aber es ist nicht ihr Wind. Sie hat schon genug Wind geatmet, ist mit ihm fortgezogen, und sie haben gewissenhaft miteinander vollbracht, was zu vollbringen war.

Vadim Koschewnikow Sichtbares und Unsichtbares

Alexej Danilowitsch Mochow arbeitet als Brigadier in einer Montagehalle. Er ist groß, etwas gebückt, sehnig. Das hagere Gesicht mit vorstehenden Backenknochen hat immer einen Ausdruck strenger Besorgnis. Junge Ingenieure im Konstruktionsbüro behaupten, Mochow verfüge beinahe über ein Wundertalent technischer Vorstellungskraft. Beim Betrachten einer Skizze fühlt er gleichsam die zu projektierende Maschine bereits in Metall und urteilt über sie so, als liege sie schon vor und werde gerade getestet.

Man hat mir gesagt, Mochow vertiefe sich so gründlich in die Arbeit, gebe sich ihr so restlos hin, daß er keine weiteren Interessen habe. Man hat mich auch gewarnt, Mochow sei nicht sonderlich mitteilsam, nicht, weil er etwa von sich große Stücke hielte, sondern weil er an der Front schwer verwundet worden sei und das Sprechen ihm seitdem schwer fiele: Er habe zunächst stark gestottert, diesen Makel aber unter höchster Anstrengung seines Willens überwunden. Jetzt gebe es nur Schwierigkeiten beim Reden, wenn er sich sehr aufrege.

Die Montagearbeiter haben über ihren Brigadeleiter mit Stolz gesprochen wie über einen herzlichen, feinfühligen Menschen. Sie erklärten das etwa so: Mochow hat den guten Ruf nicht nur, weil er durch sein differenziertes Wissen der Technik andere überragt, sondern weil er auch gewissenhaft, anständig ist. An jedem Zahltag überweist er seit nun schon zwanzig Jahren den vierten Teil des Verdienstes an die Akulows, die Familie des einstigen Frontkameraden, der ihm einmal das Leben gerettet hat. Mochow hatte die Frau geheiratet, die ihn nach dem Rückzug unserer Truppen, als er verwundet war, versteckte. Auch als sie deshalb denunziert wurde, verriet sie nichts, und die Polizei schlug sie zum Krüppel. Man nennt Mochow mit seinen vierundvierzig Jahren im Betrieb respektvoll einen alten Veteranen. Das Bild an der Ehrentafel zeigt Mochow ohne Schnurrbart und mit dunklem dichten Haarschopf. Jetzt hat er einen Schnurrbart, aber nur spärlichen Haarwuchs an den Schläfen. Die Zeit verändert wohl das Aussehen des Menschen, doch der Platz mit dem Bild von Mochow ist unverrückbar an der betrieblichen Ehrentafel. Mochow bewohnt eine Zweizimmerwohnung mit Balkon.

Ich war mir nicht sehr sicher, wie Mochow auf meinen journalistischen Besuch reagieren würde. Er hörte mich schweigend an, sagte mit ausgestreckter Hand: „Setzen Sie sich da hin. Heißt also, wir essen gemeinsam zu Mittag.“

Das Ehepaar Mochow deckte gemeinsam den Tisch, holte abwechselnd das Essen aus der Küche. An der Wand hingen zahlreiche Fotos von Mochows Frau. Als sie meinen Blick bemerkte, betonte sie mißmutig:

„Das ist Alexej Danilowitsch, der immer wieder versucht, mich zu verschönern. Aber in Wirklichkeit sehen Sie ja, wie ich aussehe.“ Die Fingerspitzen streiften leicht ihr nur wenig bewegliches Gesicht mit den harten Narben. Mochow hustete.

„Was kann ich dafür? Die Optik hält faktisch alles fest. Doch wollen wir nicht lieber auf dem Balkon sitzen, bis Olga Dmitrijewna uns den Kaffee macht?“ Während wir rausgingen, meinte er nachdenklich:

„Sie sagten vorher, unser Werk gäbe es schon seit siebzig Jahren. Das ist doch übertrieben. Es hat wohl eine Fabrik gegeben. Vor 1942. Aber vor dem Einmarsch der Deutschen haben es die Arbeiter mit eigenen Händen und mit unterdrückten Tränen teilweise demoliert. Den Rest besorgten die Faschisten. Gründlich und barbarisch. Es war einmal ein Betrieb, und dann gab es ihn nicht mehr. So muß man das auch in der Geschichte festhalten.“

„Nun, da steht er doch!“ Ich zeigte auf die von hier erkennbaren Gebäude.

„Das ist er nicht“, sagte Mochow trocken. „Das ist ein ganz anderer Betrieb. Genau so ein Verwandter des alten Werks, wie Jurij Gagarin mit dem russischen Muschik verwandt ist, der einmal mit Flügeln aus Leder von einem Kirchturm abgesprungen ist. Nach der Demobilisierung bin ich hierher gekommen und nahm die Arbeit auf. Da gab es kein Werk. Nur einen Schutthaufen gab es. Da fingen wir an, wie Sie so schreiben, es wiederaufzubauen. Was war das nun wirklich? Wir machten Ausgrabungen wie Archäologen, die in der Erde gegenständliche Beweise für eine ehemalige, alte menschliche Kultur suchen. Sammelten jeden Kram, reparierten ihn, richteten ein, aus Kanalisationsröhren stellten wir Träger hin, auf denen dann das Dach zusammengeflickt wurde. Einen Außenstehenden mag das erstaunen. Da haben die Leute einen welthistorischen Sieg errungen, die Welt vor der faschistischen Sklaverei gerettet und wühlen in Staub und Dreck wie die Müllkutscher. Absonderliche Leute, nicht wahr? Statt sich mit seinem großen Sieg großzutun und aufzuplustern, taglöhnt man still vor sich hin, als habe man nur Hunger auf jede Arbeit und auf nichts weiter. Nun, wir haben die Produktion angekurbelt, sie lag unter dem Stand des ersten Fünfjahrplans. Und was für ein Jubel überall: Als hätten wir einen neuen Sieg über die Faschisten errungen! Nach dem Krieg hatte das Volk schwache Nerven. Als die ersten Erzeugnisse geliefert wurden, konnten nicht einmal die kühnsten Frontkämpfer, die in Aufklärungskommandos gedient hatten, ihre Tränen unterdrücken. Doch auch das war nicht das Datum der Neugeburt unserer Fabrik. Kaum waren wir mit diesen Schwierigkeiten zu Rande gekommen — wums, aus! Alles, was wir zusammengebastelt, wiederhergestellt hatten — weg damit! Die Aufbauarbeit fing jetzt erst ernsthaft an, die Arbeit dessen, was Sie jetzt sehen, was Sie mir vorher gezeigt haben. Dabei behaupteten Sie, das sei das Werk, während ich bewies, daß es das einfach nicht gegeben hat.“ Mochow, erleichtert, erklärte:

„Da haben Sie die Biographie unseres Betriebes in der knappsten Fassung.“ Olga Dmitrijewna sagte mir vertraulich, als sie uns ins Wohnzimmer zum Kaffee bat:

„Aljoscha ist nicht nur leidenschaftlicher Fotoliebhaber, sondern er zeichnet und malt auch gern.“

Mochow unterbrach sie etwas verwirrt:

„Was heißt da Malen, sonst denkt der Genosse womöglich, ich interessiere mich für die bildende Kunst. Worum geht es denn wirklich? Für unsere Maler habe ich mal die Farben mitausgesucht, auch mal Skizzen für die Produktion.“ Er legte die große Mappe, die Olga Dmitrijewna gebracht hatte, kurzentschlossen beiseite, als wollte er mir zu verstehen geben, daß er über dieses Thema jetzt nicht sprechen möchte.

Am nächsten Tag kam ich wie verabredet in die Halle, wo Mochow arbeitete. Es war gerade Mittagspause. Mochow sagte mir:

„Ich möchte Ihnen jetzt erläutern, warum ich gerne zeichne. Sehen Sie mal her! Da ist der Maschinenpark. Alles in hellgrün gehalten. Eine zarte Farbe, weich. Manche hatten den Einwand: zu schmutzempfindlich. Die wollten dunklere Töne haben, die Schlampelei auf den Werkbänken verdecken. Die hatten begriffen. Gegen solche Mentalität war Emailweiß entlarvend. Nicht allein. Es gibt auch andere Erziehungsmethoden. Außerdem ist weiße Farbe medizinisch. Das paßt in Krankenhäuser. Die Tragsäulen haben wir in Aluminium-bronze gestrichen, das glänzt, ist feierlich. Die Laufkräne sind wie Segelschiffe, die ragen in die Höhe, die verlangen selbstverständlich eine Tönung von der Bläue des Himmels. Das wirkt sich auf die Kranfahrer positiv aus: also, denk dran, wo du bist, schwenk die Frachten sorgsam, steure wie der Pilot seine Maschine. Die Form der Tageslichtleuchten haben wir aus dem Konferenzsaal des Gebietskomitees der Partei entlehnt. Sehen Sie sich den Fußbodenbelag an: eng gelegte Platten. Für Füße und Augen eine Freude. Schmutz und Flecken schreien darauf gleich. Früher hatten wir hier Holzklötze oder Asphalt, wie draußen. Heute sieht man gleich beim Betreten der Halle: ein Gebäude, der Maschinenpark. Schauen Sie dann die Füße der Werkbankarbeiten an. Keiner hat Stiefel an. Alle tragen das übliche Schuhwerk wie die Angestellten. Über diese Beobachtung hat sich noch niemand geäußert, doch die Tatsache hat einen tieferen Sinn. Da sind die Waschtische: alles verkleidet, die Hähne verchromt, auch gibt es Behälter mit flüssiger Seife, was nicht einmal jeder Frisiersalon zu bieten hat. Anstelle des Handtuchs ein Pedal zum Drücken — die Hände werden mit heißer Luft getrocknet. Wozu der Luxus? Die Sache ist nämlich die, daß beim üblichen Händetrocknen das Maschinenöl nicht restlos wegkommt und die Hände ölig bleiben. Bei der jetzigen mikroskopischen Präzision muß die Hand aber trocken bleiben und das Gefühl behalten. Darum der Luxus! Auch sind Spiegel an den Wänden für die Selbstachtung. Ein junger Arbeiter richtet die Werkbank ein, automatisch verschmiert er das Gesicht. Danach belehren wir den Jungen theoretisch, der betrachtet dein Gesicht und stellt sich die Belehrung etwas abstrakt vor. Hier ist die Sache komplex gelöst: man wäscht sich in der Halle die Hände und kontrolliert auch gleichzeitig die eigene Physiognomie. Eine Bagatelle, aber wesentlich.“

Auch an die Mitarbeiterinnen muß man denken. Früher gab es in den Hallen hier

ganz wenig Frauen, heute aber stehen an den Halbautomaten fast lauter Mädchen. Überhaupt hat sich die Arbeiterklasse in unserer Halle sehr verjüngt. Da muß man sich auch über die Berufskleidung Gedanken machen. Warum trägt die Jugend sie nicht gern? Ich glaube, der Schnitt und die Farbe sind viel zu abgeschmackt, leblos. Wir, die Älteren, tragen sie schon. Wir haben sozusagen nichts zu verlieren und brauchen uns vor niemandem schön zu machen. Der Schnitt hat keine Fasson, als wären das Futterale für den Menschen und keine Berufskleidung. Aber ich erkläre kategorisch: die Berufskleidung muß gut durchdacht und bequem sein. In Moskau gab es einen Wettbewerb internationaler Moden. Bitte sehr, ich habe nichts dagegen. Wer es mit der Mode hält, soll es ruhig tun, natürlich unter Berücksichtigung der persönlichen Mittel und der Meinung der Mitmenschen. Warum aber wird die Berufskleidung nicht auch an solchen Maßstäben gemessen?

Die Stoffe unserer Berufskleidung sind zuverlässig, tragen sich gut, aber die Farben? Wie umgepflügte Erde. Und was am schlimmsten ist, das ist der Schnitt. Man muß zweckmäßig, einfallsreich und liebevoll die Arbeitskleidung anfertigen. Ja, elegant. Die Kleidung für Männer muß männlich, die für Frauen weiblich sein. Aber was gibt's denn? Da geht einer vor dir in der Arbeitskleidung, Mann oder Frau, du errätst das nicht. So ein „Verwischen der Unterschiede“ brauchen wir beileibe nicht. Es wäre auch gut, wenn jeder Beruf seinen eigenen Schnitt hätte. Also zugleich reich an Formen und Ordnung, man merkt sofort, was für eine Persönlichkeit während der Arbeitszeit an ihrem Arbeitsplatz ist . . .“

„Alles gut und schön. Doch ich möchte, Alexej Danilowitsch, daß Sie kurz über sich selbst, über Ihre Arbeit berichten.“

Mochow hob verwundert die Brauen. Sein knochiges Gesicht bekam einen befreimdeten, ja beleidigten Ausdruck.

„Und wovon rede ich die ganze Zeit? Etwa von nebensächlichen Dingen? Das sind wir, die Kommunisten in der Halle, die diese Schönheitsmaßnahmen durchgeführt haben. Da doch die Schönheit ein Anliegen der Partei ist. Je mehr Schönes wir in unserem Leben um uns haben, desto interessanter lebt und arbeitet es sich. So betrachte ich von meiner Warte aus diese technische Ästhetik, oder, kurz gesagt, die Sorge um das Schöne. Vielleicht rede ich wieder daneben, so berichtigen Sie mich dann . . .“

An einem Gestell vorbeikommend, blieb Mochow stehen, nahm ein Werkstück in die Hand, besah es von allen Seiten und kniff die Augen zusammen.

„Kusowkin! Seine Handschrift. Sehen wir nach, ob es seine Arbeit ist. Es stimmt schon!“ Er gab mir hastig die Hand. „Sie müssen mich entschuldigen — habe noch eine Menge zu tun.“

Beim Weggehen blickte ich mich um. Mochow stand weiterhin am Gestell und betrachtete nachdenklich das blitzende Werkstück. Sein Gesicht war dabei gütig, zärtlich,träumerisch, wie ich es bei unseren Begegnungen nie gesehen hatte.

Grant Matewossjan Die Glut

... Der Brigadier schaute frühmorgens vom Hügel in der Mitte des Dorfes auf ihr Haus und rief:

„Auf zur Heumahd!“

Der Vater war in der Baubrigade, die Mutter fühlte sich unwohl, wen meinte er eigentlich? Das Mädchen holte sich ein Buch vom Regal, ging in den Garten, legte sich hin und hielt sich mit den Fingern die Ohren zu.

„Auf zur Heumahd!“

Es schien, als sei der Brigadier weitergegangen, aber plötzlich ertönte seine Stimme ganz in der Nähe:

„Assatur baut Bienenstöcke, das weiß ich. Tante Anait, die hat einen Krankschein. Aber diese da unterm Baum? Mit dir spreche ich, Margo!“

„Was will er?“ wandte sich das Mädchen an die Mutter.

„Es handelt sich um dich höchstpersönlich, Genossin Margo.“

Die Mutter hüllte sich in Schweigen. „Natürlich, ihre Lieblinge sind ja der Hauptmann und seine Frau Elja, die sich so schön in den Hüften wiegt.“

Man versammelte sich am Dorfrand und wartete auf den Lkw, der sie abholen sollte. Alles Frauen und ältere Männer. Der Vater des Burschen erzählte etwas Komisches, und alle lachten. Er erzählte von der Physiklehrerin Genossin Simonjan, die sich durch eine für diese Gegend ungewöhnliche Fülle auszeichnete. Zuweilen, wenn sie durch das Dorf ging, öffnete sich an ihrem Kittel der untere Knopf, und der Wind blies die Rocksäume auseinander.

Als sie in den Wagen kletterten, kam der Bursche herangelaufen. Er packte das Mädchen an den Armen, half ihr hinauf, zog dabei den zerrissenen Rocksäum rasch hinunter und sah sich um. Er fand für sie einen Platz an der Bordwand. Sein Rücken verbarg sie vor den bei jedem Schlagloch hin und her schaukelnden Männern.

Der Mann der Genossin Simonjan, der Physiklehrerin, war ebenfalls Lehrer und dazu Schulleiter. In dem Dorf führten nur sie ein Leben nach Städterart. Sie hatten ein zweistöckiges Haus, der Garten war von einem Zaun umgeben, der Balkon blau. Und immer sang das Radio. Die vorbeigehenden Männer fühlten sich verwirrt. Es kam ihnen vor, als stünden auf dem blauen Balkon, an die Geländer gelehnt, überreife Sommerfrischlerinnen. Ihre Röcke waren sehr kurz, die runden Knie entblößt. In der Wohnung Halbdunkel, kühl und gemütlich, der Boden mit Teppichen bedeckt. Es gibt dort auch Sofas, aber die sind zu weich, zu warm. Schöner wäre es, sich unter den Tisch auf den Teppich zu legen. In dem Haus hielten sich tatsächlich ab und zu Sommerfrischlerinnen auf. Sie kamen, ließen sich hinreichend von der Sonne bräunen und fuhren dann wieder weg. Und wenn sie weg waren, wurde das Leben im Dorf gleichsam grauer.

Noch lange danach, wenn die Rede auf die Stadt kam, erinnerten sich die Männer an diese sonnengebräunten Frauen und dachten an die Ehemänner und deren Männlichkeit ohne Bosheit, aber mit einem gewissen Zweifel.

Die Genossin Lehrerin Simonjan hatte noch nie in ihrem Leben einen Rechen in die Hand genommen, niemals unter der glühenden Sonne gearbeitet. Sie war wohlgenährt, hatte eine weiße Haut, runde Schultern, einen glatten Hals und volle Arme. Der seidene großblümte Morgenrock schien etwas zu eng für sie. Manchmal ging an diesem Rock der untere Knopf auf, die Rocksäume flatterten im Wind, und das entging den Männern des Dorfes nicht. Irgendeiner merkt es und erzählt es den anderen. Und beschreibt, was er gesehen hat, derart, daß man direkt glauben könnte, alle hiesigen Männer haben schon selbst den bewußten Knopf aufgehen sehen. Jeden Sommer reist Genossin Simonjan in ein Kurbad. Sie ist keine ausgebildete Lehrerin. Sie kam mit dem Zeugnis einer Rechnungsführerin hierher. Damals war sie spindeldürr und schmächtig. Der Schulleiter Watsche heiratete sie, und sie begann Fett anzusetzen. Je dicker sie wurde, desto häufiger redete man im Dorf davon, sie sei eine schlechte Lehrerin.

Die Frauen setzen den Männern zu:

„Ihr schwätzt immer, aber tut nichts. Schreibt eine Beschwerde, daß man sie absetzt. Die Kinder fallen bei den Examen in der Stadt immer in Physik durch.“ Die Männer verstanden indessen einander sehr gut. Die Genossin Simonjan fesselte unwillkürlich ihre Gedanken. Der Knopf und ihre pädagogischen Fähigkeiten waren nur der Anlaß, um über sie zu tratschen. Und diese Gespräche ließen gewissermaßen — fast ein bißchen wirklich, fast ein bißchen leiblich, fast ein bißchen sinnlich spürbar — die Frau mit den gepflegten Armen in ihre Nähe rücken.

Die Sonne brannte. In der Luft hing das Rascheln des Heus und das Brummen der Bienen. Man arbeitete schweigend. Den Frauen wurde dunkel vor Augen, in einiger Entfernung schien alles zu verschwimmen. Jeder Laut erstarb in den Ohren. Alle, auch der verantwortliche Brigadier, wollten sich nur so bald wie möglich im Schatten hinlegen. Wann kommt nun endlich diese verfluchte Mittagspause! Von der Schlucht aus ist das Rauschen des Flusses nicht zu hören. Das Wasser muß dort kühl sein. Man müßte in seine Tiefe eintauchen können und auf dem Grund sitzenbleiben, solange der Atem reicht.

Es erwies sich, daß die Genossin Simonjan mit ihrer glatten Haut und den flatternden Rocksäumen auch hier bei der Heuernte in den Gedanken der Männer und den neidischen Augen der Frauen zugegen war. Das kam folgendermaßen heraus: Der Vater des Burschen wollte den Brigadier um eine Pause bitten. Da es aber nach der Sonne noch etwas zu früh war, beschloß er, sich einzuschmeißen und den Brigadier mit Nachnamen anzureden. Aber selbst zu seiner eigenen Überraschung rief er: „Genossin Simonjan!“

Die Männer waren einen Augenblick sprachlos, dann schnatterten alle los:

„Die Physiklehrerin . . .“

„Das Bad Mineralnyje Wody . . .“

Und Arschalujs, die Frau in Männerstiefeln, fiel mit heiserer Männerstimme ein:
„Das Nachthemd!“

„Was ist denn das, Arscho?“

„Es ist so ein Ding, das man beim Schlafengehen anzieht.“

„Stimmt“, überlegte laut der Vater des Burschen. „Ich habe so etwas auf der Wäscheleine trocknen sehen. So etwas Dünnes, Hautfarbenes. Es heißt, die Deutschen können so etwas meisterhaft weben. Die Deutschen verstehen natürlich etwas von Frauen . . .“

Ihm als älterem Herrn stand es nicht an, viel über Frauen zu schwätzen. Aus seinen letzten Worten klang aber schon beinahe eine bestimmte Philosophie heraus, und das schickte sich ebenfalls nicht. So wandte sich der Vater des Burschen direkt an Arschalujs:

„Hast du schon einmal so ein Ding getragen? Ich schwöre bei der Sonne, wenn du es anziehst, wird deine Stimme gleich heller werden.“

„Wenn meine Stimme heller wird, wird deine Frau ganz die Stimme verlieren.“

Der Vater des Burschen winkte aber ab:

„Ach, was ist an der noch von einer Frau geblieben?“

Er stellte sich in Gedanken vor, wie eine Frau auszusehen hat, und wieder schwebte ihm die Gestalt der Lehrerin vor.

„Watsche, der Schulleiter, kann einem leid tun.“

„Wieso leid tun? Muß er etwa zur Heumahd?“

In diesem Augenblick kreischte eine der Frauen auf:

„Krepieren soll sie! Sie hat Arme, jeder so dick wie mein Hintern!“

„Ist ja nicht wahr. Zieh das Kleid hoch, damit wir vergleichen.“

Sie setzten sich zum Ausruhen hin.

Der Schatten war dicht, der Brigadier hätte ein wenig eindämmern können, aber er fühlte sich auf eine merkwürdige Art unruhig. Er konnte klar sagen, wovon, aber er dachte an Beine, heiße, sonnengebräunte Beine. Er dachte an die Beine des Mädchens, das unter den Frauen nicht zu sehen war. Der Brigadier erhob sich und sah sich um: Ja, das Mädchen war nicht da. Am Morgen hatte sie unter dem Baum gelegen, auf dem Bauch, und hatte mit den Beinen in der Luft geschlenkert. „Schande! Sie ist doch mit mir verwandt! Und warum soll ich mich schämen? Sie ist die Enkelin der Schwester meines Großvaters väterlicherseits: verwandt um sieben Ecken! Sie ist hübsch, und ich werde sie heiraten“, entschied der Brigadier, „dann soll sie zu Hause sitzen, ich lasse sie nicht arbeiten. Watsches Frau ist nicht einmal ihren kleinen Finger wert. Ich glaube nicht, daß sie sich in Brest schlecht benommen hat. Aber wo steckt sie denn?“ Er suchte sie mit den Augen und bemerkte plötzlich, daß auch der Bursche fehlte. Das konnte

doch nicht wahr sein. Dann erinnerte er sich an den Vortrag über Naapet Kutschak, den das Mädchen im Club gehalten hatte, und daran, daß kein einziger Zuhörer damals auch nur die Hälfte ihrer Worte verstand, daß sie die Anzahl der Wörter in der Rede Lexikon nannte und daß sie im Jahr siebzig Bücher las . . .

Das Mädchen mit den blauen Augen war verschwunden. Sie hatte zuerst den Rechen genommen, dann fortgeschmissen und war tiefer in die Schlucht gegangen.

„Dieser Fluß . . .“

Als sich das Mädchen auf dem heißen Sand entkleidete, erinnerte sie sich an einen Mann und hielt den Atem an. Obwohl dieser Mann aus einem Film war, schämte sie sich bei diesem Gedanken doch, das Kleid über den Kopf zu ziehen, sich zu entblößen und hielt vor diesem plötzlichen Anfall der Schamhaftigkeit einen Augenblick inne.

Die Kühle des Wassers lockte. Langsam und genießerisch trat das Mädchen über die Stufen ins Wasser und watete zu den tiefen Stellen. Sie legte sich auf den Rücken. So machten es die Mädchen in Brest. Wenn man doch so ein wenig schlafen könnte! Die Mädchen in Brest lagen auf dem Wasser, ohne sich ihrer Nacktheit zu schämen. Eine Welle glitt über ihre Beine und schlug leicht an ihr Gesicht. Ihre Ohren waren voll Wasser, sie hörte einen Augenblick lang nichts. Dann wurden die Ohren wieder frei, und die Welt klang wohllautend wie vorher. Das Mädchen stieß einen freudigen Schrei aus, drehte sich mit dem Gesicht zum Wasser und tauchte. Aufatmend kam sie hoch und glitt noch einmal hinunter. Wieder tauchte sie auf, schüttelte luftholend den Kopf und verschwand wieder unter Wasser, solange Atem und Geduld reichten. So spielten in Brest die Mädchen und Jungen Verstecken: sie verbargen sich im Fluß, kamen hoch und verschwanden wieder . . . Sie stieß mit dem Knie an einen Stein und spürte sofort die Kälte des Wassers.

Als der Bursche herauskam, saß sie auf dem Stein, baumelte mit den Beinen und blickte auf die Wellen.

Die Augen des Mädchens wurden dunkel, umwölkten sich vor Traurigkeit. Der Himmel schien grau von der Gluthitze, vom Sand erhob sich ein Dampf. Am Boden der Schlucht rauschte zerstreut und undeutlich der Fluß. Im Wald rief, immer wieder stockend, der schieferbrüstige Fluevogel.

„Hast du etwas gesagt?“ fragte der Bursche.

„Nein.“

„Ich meine . . .“

Das Mädchen erhob sich und ging zum Feld. Der Bursche lächelte und stellte sich ihr flehend in den Weg. Das Mädchen sah ihn an, hob noch einmal den Blick, wandte dann die Augen ab und ging zum Wald.

Die Sonne dringt in den Wald nicht ein. Aber wo ihre glänzende Klinge hingangt, da wachsen Himbeeren. Das Mädchen blieb bei den Himbeersträuchern

nicht stehen. Unter ihren Füßen knackte das Reisig und raschelte das trockene Laub. Sie hatte Angst stehen zu bleiben und hielt nicht an. Sie kam sich vor, als gehe sie stehlen und suche irgendwo Deckung. Um sie herum dichtes finsternes Gestrüpp. Das Mädchen ging jedoch daran vorüber, denn sie glaubte, daß jetzt das Allerwichtigste in ihrem ganzen neunzehnjährigen Leben geschehen würde und suchte dafür einen würdigen Platz. Dann vergaß sie, was sie suchte und blieb mit geschlossenen Augen stehen.

„Ich liebe dich...“

„Sei still...“

Auf dem Rücken liegend, sah sie die Bäume doppelt so lang, schweigend streifen sie mit ihren Zweigen den Himmel, aber am Himmel, der mit einem weißlichen fetten Film überzogen ist, bleibt das Grün haften. Dann wurde das Lager unter ihr härter und rauher, sie fühlte sich erniedrigt, zerschlagen, nutzlos. „Sicher werde ich jetzt von der ganzen Welt verachtet.“ Und weil in dieser Welt niemand von uns die Kraft hat, der Verachtung zu begegnen, kam es so, daß das Mädchen dennoch den Burschen liebte.

Der Bursche lächelte verlegen und trat zurück, als ob irgendeine Hand sich anschicke, ihm eine Ohrfeige zu geben. Aber diese Hand war schwach, sie hätte ihm nicht weh getan. Der Bursche verspürte keinen Wunsch mehr zu lieben, zu hassen oder zu sprechen. Das einzige, was er noch tun konnte: er steckte sich eine Zigarette an. Als er bei der Armee war, und die Kameraden kamen aus der Stadt zurück, erzählten, dann mochte er ein wenig träumen. Träumen davon, wie er ein geliebtes Mädchen heiraten und glücklich sein wird. Seine Phantasie zeigte ihm dabei Filmschönheiten aus dem Kino, und es war zum Weinen.

Der Bursche warf die Zigarette weg, dann kam ihm der Gedanke, daß das Mädchen vielleicht schwanger werden könnte und man so schnell wie möglich Hochzeit machen mußte. Es gefiel ihm, daß jetzt jemand von ihm abhängig war.

„Nach der Heumahd werde ich um deine Hand anhalten“, sagte er. Das Mädchen weinte.

„Welche Freude!“

„Was soll ich denn noch tun?“ fragte der Bursche.

„Niemand bittet dich, etwas zu tun.“

Der Bursche zuckte die Achseln.

„Schönen Dank!“ und das Mädchen machte sich weinend auf den Rückweg.

„Heul nur noch lauter, damit es alle wissen!“

„So eine Freude, er hält um meine Hand an!“

„Nimm sie nur, du Dumme.“

„Selber dumm.“

„Na, wie du willst. Ich rede davon, wozu ich verpflichtet bin.“

„Du bist zu gar nichts verpflichtet.“

„Du bist aber wirklich blöd. Ich habe geglaubt...“

„Selber Blödian.“

Ihr Wortwechsel, und wie sie einander ins Gesicht sahen, wie ihre Stimmen klangen, und daß der Bursche immer wieder erfolglos versuchte, die Zigarette anzumachen, und daß im Wald dumpf der Fluevogel rief — das alles und vieles andere erweichte unmerklich und allmählich ihr Herz. Die wahre Ursache des Streits war vergessen, und es schien ihr gar nicht mehr so schrecklich, alt zu werden und zwei Kinder großzuziehen.

„Rauche nicht“, sagte das Mädchen, und der Bursche zerdrückte die Zigaretten, er warf die ganze Schachtel weg.

Der Wald ist dicht, man schaut auf eine dichte grüne Wand, und deshalb glauben die Leute, er stecke voller Geheimnisse. Müde, mit erloschenen Augen, trat das Mädchen aus der Schlucht. Der Bursche folgte ihr mit gesenktem Kopf. Die große Arbeitspause war längst zu Ende, die Männer hatten schon ein Mal „fünf Minuten“ erbeten, sich zum Rauchen hingesetzt, auch die Frauen hatten sich hingesetzt und über die Männergewohnheit zu rauchen geschwätzt. Man erwartete, daß gleich wieder jemand „fünf Minuten“ rufen würde. Als die jungen Leute auftauchten, entschied man, daß wieder einmal im Wald etwas Unschickliches passiert sei. Aber es war eigentlich nur eine Vermutung, die nur dadurch bestärkt wurde, daß das Mädchen zwei Sommer in Brest war und es folglich mit der Tugend nicht so genau nahm. Auch ihre Schwägerin, die Hauptmannsfrau, unterhielt sich ungezwungen mit den Männern im Dorf und verschlang sie, nach Ansicht der hiesigen Frauen, mit den Augen. Die Schwägerin des Mädchens war natürlich nicht das Mädchen selbst, aber sie waren aus einem Haus, und ihr Schatten fiel auch auf das Mädchen.

„Himbeeren gibt es dort! Man weiß gar nicht, wo man hinsehen soll“, sagte das Mädchen.

„Heu gibt es hier! Man weiß gar nicht, wie damit fertig werden. Das gehört sich aber nicht, meine Liebe, du bist mehr als eine Stunde weggewesen“, sagte Arschalujs, und sie sagte es so, daß das Mädchen zusammenfuhr. „Wir sind zum Mähen gekommen, müssen so schnell wie möglich fertig werden und die Arbeits-einheiten nachzählen. Man braucht doch ein bißchen Geld! Und die reißt einfach aus.“

„Macht nichts, es ist der erste Tag“, sagte der Vater des Burschen. „Sie wird es allmählich lernen.“

Der Bursche sagte:

„Ich bin baden gegangen. Habe mich etwas verspätet.“

„So?“ sagte der Vater nachdrücklich, und der Bursche wurde verlegen. Dann schielte er nach dem Vater, und es fiel ihm ein, daß er jetzt selber Familienoberhaupt war. Und im gleichen Augenblick suchte er sich schon ein Grundstück für sein Haus aus, nahm beim Kolchos ein Darlehen auf, feilschte mit dem Vorsitzenden und überzeugte ihn, die Mauern und das Dach auf Kosten des Kolchos bauen zu lassen.

Der Brigadier saß da, hatte die Knie mit den Händen umfaßt und versuchte vergeblich, eine Melodie zu pfeifen. Aber es gelang nicht, er kam immer aus der Tonart. Dann begann das trockene Gras aufs Neue zu rascheln, die Bienen zu summen. Eintönig, süß, warm und dicht — es war, als hingen die Töne wie eine Wolke in der Luft, ohne herabzufallen.

Der Bursche lächelte die ganze Zeit.

„Wem gehört das Kopftuch?“

Ein Mann, der gleich alt wie der Vater war, hatte mit der Gabel ein Tuch aufgehoben und schwenkte es in der Luft.

„Wem gehört das Kopftuch?“

„Ich weiß, wem es gehört.“

Der Bursche erriet argwöhnisch etwas Böses. Er wurde blaß und knurrte durch die Zähne:

„Was geht dich das an, du alter Teufel, wem das Kopftuch gehört.“

Für einen Augenblick empfand der Bursche Dankbarkeit für den Brigadier, weil er dem älteren Bauern das Kopftuch abnahm, aber schon im nächsten Augenblick merkte er, daß er die Selbstbeherrschung verlor: das Kopftuch gehörte schließlich dem Mädchen.

„Das ist mein Kopftuch!“ Der Bursche sprang hoch, riß dem Brigadier unerwartet grob das Kopftuch aus der Hand und schämte sich danach noch lange seiner Unbeherrschtheit.

Sie beschlossen, auf dem Feld zu übernachten. Ein herrlicher Abend zog herauf — still und kühl. Eine der Frauen klagte, daß sie ihre drei Kinder bei der Großmutter zurückgelassen hatte, doch der Gedanke an ihr Geplärr und die nassen Hosen hielt sie hier zurück. In der Schlucht erwachte der Fluß, die Grilben, die tagsüber geschlafen hatten, wurden lebendig. Der dicke, warme Geruch des Heus stand in der Luft. In den Ohren des Burschen klang ein Lied ohne Worte, das er irgendwann in seiner Kindheit gehört hatte. Es schien ihm, als ob dieses Lied von einer Frau, von der Sommernacht und von der Treue handelte. Dann wurde es merklich kühler, und aus der Schlucht, wo der Fluß rauschte, zog die Kälte herauf, der runde milchweiße Mond sah aus wie ein Stück Eis. Der Himmel war sehr tief, und in der Tiefe flimmerten Sterne. Vom Himmel floß und floß etwas Feierliches auf die Menschen. Und der Mensch wurde klüger, er wünschte, sich nur ein wenig über das alltägliche Einerlei zu erheben, und in einer solchen Nacht konnte es glücken.

Ihr ganzes Leben — von der Schule bis zu den Himbeersträuchern — kam dem Mädchen jetzt klein und unbedeutend vor, eine Kette von nichtigen Sorgen, die nur Abneigung erweckten. „Ich hätte zum Studium fahren sollen.“

Der Bursche aber sah seine künftige Familie: Ein kleines Mädchen trommelte mit dem Löffel auf dem Teller, ein Junge zog eifrig den Hund an den Ohren, die verflixte Ziege nagte am Pfropfreis, beim Tor kaute gemächlich eine schwere,

ihres Wertes bewußte Kuh. Der Bursche selbst war kein einfacher Kolchsbauer mehr, er hatte einen wichtigen Posten erhalten, er prüft am Tisch irgendwelche Papiere, rechnet, zählt nach und raucht. Er befiehlt seiner Frau: „Leer den Aschenbecher aus!“ Und dann: „Bring mal ein Glas Wasser, aber kalt!“ Gegen Morgen wurde es dem Burschen kalt, er bewegte sich und wachte vom Rascheln des Heus auf. Ein paar Sekunden lang blickte er verwirrt die ungewohnte Decke über sich an, dann erkannte er den dämmrunden Himmel, das unter ihm raschelnde Heu und reckte sich ausgiebig.

Nicht weit von ihm schlief das Mädchen mit ruhig geschlossenen Lippen. Der Bursche warf seine Jacke auf ihre Beine. Sie öffnete für einen Moment die Augen, fühlte die kühle Luft und das warme weiche Heu, kauerte sich zusammen, wollte etwas sagen, lächelte aber nur und schlief wieder ein.

Jonas Avyzius Das verlorene Obdach

VI.

Nicht auszudenken, was er gestern angestellt hat! Glücklich ist, wer sich nach einer Sauferei an nichts mehr erinnern kann. Er hätte gleich nach diesem Blödsinn im Hof zusammen mit Gediminas weggehen sollen. Mochten nur alle sehen, daß er auf die Herren Deutschen pfeift, daß er nicht irgendein Hasenfuß ist, über den man sich lustig machen kann. Es hatte ihm aber an Entschlossenheit gefehlt, und die Angst hatte, wie es bei ihm häufig geschah, die Selbstachtung verdrängt. Er ärgerte sich, stieß aber trotzdem mit den Deutschen an, antwortete lächelnd auf ihr Lächeln, bog sich ebenso wie alle anderen vor Lachen, obwohl er gleichzeitig vor Wut mit den Zähnen knirschte. „Wir haben den Polizeichef entwaffnet!“ Hahaha! Dieses verdammte Gelächter der im Hof Versammelten dröhnte noch immer in seinen Ohren. Und er trank ein Glas nach dem anderen, um es zum Schweigen zu bringen. „Jeder redliche Patriot hat jetzt zwei Ge-

sichter“, bohrten in seinem Hirn die Worte von Sargunus. Er spürte mit jedem Augenblick deutlicher dieses sein zweites Gesicht, das bereits in gefährliche Nähe gerückt war. Dann stieß er mit letzter Kraft seinen Doppelgänger zurück, und er verschwand für einen Augenblick. Dann kroch er wieder aus der Dunkelheit hervor, flimmerte vor seinen Augen, und wieder sah er sich im Licht der Taschenlampe mit erhobenen Händen stehen. „Was wollt ihr, zum Teufel? Kennt ihr eure Leute nicht mehr? Herr Kommandant! Herr Kommandant!“ Er ließ die Hände sinken und machte einen Schritt vorwärts.

„Halt! Stehenbleiben!“ Dreimal hörte er „Halt!“, zweimal in seinem Rücken und einmal vor sich. Obwohl die grellen Taschenlampen ihn blendeten, erkannte er — nein, er erriet es am Geruch —, daß die Mündung der Pistole gerade auf seine Brust gerichtet war. Ja, sie waren bester Laune, die Herren Deutschen, sie gaben eine Vorstellung vor Zuschauern. Später, als sie am Tisch saßen und immer noch über das Geschehene lachten, sagte Herr Ropp: „Russen hätten wir für solche Scherze erschossen...“ Großmütig, mit einem gutartigen Lächeln wurden diese Worte gesprochen (allerdings flackerte dabei in den Augen eine Drohung), er aber stieß mit seinem Wohltäter an und trank darauf, daß er, Adomas, doch höher steht als die Russen. „Herr Vainoras, als wir einen Toast auf den Führer und das Vaterland ausbrachten, haben Sie auf Ihren Teller geblickt und geschaut, was es zu beißen gibt“, bemerkte der Gestapo-Chef, und Adomas brachte einen Trinkspruch auf „Großdeutschland, den bewährten Freund des litauischen Volkes“ aus und schrieb noch ein Glas auf seine Rechnung. „Sie sind alle Schweine, die Bolschewiken. Kann ein Schwein begreifen, was das Vaterland ist?“ setzte der Herr Postdirektor hinzu. So mußte er wieder das Glas erheben („Auf die Flagge des dritten Reichs, die über der Festung des Bolschewismus, dem Kreml, wehen soll“), um zu beweisen, daß er überhaupt gar kein Schwein ist und in seinem Blut keine Bazillen des Bolschewismus vorhanden sind. Ausgerechnet nach diesem Glas begann sich das Rad in die andere Richtung zu drehen. Vor Angst brach ihm der kalte Schweiß aus, er begriff, daß sein zweites Gesicht wieder herauskroch und daß er keine Kraft hatte, es k. o. zu schlagen. Er versuchte aufzustehen, um den Raum zu verlassen, aber sein Kopf war leer und leicht wie eine Butterblume, der Körper dagegen füllte sich gleichsam mit Blei. „Was verstehen Sie denn von der litauischen Nation, Herr Postdirektor! Haben Sie sie verstanden oder auch nur versucht, sie zu verstehen? Euch muß man bloß Gänse, Speck und Eier geben. Und Klaipeda hergeben... Herr Kommandant, meine Hand drauf, sag, habe ich nicht recht? Den einzigen Hafen habt ihr uns abgenommen. Das Fenster zum Mee-er. Aber wir sind trotzdem mit euch, Herr Dangel. Wir die-ienen... In Treue und Wahrhaftigkeit. Dem Führer, Deutschland, und für die Unseren das, was übrigbleibt. Für uns sind die Brosamen, Herr Kommandant... Lachen Sie nur, lachen Sie über Ihren Diener. Einmal kann auch der Diener seine Livree abwerfen. Das kann er sogar ganz

bestimmt, Herr Postdirektor... Glaubst du vielleicht, ich lege auf diese Schulterstücke großen Wert, ich habe nur kein Geld, mir einen anständigen Anzug bauen zu lassen, Ehrenwort! Ich spucke auf die Uniform des Polizeichefs, meine Herren. Morgen reiche ich meinen Rücktritt ein und bitte die geneigten Anwärter, meinen Platz einzunehmen. Sie können ihn haben, Herr Postdirektor.“ Mit einem Schlag schoß es aus ihm heraus, und er fühlte, wie in seinem Herzen tausend Teufel vor Begeisterung einen Tanz aufführten. („Da hast du, Herr Kommandant; Da hast du, Dangel! Hier, friß auch du, du gemästetes Schwein von einem Postdirektor! Ersticken sollt ihr an der heiligen Wahrheit...“) Wer weiß, was er noch alles gesagt hätte, aber der Postdirektor kreischte plötzlich auf wie ein Ferkel unter dem Messer und versetzte Adomas einen Kinnhaken. Nein, er schlug nicht zurück. Gott sei Dank, daß er nicht zurückschlug. Er sprang nur hoch (das Blei stürzte dabei plötzlich in die Beine) und ließ sich im selben Moment, als sei er über den fürchterlichen Blick des Kommandanten gestolpert, wieder auf den Stuhl fallen. Die entsetzlichen, gnadenlosen Augen durchbohrten ihn wie kurz zuvor im Hof der Pistolenlauf. Irgendein wichtiges Schräubchen war durch den Schlag des Postdirektors wieder an seinen Platz gekommen, und der ganze Mechanismus begann wieder wie früher zu arbeiten. Bajercus winselte und zuckte wie ein Paralytiker. (Es schien, als ob gleich seine Glatze samt dem Hühnerhals davonfliegen würde.) „Nach Hause, Vainoras! Sofort nach Hause! Bei mir ist kein Platz für Provokateure.“ Er hätte ihn nicht fortzujagen brauchen. Er ging von selbst, durch Milda gestützt, auf dem Weg geriet er ins Schleudern („Welcher Lump stößt mich denn noch?“). Die schlecht beleuchteten Straßen waren leer und dunkel. In der Stille klapperten Mildas hohe Schuhe aufdringlich laut. Es schien ihm, als schleiche ihnen jemand nach und zielte mit einer schwarzen Pistole auf seinen Rücken. Da bekam er plötzlich Angst vor dieser Dunkelheit mit den punktartigen Laternen und den durchsichtigen Silhouetten der Häuser und brach in Tränen aus wie ein Kind, das man in den Wald geführt und dort allein gelassen hat. Milda tröstete ihn, aber sie weinte selbst. Zum erstenmal nach den vielen langen Nächten wurde ihnen das Ehebett wieder eng, und er freute sich, daß in das erstarrte Fleisch ihrer Liebe die Seele zurückgekehrt war. Als er aber morgens die Augen aufriss, sah er wieder die Tische, Flaschen, Teller und die grinsende Fratze des Herrn Kommandanten vor sich.

„Ein Dummkopf bist du, ein Dummkopf“, sagte Milda und schaute ihn mit fremden Augen an.

In ihrer Stimme waren Ärger, Enttäuschung, vielleicht sogar Verachtung, aber keine Spur der Zärtlichkeit, die das Bett noch atmte.

„Ich glaube, ich muß mich entschuldigen“, stammelte er.

Den ganzen Vormittag ging er mit schwerem Schritt in seinem Arbeitszimmer auf und ab, blieb manchmal am Schreibtisch stehen und sah mit leerem Blick auf einen Stoß Protokolle. Der Diensthabende kam herein („Ich möchte was melden,

Herr Chef“), aber Adomas hatte keine Lust, sich damit zu befassen („Und was tut Bugjanis, zum Teufel!“). „In dieses Zimmer kommt selten ein ordentlicher Mensch. Was kommt, sind Mörder, Diebe, Spekulanten. Ich aber muß wie der letzte Knecht in diesem Misthaufen herumwühlen und das fremde Feld düngen. Polizeichef soll ich sein! Eine Klofrau mit Schulterstücken! Haha!“ Wieder kam der Diensthabende: „Pjatras Kuckailis möchte Sie sprechen.“ „Soll zu Bugjanis gehen.“

„Er sagt, es sei sehr wichtig. Er möchte Herrn Chef . . .“

„Dann soll er warten, wenn er auf mich so erpicht ist.“

„Und außerdem ist Zakajtis aus dem Bataillon da. Auf Urlaub. Möchte Sie ebenfalls sehen. Aber, verstehen Sie, die Sache ist so: er ist mächtig angeheirter . . .“

„Jag ihn zum Teufel.“

„Das wird nicht so leicht sein, Herr Chef: Der Mann ist bewaffnet, er droht . . .“ Adomas wurde wütend:

„Her mit ihm! Der will wohl seinen Urlaub im Kittchen verleben!“

„Wir amüsieren uns, Herr Zakajtis?“ fiel er über ihn her, als Zakajtis schwankend und aufstoßend ins Zimmer hineintorkelte. „Gib die Waffe her.“

„Ich bin nicht zu Ihnen gekommen, um mich entwaffnen zu lassen, Herr Vainoras“. Zakajtis spuckte den Zigarettenstummel unter den Schreibtisch und platschte geräuschvoll auf den Stuhl. Sein ausgemergeltes Gesicht war grau, die Augen verschwommen, der Schlangenkopf schwankte auf dem langen, dünnen Hals. Aber seine Uniform war in Ordnung: das Koppel fest umgeschnallt, Stiefel blank gewienert, alle Knöpfe an ihrem Platz. „Ich hab eine Woche Urlaub bekommen. Für vorbildliche Pflichterfüllung. Das nütze ich aus, Herr Chef. Ich besuche Freunde, Verwandte und Bekannte. Bin auch zu dir auf einen Sprung gekommen. Vielleicht genehmigen wir uns ein Fläschchen? Gedenken wir der alten Zeiten, als du mich vor der Kugel gerettet hast, damit ich andere erschießen kann. Ein Arbeitsbataillon! Haha! Arbeitsausrüstung ist eine MP und das Baumaterial sind Leichen. Wie denn anders: Wir haben so ein Papier unterschrieben, haben geschworen, für Adolf Hitler zu kämpfen. Da hast du mir aber einen schönen Posten verschafft, Chef. Wundervoll — ich weiß gar nicht, wie ich es dir vergelten kann.“

„Hörst du, was ich sage? Gib die Waffe her!“ schrie Adomas, außer sich vor Wut. „Oder ich rufe die Kommandantur an.“ „Aber wieso denn?“ Zakajtis lachte angstvoll auf und klopfte auf die Manteltasche, wo die Pistole steckte. „Dieses Ding kann ganz leicht . . . paff, und schon hast du eine blaue Bohne im Bauch. Rein zufällig. Was heißt das schon, ein Mensch mehr oder weniger? Dort haben wir uns abgewöhnt, schüchtern zu sein, Herr Chef. Wir umzingeln ein belorussisches Partisanendorf, schon werden die alten Männer und Weiber aufgeknüpft oder mit der MP abgeknallt, den roten Hahn auf die Dächer, und

weiter . . . Wir marschieren, marschieren und bringen dem Feind den Tod.‘ Und solche Kerle willst du mit der Kommandantur einschüchtern, du widerliche Polizistenratte!“

Zitternd vor Wut zog Adomas seine Pistole.

„Hände auf den Tisch!“

Zakajtis lachte laut auf.

„Drück nur ab, Herr Chef. Für mich persönlich wird das kein Verlust sein. Ein Halunke weniger auf der Erde. Offen gestanden, ich habe mir schon lange so einen kleinen Genickschuß gewünscht. Ich habe es satt . . . Wir schießen und schießen, alles brennt, ein Ende ist nicht zu sehen. Drück ab, Herr Chef, ja?“ Zakajtis begann zu zittern, über seine Wangen liefen ein paar Tränen. „Wohin ich auch gehe, immer habe ich sie vor Augen. Wackelige Greise, verheulte Kinder. „Warum tust du uns das an, Pan Zakajtis?“ Warum? Weil ich am Leben geblieben bin. Weil ich meine Seele an den Teufel verkauft habe. Paff — paff, rattattat. Ich den Marjus Njamunis ermordet . . . Ich hab überhaupt keinen Njamunis ermordet! Njamunis ist geflohen. Er ist eben ein Mensch. Und ich bin ein unglücklicher Feigling . . .“

„Raus . . .“, flüsterte Adomas.

Zakajtis hob den Kopf und blickte Adomas haßerfüllt an.

„Als ich zu dir ging“, sagte er und erhob sich mit Mühe, „hat es mich gejuckt, dir eine Kugel in die Schnauze zu jagen. Na gut, ich will's abwarten, bis es ein anderer für mich tut.“

„Hau ab!“ zischte Adomas.

Zakajtis stampfte mit gekrümmtem Rücken zur Tür. Auf der Schwelle drehte er sich brüsk um, riß den Revolver heraus und brach in lautes Lachen aus, weil Adomas von seinem Platz aufsprang.

„Ein anderes Mal, Herr Chef. Mach's gut!“

Adomas stürzte zum Fenster und riß beide Flügel auf. Er rang nach Luft, feucht vom Schweiß. Das Zimmer drehte sich in einem wilden Tempo um ihn, die schmutzigen Wände mit den Bildern von Hitler und Kubiljanas drehten sich fliegend mit. Das Zimmer war ein Käfig, der irgendwo durch den leeren Raum flog. Der Aufseher wird gleich das Gitter öffnen und das nächste Tier hereinlassen . . . Adomas wankte zum Schreibtisch und ließ sich auf den Stuhl fallen. Abschließen! Zum Teufel mit allen! Aber er hatte keine Kraft aufzustehen. So saß er, auf den Papierstoß gestützt, und fühlte in sich einen Entschluß reifen. Die weiten Felder öffneten ihm freigiebig wie eine liebende Mutter die Arme und er war frei, gehörte nur sich selbst und diesen Feldern, er streifte über den weichen Acker, der fruchtbare Schoß der Heimat er wärmt und die Höhe des Himmels segnete ihn. Ja, der Alte war im Recht, wenn er diese seine Hälften flickte, er hatte tausendmal Recht! Als sich Adomas das eingestand, wurde plötzlich alles leicht und einfach, alle Dinge standen wieder auf ihrem Platz, das

Zimmer war wieder bloß ein Zimmer, aus dem er auf Nimmerwiedersehen fortgehen konnte. Das Vaterhaus wird ihn nicht abweisen, und die geliebte Frau wird ihn ebenso wie früher lieben. Jawohl, meine Herren Deutschen, wir werden ohne einander auskommen müssen.

Im Gang schlügen Stiefelabsätze auf. Adomas lehnte sich im Stuhl zurück und zog den Uniformrock gerade. „Ich bin nur noch Gast hier. Wenn diesem Kuckailis der Bugjanis nicht gut genug ist, dann soll er auf den neuen Polizeichef warten.“

Aber nicht der Polizist vom Dienst, sondern Gestapocheif Christoph Dangel trat ein. Adomas erkannte ihn, kaum daß die Tür geöffnet wurde: Der feste energetische Gang, die knappen Bewegungen eines selbstbewußten Mannes, der scharfe Geruch von Kölnischwasser im Umkreis einiger Meter um Dangel.

Adomas stand auf. Das Zimmer begann sich wieder zu drehen, er war wieder im Käfig.

„Sehr schön, Untersturmführer. Bitte nehmen Sie Platz.“

„O nein. Ich komme nur auf einen Sprung, Herr Vainoras. Sitzfleisch ist mit unserem Beruf unvereinbar, außerdem stecken in den Stühlen manchmal Nadeln.“ Dangel lachte mit seinem länglichen Kunststoffgesicht, in dem nur die Augen echt erschienen, und begann, eingehend das Zimmer zu betrachten.

„Ich wollte Sie gerade anrufen“, murmelte Adomas, der das Zittern in den Knie nicht bezwingen konnte.

„Nicht notwendig. Obwohl ich meine *Kunden* in der Regel in meinem Büro abzufertigen pflege, ist es zuweilen aufschlußreich, Ihnen einen Besuch abzustatten.“

„Ich war gestern besoffen. Es tut mir sehr leid, Herr Sturmführer.“

„Euer Volk hat ein kluges Sprichwort: Was der Nüchterne auf dem Herzen hat, trägt der Besoffene auf der Zunge.“

„Aber Herr Dangel...“ Adomas leckte sich die ausgetrockneten Lippen.

„Beruhigen Sie sich, Herr Vainoras. Ab und zu kann sich jeder einen Scherz erlauben. Ich kannte einen Spaßvogel, der lachte noch, als man ihm den Strick um den Hals legte.“ Dangel ging durch das Büro, betrachtete aufmerksam die Wände, dann drehte er sich zu Adomas um, blickte ihn mit eben dem schmalen Kunststoffflächen an, das sein leeres ausdrucksloses Gesicht so merkwürdig in zwei Hälften teilte: „Der Herr Reichsminister für die besetzten Ostgebiete Rosenberg wäre unangenehm berührt, wenn er hier sein Bild vermissen würde. Und auch der Führer... ich glaube kaum, daß er sich die Gesellschaft dieses weithin unbekannten Generals zur Ehre anrechnen würde.“

„Werde ich ändern lassen, Herr Sturmführer.“

„Und was hat hier dieser Schimmel zu suchen?“ Dangel zeigte auf das Reiterbild in Adomas' Rücken. „Sinnlos und sentimental. Staatswappen eines nicht bestehenden Staates. Wollen Sie hinter der Geschichte zurückbleiben, Herr

Vainoras, oder haben Sie eine Vorliebe für Museumsgegenstände?“
„Wird abgenommen.“

„Im Arbeitszimmer des Polizeichefs muß man den Geist der Zeit verspüren. Das wirkt auch positiv auf die Besucher.“

Der Gestapocheif trat ans Fenster, schaute auf die Straße, machte eine zackige Kehrtwendung und ging gemessenen Schritts auf die Tür zu. „Wissen Sie, Herr Vainoras, ich gehöre nicht zu denen, die glauben, daß ein Barfußiger reine Füße hat. Selbst wenn Sie bis zum Hals zugeknöpft sind, sage ich Ihnen auf Anhieb, auf welcher Schulter Sie ein Muttermal haben. Leute unseres Berufs sind hellsichtig. Deshalb rate ich Ihnen in aller Freundschaft: Werfen Sie den vorsintflutlichen Ballast aus Ihrem Kopf. Früher auf dem Gymnasium war ich vom Geruch der alten Windeln auch noch ganz gerührt. Aber mit der Zeit habe ich begriffen, daß man sie nur im Säuglingsalter braucht. Vernünftige Leute leben nicht von naiven Illusionen, sondern schätzen die historische Perspektive nüchtern ein. Ein kleines Volk, zwischen zwei mächtigen Nachbarn eingeklemmt, muß früher oder später in diesen Nachbarn aufgehen.“ Dangel ging, die Hände am Rücken, im Arbeitszimmer auf und ab und sprach mit einschmeichelnder Lehrerstimme. „Sie sollen sich freuen, daß Litauen durch ein günstiges Zusammentreffen der Umstände in die Arme des zivilisierten Westens und nicht des wilden Ostens gestoßen wurde. Sentimentale Schwachköpfe jagen euch mit der Germanisierung einen Schrecken ein. Dabei sind aber auch die Preußen seinerzeit germanisiert worden. Was haben sie verloren? Als euer *Schemaitier* noch mit dem Holzpfleg die Erde kratzte, und seine Kinder beim Licht eines qualmenden Kienspans heimlich vor den zaristischen Gendarmen lesen lernten, ging es dem preußischen Bauern schon besser als dem litauischen Bauern heute. Litauen ist ein gutes Jahrhundert hinter dem Westen zurückgeblieben. Eure Fürsten haben viel Blut vergossen, um das Land vor den Kreuzrittern zu schützen, aber sie haben nicht Litauen geschützt, sondern den Osten, der euch das später mit den Ketten der Sklaverei gedankt hat. Das war ein Fehler. Leider gibt es aber noch heute Leute, die nicht begreifen, wie sinnlos es ist, sich gegen die geschichtliche Notwendigkeit zu stemmen. Sie versuchen, vom richtigen Weg auf die von den alten Idioten ausgetretenen Pfade auszuweichen. Sie sehen, Herr Vainoras, ich rede offen mit Ihnen. Im übrigen bin ich der Meinung, daß man bei einem klugen Rückgrat zuerst versuchen soll, es zu biegen, brechen kann man es immer noch...“

Zum erstenmal während dieses ganzen Monologs schaute jetzt Dangel Adomas an. Sein grüner tiefer Blick war warm und freundschaftlich.

„Ich verstehe, Herr Dangel“, sprach Adomas mit hölzernen Lippen. Die Schneise des Kunststoffflächen zerschnitt das Gesicht, die Augen erloschen.

„Nein, Sie haben mich noch nicht verstanden, Herr Vainoras, aber ich hoffe, daß Sie sich wenigstens Gedanken machen.“ Dangel blickte auf die Armbanduhr und

fügte schon im trocken offiziellen Ton hinzu: „Ich habe einen dringenden Wunsch, Herr Polizeichef.“

Adomas stand stramm, wobei er sich widerlich vorkam.

„Ich meine, unsere Dienststellen sollten enger zusammenarbeiten. Es gibt Fälle, die unbedingt in Ihre Kompetenz fallen, aber sie sind so gewichtig, daß sie auch für die Gestapo von Interesse sein könnten. Eine einseitige Entscheidung bringt hin und wieder Fehler mit sich.“

„Wir werden uns konsultieren . . .“

„Ja, genau“, Dangel reichte Adomas seine schmale blonde Hand. „Bis demnächst, zu einer angenehmeren Unterhaltung, Herr Vainoras. Vielleicht habe ich Sie mit meinem Besuch belästigt, aber ein gutes Pferd schlägt man nicht gern mit der Peitsche, dafür genügen die Sporen.“ Er drehte sich zackig um und schritt zur Tür.

Adomas sank auf dem Stuhl zusammen. Er war physisch und moralisch völlig zerschlagen. Sein Kopf war leer wie ein Schlachtfeld nach dem Kampf. Irgendwelche massigen Gebirge, die Umrisse fantastischer Bergkämme verschwammen im zähflüssigen Dunkel. Und in diesem Chaos strömte wie ein zugeschlagter Bach nur der einzige Gedanke: „Warum kann ich ihm nicht in die Fresse spucken, warum nur . . . !“ Fremde Beine trugen ihn zu der Tür, fremde Hände machten sie auf und ein fremder Mund rief zum Läuten der Totenglocken: „Kuckailis!“ „Wo habe ich eigentlich dieses lippenlose Vieh mit den Schweinsaugen und der räudigen Fratze gesehen?“ fragte er sich, als aus dem Nebelschleier vor ihm eine massige Gestalt auftauchte. „Aber der ist ja aus unserem Dorf! Ein fleißiger Knecht und guter Arbeiter. Möchte gern Bauer werden. Ist Nachfolger des Dorfältesten Jautakis, ein Mann, dem jede Arbeit glatt von der Hand geht. Ihm ist es egal, ob er einen Brunnen oder ein Grab schaufelt.“

„Sind Sie sicher, daß es kein Irrtum ist?“ fragte er Kuckailis, nachdem dieser, immer wieder in die behaarte Faust hustend und ängstlich auf das offene Fenster schielend, fast im Flüsterton seine Sache vorgetragen hatte.

„Ich will auf der Stelle tot umfallen, Herr Chef! Ich hab ihn schon lange in Verdacht. Da kommt von irgendwo weither so ein Balg angelauft und gerät akkurat dorthin, wo man auf solche schon wartet. Einen Juden rieche ich meilenweit, Herr Chef, auch gegen den Wind. Aber da wird auch verschiedenes gemunkelt — der Hirtenjunge vom Girnus hat sich verplaudert — bei dem ist das Ding nicht so wie bei uns Katholiken. Er hat ihn beim Baden im See gesehen, man sieht ihn sonst ja kaum, Herr Chef . . . So ein Heimlicher, den hab ich mir schon lange vorgemerkt. Er ist immer allein. Ein schlauer Judenbengel. Aber du kannst noch so helle sein, wenn man es dir einmal abgeschnitten hat, pickst du es nicht wieder an, daß ich nicht lache. Den mußt du mal fangen, dachte ich mir, die Hose herunterlassen und dich selbst überzeugen. So ist die Sache, Herr Chef, ein Irrtum ist ausgeschlossen, im Dorf muß Ordnung sein! Der selige

Jautakis, schau, kann nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden. Jetzt trage ich, Petras Kuckailis, die ganze Verantwortung. Das ist eine Sache der Ehre, Herr Chef. Gestern paßte ich den richtigen Augenblick ab, Herr Chef, als sie das Bad geheizt hatten. Nehmt mich mit, sagte ich, so ein Dampfbad würde mir auch gut tun, und bei uns muß man den Ofen umstellen. Ich also mit dem Wäschebündel und dem Birkenbesen unterm Arm rein in das Badehaus. Daß ich nicht lache, die standen pudelnackt da, der alte Njamunis und dieser Bengel. Du hättest sehen müssen, wie es da losging, Herr Chef. Der Alte packte einen Eimer, kippte ihn aus, und schon war alles in Dampf gehüllt bis zur Decke, nichts war mehr zu sehen. Dieser Hundesohn aber stürzte durch die Tür in den Vorräum, schnappte seine Sachen und war weg. Was braucht er denn davonzulaufen, wenn sein Ding so ist wie bei uns allen, den Katholiken? Ob ich sicher bin? Daß ich nicht lache. So wahr wie ich lebe, Herr Chef.“

„Du gibst dir Mühe, ja?“ stieß Adomas zwischen den Zähnen hervor, ohne Kuckailis anzusehen.

„Man muß ja, Herr Chef. Ich bin für ein jüdenfreies Litauen.“ Adomas stand auf.

„Du kannst gehen“. Er warf die Worte hin wie einen Stein: „Scher dich zum Teufel, sonst hast du eine Kugel weg.“

Kuckailis starrte Adomas verblüfft und enttäuscht an.

„Schon gut, ich danke Ihnen, Herr Kuckailis. Wir werden Maßnahmen ergreifen“, setzte Adomas schon milder hinzu. Er fühlte, daß unsichtbare Finger eine lächelnde Maske über sein Gesicht zogen. Dieselben Finger öffneten seine rechte Faust und legten die Hand auf das Telefon: „Herr Dangel? Sind Sie schon zurück? Hier Vainoras. Es geht um folgendes, Herr Sturmführer . . .“

Jaroslaw Golowanow Koroljow

Koroljow hatte einen kurzen und starken Hals. Sah er sich die Rakete an, legte er nie den Kopf zurück, sondern blickte scheinbar mürrisch unter der Stirn her vor. Leute, die den Chefkonstrukteur schlecht kannten, glaubten, er sei unzufrieden. Heute gab es auf dem Startplatz solche Leute nicht.

Koroljow war zeitig gekommen. Er hatte den Wagen auf der Betonpiste geparkt und ging dann langsam nach oben, dorthin, wo bereits die Rakete stand. Er hatte eine leichte Grippe und wahrscheinlich auch Fieber, hatte es aber nicht gemessen und auch keinen Arzt holen lassen. Wozu? Vor dem Start durfte er sowieso nicht krank werden. Der scharfe kalte Wind blies ins Gesicht. Er schlug den Kragen seines festen Tuchmantels hoch. Der Arbeitsrhythmus am Startplatz veränderte sich: es waren weniger Leute geworden, und die Zurückgebliebenen packten energischer, sachgerechter zu. Daraus schloß er, daß man sein Kommen bemerkt hatte. Er winkte dem einen und schritt über die Schienen und ging zum Bunker. Aus dem Hintergrund kam hölzern die Lautsprecherdurchsage: „Achtung! In zwei Minuten Zeitvergleich. Fertigmachen zum Auftanken ...“ Er wußte, fühlte, alles verließ nach Plan: er brauchte sich nicht einzumischen. Das würde die Leute nur nervös machen. Sie wußten selbst, was sie zu tun hatten. Mordskerle! Gleich muß das Auftanken beginnen. Die Elektromotoren der Pumpen und Kompressoren werden dumpf erdröhnen, laut und kurz wie Schüsse werden die Ventile knattern, in den Leitungen wird die Luft wie ein Raubtier aufheulen. Wie oft hat er das schon gehört! Jede Note in diesem Konzert, jedes Knacken eines Magnetanlassers, jedes Klopfen eines Signalgeräts verschmolz für ihn zur Melodie des Starts, und er konnte sofort eine falsche Note erkennen; dazu brauchte er keine Geräte.

Leise rollen die Tankwagen heran. Flüssiger Sauerstoff verfliegt in Wolken, die wie weißer Lokomotivdampf aussehen. Auf der Rakete ein heller Schimmer. Vom Boden des Sauerstofftanks kriecht Reif hinauf, bald wird sie ganz weiß sein. Schön ist das. Plötzlich fiel ihm ein: „Welchen Tag haben wir heute?“ Freitag. Nach russischem Aberglauben sind Montag und Freitag Unglückstage ... Später, unmittelbar vor dem Start, saß er finster auf seinem üblichen Platz im Bunker vor seinem „persönlichen“ Sichtgerät. Ihn fröstelte.

„Bereitschaftsstufe 15“, verkündete mit unbewegter Stimme der Lautsprecher. „Die Bedienung verläßt den Startplatz. Bitte vollständigen Abzug der Besatzung und der Fahrzeuge melden. Feuerlöschtrupps vom Dienst Alarmstufe eins.“ „Wie das alles klingt“, dachte Koroljow, „Besatzung, Alarmstufe eins — wirkt irgendwie beunruhigend und erweckt den Eindruck der Gefahr. Natürlich, gefährlich ist es schon. Es ist schon allerhand vorgekommen. Nein, dieses ganze Ritual soll man nicht ändern. Auch die Worte nicht. Darin liegt nicht nur Warnung vor Gefahr, sondern auch Befehl, Genauigkeit, Ordnung. Versuch einer

Jaroslaw Golowanow: Koroljow

zu sagen: „Würden Sie so nett sein und vielleicht den Kabelturm zurückklappen?“ oder „Ich ersuche Sie eindringlich, von der Startrampe zurückzutreten.“ Aus damit, die ganze Arbeit beim Teufel. Die Worte helfen, alles im Griff zu behalten. Eine Faust braucht man dazu. Mit schlaff ausgestreckten Fingern kannst du nicht viel machen ...“ Er schaute auf seine Hand, klein, aber breit, wie bei einer Frau. „Wie die Minuten sich hinziehen. Immer scheint es, als kämen die Kommandos zu spät. Aber vielleicht ist wirklich irgendwo der Wurm drin?“

„Bereitschaftsstufe 1 Minute! Ich wiederhole: Bereitschaftsstufe eins!“

Nein, alles ist in Ordnung. Alles läuft nach Plan.

„Startbereitschaft!“

„Sind startbereit.“

„Gleich wird die Anzeigentafel aufleuchten“, dachte Koroljow. Er drehte sich um, und sofort, als hätte er es mit seinem Blick eingeschaltet — kam auf dem matteten Glasviereck das Lichtsignal „Startbereitschaft“.

„Entgasung!“

Koroljow näherte sein Auge dem Sichtgerät. Er spürte auf der schwarzen Fassung um die Okulare die unangenehme Kühle von Schweiß. Ein weißes Dampfwölkchen Sauerstoff zerging in der Luft: man hatte die Entgasungsventile geschlossen. Gleich werden die Tanks gefüllt sein.

„Erstes Durchblasen!“ Kalt weht der Stickstoffwind durch die Brennkammer und die Treibstoffleitungen.

„Ladedruck in den Seitenblöcken!“

„Ladedruck im Zentralblock!“

„Voller Ladedruck!“

„Anlassen!“

Was ist denn! Sie schwankt doch nicht? Teufel, ich glaube, ich werde wirklich krank. Ruhig, alles in Ordnung. Nur noch Sekunden, abgezählte Sekunden.

„Erde-Abflug!“

Koroljow konnte sich vom Sichtgerät nicht losreißen. Unmittelbar vor seinen Augen die Rakete. Er sah: auf das Kommando löste sich rasch gleitend der Kabelturm. Jetzt verbindet nichts mehr die Rakete mit der Startrampe. Die Kontakte sind getrennt. Jetzt hängt das Schicksal der Kugel dort oben unter dem kegelförmigen Schutzschild nur noch von der Rakete ab, nur von ihr ... „Zündung!“

„Los!“

Ehe die braune Staub- und Rauchwolke vom Wirbelsturm der Triebwerke nach allen Seiten geblasen wurde und alles rundum verdeckte, sah er für einen Augenblick ein grettes Aufleuchten, einen kurzen Blitz. Die Wolke kam noch bis zum weißen Schutzkegel hoch, da blitzte unten eine blendende Lichtkugel auf, gleich darauf folgte ein Donnerschlag.

„Haupttriebwerk!“

Die Rakete stand bewegungslos. Augenblicke brauchte sie noch, um sich von

der Erde zu lösen. Es war, als überlegte sie sich, ob sie da bleiben oder doch fortfliegen sollte. O, wie drückend, wie ungeheuer waren diese Sekunden der Unbeweglichkeit. Wie schwer es war, in ihnen den langerwarteten, verheissen Augenblick zu erahnen, der so viel Kraft und so viele Gedanken in sich barg. Der Augenblick, wo die Rakete, erst ganz langsam, dann immer schneller als wütend brodelnde Sonnensäule hinaufwächst und sich zum Himmel erhebt. „Aufstieg!“

Da war es! Da! Jetzt riß sie sich von der Erde los und schwebte schon als gigantischer weißer Dolch hinauf, in dessen Glanz das Gehäuse durchsichtig und zerbrechlich erschien. Koroljows Finger umklammerten die schwarzen Griffe des Sichtgeräts, sein ganzer schwerer Körper spannte sich, als ob er jetzt mit den eigenen Muskeln die unsichtbaren Fesseln der Schwerkraft zerriß, um seinem Traum, seiner Arbeit, dem Werk seines ganzen Lebens zum Durchbruch zu verhelfen.

Erst jetzt drang der Jubelruf der knabenhafte hellen Stimme in sein Bewußtsein, die immer wieder, triumphierend, dasselbe wiederholte:
„Verhalten stabil — Flugverlauf normal — Kammerdruck normal — Verhalten stabil!“

Endlich und lang erwartet:
„Trennung vollzogen!“

Die Stufen haben sich getrennt. Jetzt konnte nichts mehr passieren. Der Sputnik summte bereits sein „Bip-bip“ über den Stillen Ozean. Europa aß zu Abend. Amerika frühstückte. Es war der vierte Oktober 1957. Der Planet Erde war soeben in das Weltraumzeitalter eingetreten, aber die Menschen wußten es noch nicht.

Als der kleine Serjoscha aufs Gymnasium gehen sollte, ließ man ihn einen Aufsatz schreiben. Er war sehr kurz und hieß „Großvater“: „Mein Großvater war ein alter Jäger. Er lebte in seinem Haus. Dort gab es einen riesigen Hof und einen großen Garten. Der ganze Hof war mit Gras bewachsen. Am Tor war ein Hund angebunden.“ Das war alles. Eben in diesem Haus, im Gras dieses Hofes verlebte er seine glückliche, einsame und merkwürdige Kindheit. Er war das einzige Kind im großen Haus, Herrscher und Sklave zugleich. Alle liebten ihn: Großvater und Großmutter, Onkel und Tanten, Großvaters Gehilfe, ein Bursche von etwa 18 Jahren, Barbara, Großmutters rechte Hand in allen Haushaltangelegenheiten, ihre Schwestern und die blutjunge Lehrerin aus dem Mädchen-gymnasium. Alle mochten sie ihn, aber es hatte ihm die Liebe der Eltern gefehlt, gerade als er sie am meisten gebraucht hätte.

Viele Jahre danach, als er bereits Student war, sagte er wehmütig: „Eigentlich hatte ich gar keine Kindheit.“

Das erste Lebensjahr verbrachte Serjoscha noch mit seiner Mama in Neschin. Marija Nikolajewna begriff, daß sie mit dem Studium warten mußte: der Junge war noch zu klein. Dann fuhr die Mama fort und er blieb ...

Im Sommer 1922 verbreitete sich in Odessa das Gerücht, in der Staroportofrankowskaja Straße werde im Haus des Zweiten Mädchengymnasiums eine völlig ungewöhnliche und bemerkenswerte Lehranstalt eingerichtet. Kein Mensch konnte über den Lehrplan der neuen Schule etwas Genaueres sagen, und ihre offenkundige Popularität erklärte sich vor allem dadurch, daß als Lehrer der künftigen Schule stadtbekannte und geachtete Leute genannt wurden.

Die Revolution, die an sich schon das allergrößte historische Experiment war, erweckte in vielen energischen und begabten Menschen die Lust am Experimentieren. Man suchte überall nach neuen Wegen: in der Politik, in der Wirtschaft, in der Kunst und in der Literatur. Kein Wunder, daß dieses Suchen auch vor der Pädagogik nicht halt machte. So entstand die Odessaer Bauberufsschule Nr. 1, die Sergej Koroljow besuchte.

Dort eröffnete sich ihm eine neue unbekannte Welt. Die heiter-gehobene Stimmung dieser Schule, die Spruchbänder — „Es lebe die Freiheit!“, „Uns steht eine Welt offen!“, „Lerne, arbeite, kämpfe!“, „Die Mathematik ist stets das Kernstück!“ —, die Atmosphäre der vertrauensvollen Gleichberechtigung, der demokratische Geist der neugeschaffenen Traditionen und Regeln — das alles fand beim jungen Koroljow Widerhall, und er erinnerte sich sein Leben lang mit tiefer Dankbarkeit an die Zeit, die er in dieser Schule verbracht hatte.

Genau in dieser Zeit tauchte in den Zeitungen die Lösung „Laßt uns fliegen!“ auf. Im Lande wurde eine neue Organisation gegründet, die „Gesellschaft zur Förderung der Luftfahrt“. Nicht nur die Jugend fühlte sich von der Luftfahrt angezogen. Die allgemeine Begeisterung wuchs vielmehr aus der herrlichen Überzeugung, daß das befreite Volk seine uralte Rückständigkeit auf allen Gebieten überwinden muß und schnell überwinden kann. Auch war man sich klar der Notwendigkeit bewußt, die Verteidigung der neuen Republik zu festigen. Ein anderer Chefkonstrukteur, Oleg Antonow, der seine ersten Schritte ebenfalls in der „Gesellschaft der Freunde der Luftfahrt“ tat, schrieb viele Jahre danach: „Als 1923 die ‚Gesellschaft der Freunde der Luftfahrt‘ gegründet wurde, war das ein bedeutsames Ereignis im Leben des Sowjetlandes. Für die Jugend, die vom Fliegen träumte, öffnete sie das Tor zum Himmel.“

Der Leser, der sich mit Sergej Koroljows Leben beschäftigt, wird immer wieder bemerken, wie glücklich sich die Bestrebungen dieses Menschen mit der Strömung der Zeit vereinigten. Man könnte glauben, Karl Marx hätte die folgenden Worte über Koroljow geschrieben: „Es genügt nicht, daß der Gedanke zur Wirklichkeit drängt, die Wirklichkeit muß auch zum Gedanken drängen.“

Bereits im Sommer zuvor hatte Sergej den Segelfliegerzirkel besucht, aber erst später, als er sich hinter die Bücher setzte, begriff er, daß es gar nicht so einfach ist, ein Segelflugzeug zu bauen. Er hatte sich offensichtlich zu früh daran gewagt. Koroljow besuchte alle Übungen der Sektion für Konstruktion und steno-

graphierte fleißig mit. Schon als Siebzehnjähriger begann er der Regel zu folgen, von der er auch als berühmter Konstrukteur nicht abwich: er forscht nicht ins Blaue hinein, verläßt sich nicht auf Erfahrung und Intuition. Jede Konstruktionslösung muß begründet sein: ein Blatt Papier mit Zahlen ist der Kern eines künftigen Flugzeugs. Zugleich: nieder mit den Flugzeugen auf dem Papier. Auch die herrlichste Idee bleibt tot, so lange sie keine reale Konstruktionsgestalt angenommen hat. Auch die präzisesten Worte bleiben — wenn sie durch keine Tatsachen untermauert werden — eine zeitraubende Lufterschütterung. Die Arbeit an seinem Segelflugzeug, seine erste selbständige Arbeit als Konstrukteur, nahm Sergej Koroljow im Winter 1923/24 auf.

Am 13. April 1924 wurde um 12 Uhr Mittag die erste Konferenz der Segelflieger in der Stadt Odessa eröffnet. Koroljow war dort und hörte den Bericht Fajersteins, der von den ersten Versuchen des Segelfliegens in der Ukraine sprach. Dreizehn Jahre später — auf den Tag genau — hörte Koroljow im Großen Auditorium des Moskauer Polytechnischen Museums Professor Wetschinkin in seiner Vorlesung „Interplanetarische Flüge“. Und siebenunddreißig Jahre später, genau an diesem Tag und zu dieser Stunde, lauschte er dem Vortrag Gagarins über den ersten bemannten Weltraumflug.

Die Verdienste der Moskauer Technischen Hochschule auf dem Gebiet der Luftfahrt sind weltbekannt. Bereits 1872 kam Nikolaj Schukowskij an diese Hochschule. 1902 wurde hier einer der ersten Windkanäle in Betrieb genommen, und acht Jahre später wurde ein aerodynamisches Laboratorium gegründet. Unter Schukowskis Obhut lernten seine Schüler, die Lehrer der heutigen Lehrer, das Fliegen. Im kahlen Garten neben der Hochschule startete fünfzehn Jahre vor Koroljow der Student des zweiten Studienjahrs, Andrej Tupolew, zu seinem ersten Segelflug.

Koroljow kam sogleich in die Vorlesungen des dritten Studienjahrs, in dem bereits Spezialvorlesungen geboten wurden.

Endlich lernte er die Männer kennen, von denen er soviel gehört hatte: Andrej Tupolew, Wladimir Wetschinkin, Boris Jurjew, Alexej Tscheremuchin, Gурген Mussinjanz, Konstantin Uschakow, Boris Stetschkin, Nikolaj Fomin, alle diese „Väter“ des zentralen aero- und hydrodynamischen Instituts (ZAGI) und maßgebliche Luftfahrtspesialisten ihrer Zeit waren an der Technischen Hochschule seine Professoren.

Keiner von ihnen hätte zwischen seiner Konstruktionsarbeit und der Lehre eine Grenze ziehen können. Die Heranbildung junger Fachkräfte war für sie keine abstrakte allgemeinstaatliche Aufgabe, sondern eine rein persönliche Angelegenheit, von deren Lösung die Arbeit ihrer Institute und Laboratorien, die Zukunft ihrer Pläne und Programme unmittelbar abhingen. Im dritten Studienjahr arbeiteten praktisch alle Studenten in den Laboratorien des ZAGI.

Sergej Nikolajewitsch Ljuschin war fünf Jahre älter als Koroljow. Er hatte ebenfalls an der Moskauer Technischen Hochschule studiert, interessierte sich für die Luftfahrt und half 1922 Arzeulow das Segelflugzeug A-5 zu bauen. Dann baute Sergej Ljuschin zusammen mit Anatolij Jardinier ein Gleitflugzeug. 1923 reiste er zu den Probeflügen nach Koktebel. Schon damals konnte er fliegen. Ljuschin kannte dort alle, und alle kannten ihn. Für einen Neuling wie Koroljow war die Bekanntschaft mit Ljuschin eine echte Entdeckung.

Gleichnamige Ladungen stoßen sich ab, wie wir aus der Physik wissen. Im Fall Koroljow-Ljuschin wurde die Abstößung durch die Anziehungskraft abgelöst, denn Koroljow und Ljuschin waren zugleich sehr verschiedene Menschen. Die Lebensweisheit, gelassene Konzentriertheit und organisatorische Hilflosigkeit des Roten Serjoscha (Ljuschin) ergänzten sich vortrefflich mit dem jugendlichen Elan, der Entschlossenheit, Auffassungsgabe und dieser wundervollen Fähigkeit des Schwarzen Serjoscha (Koroljow), alles, womit er zu tun hatte, in Bewegung zu bringen.

Koroljow flog gern. Dort oben in der Luft fühlte er sich richtig wohl. Es war nicht die Freude, die auch der Vogel an der ungewöhnlichen Bewegung hat, er genoß auch nicht nur das vielfach beschriebene Gefühl der Verschmelzung mit dem Flugzeug, sondern fühlte sich glücklich, weil er genau wußte, wie, warum, woher jedes Schwanken der Tragflächen und der Spitze zustande kam. Spannweite und Profil der Tragflächen, Auftriebskoeffizient, Luftdichte — alle Symbole der Formeln, alle Ziffern der Berechnungen leuchteten in diesen Sekunden in seinem Kopf auf, und diese Klarheit des Wissens machte ihn unendlich glücklich.

Einmal ließen sie sich — zehn blutjunge Segelflieger — vor Jakowlews Schulgleiter AWF-20 fotografieren. In den sechziger Jahren hing dieses Foto in Koroljows Wohnung in seinem Arbeitszimmer. Hie und da trat er an das Bild heran und betrachtete eingehend die fröhlichen Gesichter: „Der in der weißen Turnhose ist Karapalkin, er ist später an eine Fliegerschule gekommen. Der Muskelprotz neben ihm ist Iwan Kryssanow, er konnte nicht gut fliegen und gab es bald auf. Das bin ich. Der Zottelkopf ist Wassja Jefimow. Er war Schreiner, wurde dann Testflieger eines Werks und stürzte 1947 mit einer Douglas ab. Das ist Grodsjanski. Im Krieg war er Jagdflieger. Bei einem Flug nach Amerika kam er durch Vereisen um. Und der hier ist Anatolij Senkow. Er sieht in der Fliegerhaube und den hohen Gamaschen wie ein echter Pilot aus. Er ging später an das ZAGI. Und so sah vor dreißig Jahren Sergej Ljuschin aus. Karl Venslav — er lebt auch nicht mehr. Und das ist Pjotr Flerow, der hat nicht gleich sein Herz für die Raketen entdeckt, er war jahrelang bei der Fliegerei. Maxim Moissejew, Jagdflieger. Er wurde bei einem Luftkampf abgeschossen.“

Zehn junge Burschen, die noch nichts von ihren künftigen Schicksalen wußten, lächelten ihm von dem alten Foto zu.

Ende 1928 kam für Sergej Koroljow die Zeit der großen Wandlungen. Die Technische Hochschule bekam neue Lehrpläne: bei der Arbeit wurde die Verantwortlichkeit geändert. Vor allem aber wandelt sich seine Einstellung zum Segelflug: Nach der Rückkehr von der Krim entschied er, daß er lange genug Lehrling gewesen sei, er müsse jetzt einen eigenen Segler bauen und ihn selber fliegen. Als er einige Tage in Moskau war, sprach er mit Ljuschin darüber.

„Ich würde gern einen eigenen Gleiter bauen“, meinte scheinbar nebenbei der Rote Serjoscha.

„Ich auch“, erwiderte Koroljow, „wollen wir's nicht zusammen versuchen?“ „Er bestand darauf“, erinnerte sich nach vielen Jahren Sergej Nikolajewitsch Ljuschin, „daß ich noch am gleichen Abend zu ihm kam, und wir machten uns gleich an die Arbeit.“

Das ist ein Wesenszug Koroljows: schönfärberische Rederei, „Träumereien“, mit denen nur die eigene Trägheit bemächtelt wird, liegen ihm völlig fern. Der Gedanke, die Idee muß mit maximaler Geschwindigkeit in die Tat umgesetzt werden. Er sagte niemals: „Es wäre schön, das und das zu machen“ oder „Das müßte man versuchen“. Er handelte und experimentierte auf der Stelle. Später ging dieser Charakterzug vielen seiner Mitarbeiter auf die Nerven. Sie glaubten, er gehe an die Arbeit, ohne alles richtig durchdacht zu haben. Sie konnten nicht sofort begreifen, daß er rascher als andere dachte und daß er sehr rational überlegte — für den Anfang nicht mehr, als nötig ist, um zu beginnen. Sein Credo als Konstrukteur wurde schon in seinem ersten verwirklichten Entwurf ausgesprochen: Zuverlässigkeit. Ein Flugzeug wird für Menschen gebaut. Darin besteht der Sinn seiner Existenz. Ein unzuverlässiges Flugzeug ist sinnlos und überflüssig. Es ist sogar, im Grunde genommen, schädlich. Davon war er felsenfest überzeugt, und darin fühlte er sich durch seine Lebenserfahrungen — vom „Koktebel“ (so hieß sein erstes Segelflugzeug) bis zum Raumschiff „Sojus“ — bestätigt.

Über die Moskauer GIRD („Gruppe zum Studium der Rückstoßbewegung“) wurden viele Zeitungs- und Zeitschriftenartikel geschrieben. Ganze Bücher gibt es darüber. GIRD wird häufig und zu Recht als Kaderschmiede des späteren sowjetischen Raketenbaus bezeichnet, als der Keim, aus dem sich unsere Raumfahrt entwickelte. Wie in einer Zelle der genetische Code einprogrammiert ist, so war in der GIRD Gagarins Raumschiff einprogrammiert. In dieser kleinen wissenschaftlich-technischen Zelle waren so gut wie alle Richtungen der späteren Entwicklung des Raketenbaus und der Raumfahrt konzentriert. Man beschäftigte sich mit Raketenkonstruktionen, Flüssigkeitstriebwerken, Fördersystemen usw. Es wurden Testverfahren entwickelt, Wartungsanlagen entworfen, Systeme zur Überwachung des Raketenflugs und zur Rückführung der Nutzlast auf die Erde durchdacht.

Die Jahre 1932 und 1933 bildeten in Koroljows Leben eine einmalige Periode. Es war für ihn eine Zeit des außerordentlich intensiven Wachstums. Aus einem Segelflieger, dessen Wunschtraum es war, ein davor unbekanntes Triebwerk an den Gleiter anzupassen, wurde eine Kapazität auf dem Gebiet der Raketentechnik, ein Wissenschaftler, der die Perspektiven klar erkannte und sich den Weg in die Zukunft gut vorstelle. In dieser Gruppe wurde innerhalb von zwei Jahren aus dem begeisterten „Heimkonstrukteur“ Koroljow der Leiter eines Forschungszentrums, der die vielseitige Arbeit mehrerer Spezialisten lenkte. Gerade in GIRD trat zum erstenmal Koroljows Talent als Leiter und Organisator zu Tage, ein Talent, das in unserem an Talenten reichen Land als ungewöhnlich und einmalig gilt. In der GIRD wurde Koroljow zu dem, was er heute ist.

Im August 1933 erschien in GIRD eine Sonderausgabe der Wandzeitung „Rakete“. Darin schrieb Koroljow: „Die erste sowjetische Flüssigkeitsrakete ist gestartet. Der 17. August ist zweifellos ein denkwürdiger Tag im Leben der GIRD und von diesem Augenblick an sollen sowjetische Raketen über die Union der Sowjetrepubliken fliegen... Sowjetische Raketen müssen den Raum bezwingen!“ Im Frühjahr 1934 hielt Sergej Koroljow in Leningrad auf der Ersten Unionskonferenz zur Erforschung der Stratosphäre einen großen Vortrag. Er schilderte sehr eingehend den Flug in die Stratosphäre als eine erste Stufe der endlosen Treppe, die in den Weltraum führt. Hervorzuheben ist, daß es sich dabei ausschließlich um den Flug und nicht um den Aufstieg der Rakete handelte. Er setzte sich mit verschiedenen Typen von Flugapparaten auseinander und warnte vor Schwierigkeiten. Sein Referat gehörte zweifellos zu den interessantesten der Konferenz. Es wurde sehr gut aufgenommen, auch die Presse berichtete davon. Koroljow war zufrieden. Mit überschäumendem Elan brannte er darauf, so schnell wie möglich nach Moskau, zu seinen geflügelten Raketen zurückzukehren.

In diesem Frühling, als Sergej Koroljow, durch seinen Erfolg beglückt, durch ein feuchtnebliges Leningrad ging, kam im Dorf Kluschino in einem bis an die Fenster vom Schnee zugewehrten Haus an der Straße nach Gschatsk ein Junge zur Welt.

Koroljow konnte damals in Leningrad nicht wissen, daß nach sehr vielen schwierigen, für ihn bisweilen harten und ungerechten Jahren ein neuer Frühling bevorstehen, daß ihm dieser Junge den Widerschein einer neuen Welt mitbringen werde, einer Welt mit schwarzem Himmel und blauer Erde — wie sie vor ihm noch kein Mensch gesehen hatte.

Anatolij Botscharow Ästhetik der Menschendarstellung

Nur eine von humanen Idealen getragene Kunst kann die Menschheit um moralische und ästhetische Werte bereichern. Der sozialistische Humanismus, der die fortschrittlichsten Ideen der Vergangenheit in sich aufgenommen hat, stellt zugleich auch eine qualitativ neue Stufe in der moralischen und ästhetischen Entwicklung der Menschheit dar. Je differenzierter das humane Pathos eines Schriftstellers, desto reichhaltiger wird seine realistische Darstellung des Lebens sein. Aus diesem Grund hat in der Literatur der letzten Jahre das Problem der moralischen Entscheidung immer stärker die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die ästhetischen und philosophisch-ethischen Möglichkeiten solcher Entscheidungen lassen viele Aspekte der Dialektik von Freiheit und Notwendigkeit, Motiv und Verhaltensweise, Persönlichkeit und objektiven Umständen, Ideal und Wirklichkeit sichtbar werden. Diese Entscheidungen haben in der Nachkriegszeit an Schärfe gewonnen, da die Verantwortung jedes Einzelnen für das Weltgeschehen und die Erkenntnis dieser Verantwortung rapide gewachsen sind.

Durch eine ethische Entscheidung läßt sich der Veränderungsprozeß eines Charakters schildern, kann man zeigen, wie eine Persönlichkeit moralisch wächst oder auch verflacht. Eine derartige schicksalsbestimmende Entscheidung des Helden stellt zugleich eine innere Krise dar, die „die einen abstumpft und bricht, dafür aber die anderen bereichert und kräftigt“ (Lenin). Viele Bücher, von A. Tolstojs „Leidensweg“ bis zu „Zwei in der Steppe“ von E. Kasakewitsch, schildern, wie ein Mensch, der einmal die falsche Wahl getroffen hat, dennoch zu einer Persönlichkeit heranwächst, indem er freiwillig Leiden auf sich nimmt und so lange mit seinem Gewissen ringt, bis er die falsche Entscheidung klar erkannt hat.

Die Stärke wirklicher Kunst beweist sich darin, wie sie die Wechselbeziehung aller gesellschaftlichen und individuellen Koordinaten aufzudecken vermag. Nach Marx treten die historischen Gesetze als gesellschaftliche Entwicklungstendenzen in Erscheinung. Die Chance ihrer Realisierung hängt vom subjektiven Faktor ab, der diese Tendenzen hemmen oder fördern kann. Deshalb bildet die Darstellung des Charakters den Angelpunkt realistischer Kunst und die moralische Entscheidung die Kernfrage des Charakters. Gerade die freiwillig-unfreiwilligen Entscheidungen Raskolnikows, Anna Kareninas, Grigorij Melechows¹ und vieler anderer Gestalten der Literatur gewähren uns ein hohes Maß an Einblick in die Dialektik des Lebens. Dargestellt an „Modellen der Wirklichkeit“ (Modellen, weil die Kunst nicht nur das Leben widerspiegelt, sondern es auch nach dem Willen des Künstlers „schafft“), deckt die moralische Entscheidung dramatisch und persönlich-konkret Gesetzmäßigkeiten des menschlichen Seins auf.

¹ Hauptgestalt in Scholochows „Der stille Don“

In diesem Sinne hat unsere Prosa in die geistige Auseinandersetzung eingegriffen, die in der Nachkriegszeit um Willensfreiheit und Verantwortung entbrannt ist.

Selbständigkeit und Individualität

Ein moralisch entschlußfähiger, aktiver Mensch ist vor allem, wer innerlich frei, nach seinen Überzeugungen, seinem Pflichtgefühl, seiner eigenen Erkenntnis der objektiven Notwendigkeit handelt. Die innere Freiheit stellt nicht den Punkt auf einer Geraden dar, sondern liegt im Schnittpunkt zweier Koordinaten, des individuellen Selbstbewußtseins und der objektiven Rechtmäßigkeit. Unsere Prosa hat in den zurückliegenden Auseinandersetzungen erfolgreich die Meinung verfochten, daß sich in der Gewissensentscheidung das Bewußtsein der Verantwortung des Einzelnen gegenüber der Gesellschaft realisiert, wie unzureichend auch seine Vorstellungen von der Gesellschaft und der eigenen Verantwortung sein mögen.

In S. Krutilins „Leutnant Artjuchow“ versucht ein Baptist, auf dem Weg an die Front sein Bein unter die Waggonräder zu legen; als das mißlingt, durchschießt er seinen Arm. Diese überspannte Treue zu dem Glaubenssatz „Du sollst nicht töten“ erweckt beim Leser kein Mitleid, weil ein solches Verhalten dem Feind freie Hand läßt, ein ganzes Volk zu unterdrücken. Der Autor zeigt, wie plump, wie unästhetisch der Baptist seinen Versuch unternimmt, mangelt es ihm doch an der Leichtigkeit, die man nur durch Mut und innere Freiheit gewinnt. In vollem Einklang mit der Ethik und Ästhetik empfinden wir diese Figur alles andere als erhaben, alles andere als tragisch, sondern eher beklagenswert: ihre Grundsätze widersprechen dem wohlverstandenen Interesse der Gesellschaft, isolieren sie von den anderen Menschen und führen so zu einer Verarmung der Persönlichkeit.

Ebensowenig tragisch erscheint in M. Bubennows „Die weiße Birke“ das Schicksal des Hiwi Losnewoj, den ein wahnsinniger Polizist umbringt, ebenso das Los des Ignat Poludin in J. Gontscharows „Der Deserteur“.

Rein äußerlich trafen diese drei Personen selbständig die Entscheidung, ihr Leben zu retten. Hinter dieser scheinbaren Freiheit wird in der literarischen Gestaltung ihre innere Unfreiheit sichtbar: der Wunsch, sich zu retten, entspringt einer irrationalen Angst, gegen die Dogmen zu verstößen, oder der Angst ums nackte Leben. Die Ergebnisse ihrer Handlungen entsprechen dann auch nicht den Erwartungen der Helden. Die Erzählungen veranschaulichen, daß eine Augenblicksentscheidung, die zudem nicht dem Wohl der Gesellschaft dient, in die Irre geht; sie ist auch deshalb unvernünftig, weil sie sich in der gegebenen historischen Situation nicht erfolgreich durchführen läßt.

Unsere Prosaiker benutzen oft und gern einen Kunstgriff des Dramas, indem sie zeigen, wie in ähnlicher Situation zwei oder mehrere Helden unterschiedlich reagieren. So werden die Alternativen und wird das Vernünftige an einer Entscheidung klarer hervorgehoben. Dieses künstlerische Mittel bringt zugleich auch

Ja und Nein des Autors zum Ausdruck, der nicht zwei gleichberechtigte Verhaltensweisen anerkennt, sondern nur eine einzige gerechte und rechtmäßige. Ein Beispiel solcher „Parallelität“ bietet L. Leonows „Der russische Wald“. Grundverschieden sind Wichrow und Grazianskij, obwohl ihr Leben nach dem gleichen Muster verlief: Beide haben im gleichen Jahr an der forsttechnischen Hochschule zu studieren begonnen, beide haben sich an der revolutionären Studentenbewegung beteiligt, sich in der Forstwissenschaft einen Namen gemacht und wurden am gleichen Septembertag des Jahres 1941 in die Partei aufgenommen. Sehr verschieden aber sind die Motive ihres Handelns. Wichrow diente der Wissenschaft ehrlich, während Grazianskij ein Konjunkturritter mit feiner Nase für alle Windrichtungen blieb. Der Autor macht diese Unterschiede differenziert in den verschiedenen sozialen, ideellen und psychologischen Vorgehen beider anschaulich. Die sowjetische Literatur kennt eine Reihe ähnlicher Konstellationen: den begabten Schlauberger Tulin und den geradlinigen, zielstrebig Krylow in Granins „Dem Gewitter entgegen“, den findigen Walgan und das zottige „Flußpferd“ Bachirew in G. Nikolajewas „Schlacht unterwegs“, den auf seinen Vorteil bedachten Draufgänger Jegorsch und den gewissenhaften, fleißigen Michail Prjaslin in Abramows „Zwei Winter, drei Sommer“, den selbststüchtig zähen Knjasegraskij und den „sentimentalen“ Below in Makanins „Die Gerade“ u. a. m. Unsere Schriftsteller haben den alten Konflikt zwischen den „Don Quichottes“ und den angeblich „Klügeren“ gern aufgegriffen, da sie durch ihn zeigen können, was für die Gesellschaft und auch für den Einzelnen moralisch richtig ist. Statt abstrakter Kriterien verwendet die Literatur hier einen empirischen Gradmesser, der dreierlei vereint: das objektiv Vernünftige, das für die Gesellschaft Nützliche und das dem Menschen Würdige.

Pawel Toper gelangt in seinen Analysen der Gegenwartsliteratur zu dem überraschenden Schluß, der Anteil des Todes in den Konflikten der Literatur sei im 20. Jahrhundert im Verhältnis zur vorausgegangenen Zeit gewachsen.² Wir wollen nicht über Prozentsätze streiten, denn trotz der antiken Tragödien, der Dramen Shakespeares und der Romane Dostojewskis hat Toper im wesentlichen recht: die Autoren stellen ihre Helden vor immer schärfere moralische Entscheidungen und prüfen sie zunehmend härter „im Angesicht des Todes“. Immer häufiger steht der Held vor der Alternative, entweder die Menschenwürde zu bewahren oder zu sterben. Eine solche Alternative besteht schon in den Duellszenen Onegin-Lenskij und Petschorin-Gruschnickij³, massenhaft treten solche Kollisionen aber erst in der Gegenwartsliteratur auf, in der auch die Rolle und Würde der Persönlichkeit in Verbindung mit den Massen gesehen wird. Denn Revolutionen und antifaschistische Kriege in unserem Jahrhundert haben bewiesen, daß ganze Völker bereit sind, lieber stehend zu sterben als kniend zu

² Vgl. den Artikel P. Topers in diesem Heft
³ A. S. Puschkin, Eugen Onegin und M. Lermontow, Ein Held unserer Zeit

leben. Eingehend und engagiert hat das auch die sowjetische Prosa über den Großen Vaterländischen Krieg dargestellt. Ihre Aktualität beruht gerade auf der Schärfe, mit der das Problem der Entscheidungen abgehandelt wird, das einen durchaus realen, wenn auch nicht so eindeutigen, krassen Sinn auch in Friedenszeiten behält.

Fast jede der dramatisch zugespitzten Erzählungen W. Tendrjakows hat mit einem Tod oder Unglück zu tun, an denen die moralische Entscheidung der Helden geprüft wird. Sie führen meist zu einem tragischen Schluß: der Junge Rodka stürzt sich in die Fluten, um das Lügengewebe religiösen Fanatismus zu zerreißen („Der wundertätige Nikolaus“); ein Brigadier sieht sich gezwungen, einen Kriminellen zu töten, zwar in Notwehr, jedoch nicht ungewollt, da dieser die Flößer zum Kartenspiel verleitet hat („Drei, Sieben, As“); die angesehene Schweinezüchterin Nastja setzt einen Schweinestall in Brand, weil sie den Widerspruch zwischen dem Ruhm und dem Betrug nicht ertragen konnte, in den sie ihres Ruhms wegen hineingezogen wurde („Taglöhner hat kurzes Leben“). Häufiger noch ist eine tragische Exposition, die alle Leidenschaften, Entscheidungen und Schwankungen dramatisch auf die Spitze treibt: bei einem Autounfall wird ein Schwerverletzter durch den selbstlosen Einsatz anderer gerettet, jedoch der Direktor einer Maschinen-Traktorenstation verweigert dem Sterbenden den Trecker, da seine Instruktionen die Zweckentfremdung von Traktoren im Frühjahr verbieten („Morast“). Mit einem ungewollten Totschlag bei der Jagd beginnt die Erzählung „Das Gericht“, in der das Gewissen das Verhalten des Jägers aus dem Dorf und eines Kombinatsdirektors prüft. In „Der Fund“ entdeckt der rauhbeinige Inspektor der Fischaufsicht ein sterbendes Findelkind. Es gelingt ihm nicht, das Kind zu retten, doch allein der Versuch hat seine moralischen Grundsätze zutiefst erschüttert. — Zwei verhältnismäßig ähnliche Sujets: der Sekretär des Gebietskomitees der Partei stirbt; die Art, wie sich seine Mitarbeiter zu ihm und seinem Arbeitsstil verhielten, wird ihre weiteren Schicksale bestimmen („Ein dicker Knoten“); ein Kolchosvorsitzender ist gestorben, sein Tod rückte eine ganze Epoche verzerrter Moralvorstellungen in ein tragisches Licht („Der Tod“).

Alltäglich und glaubwürdig, jenseits der literarischen Konvention, wollen die authentischen Lebenssituationen in diesen Erzählungen nicht als interessante „Fälle“ wirken, sondern sie gestalten die angespannt suchende Gedankenwelt des Autors. In den hier geschaffenen „Modellen der Wirklichkeit“ wird die ethische Idee an den Entscheidungen überprüft, die der Held in den dramatischen Krisensituationen trifft.

Die Erzählungen Tendrjakows belegen eine typische Tendenz, ja Gesetzmäßigkeit unserer Literatur: die sowjetische Prosa wendet sich aktiv gegen die vielfältigen Theorien von der Entwertung der Persönlichkeit, indem sie ihre Helden vor eine klare, eindeutige Alternative stellt. Mißt aber die bürgerliche Lite-

ratur die „Höchstgrenze“ des Menschen an kreatürlichen Eigenschaften — Angst, Schmerz, Sex — so bilden bei uns vorwiegend die Charaktereigenschaften den Prüfstein der Persönlichkeit: Verlockungen des Individualismus, Opferbereitschaft, der Glaube an die Realisierung des Ideals. Indem in den Helden die intellektuelle Einsicht sich auch gefühlsmäßig verfestigt, können die Widersprüche zwischen objektiven und subjektiven Kriterien der moralischen Entscheidung aufgehoben werden.

In diesem Rahmen zeigt unsere neueste Prosa immer regeres Interesse für den Entscheidungsprozeß selbst. Hierbei werden gesellschaftlicher Effekt und individuelles Motiv deckungsgleich und wirken wechselseitig aufeinander ein. Im Gegensatz zum Pragmatismus zieht der sozialistische Humanismus nicht nur den Zweck, sondern auch die Mittel zum Zweck in Betracht, dabei ausgehend von den in der Menschheitsgeschichte erarbeiteten moralischen Werten. Nicht allein das Motiv, nicht allein die Folgen können Kriterien des Handelns sein; ein dialektisches Herangehen erlaubt ein Urteil sowohl über das Motiv als auch über seine Mittel und Folgen. Will man über einen Menschen nach seinen Taten und nicht allein nach seinen Worten oder seinem Selbstverständnis urteilen, so fallen auch die Motive ins Gewicht. Zwischen beiden besteht ein dialektischer Zusammenhang. In der Natur des Ästhetischen liegt es, das Geschilderte auch zu beurteilen, wobei sich diese Beurteilung auf eine Analyse stützen muß. In dieser Hinsicht erscheint das Werk S. Salygins charakteristisch, der als Autor immer wieder über die Gesetze, den Sinn und die Mission der Literatur reflektiert und der von seinen Romanen sagt: „Darin geht es nicht so sehr um Ereignisse, sondern ums Psychologische. Wenn ich einen Roman plane, sage ich mir nicht etwa ‚Ich will diese oder jene Ereignisse zeigen‘, sondern ‚Ich will meinen Helden vor diese und jene Bewährungsprobe stellen‘.“ Dabei sind Salygins Helden gezwungen, ihre Entscheidungen in Situationen zu treffen, wo alles durch den historischen Prozeß, durch soziale Katastrophen determiniert zu sein scheint und vom Einzelnen scheinbar wenig abhängt.

Der Roman „Salzschlucht“ fängt mit einer Gerichtsszene an: Wlassichin hatte seine Söhne im Wald versteckt, um sie vor dem Brudermord zu bewahren, da sein älterer Sohn mit der Roten Armee, der jüngere mit den Kutschak-Leuten sympathisierte. — Anfangs erscheint die Gerichtsszene unbegründet überladen und ausführlich. Jedoch da die Entscheidung Wlassichins zugleich individuell und sozial ist, kann der Autor die dann folgende Handlung und die Philosophie des Romans an die Frage knüpfen, wie Jegor Wlassichins Handlungsweise einzuschätzen und welches Urteil zu fällen ist. Das Problem, ob Wlassichin zu erschießen sei oder nicht, enthält auch die Frage nach der Verantwortung des Menschen vor der Revolution und nach der Verantwortung der Revolution gegenüber den Menschen. In dem recht handlungsarmen Roman entrollt sich vor unseren Augen der Prozeß, wie das Volk sein Schicksal durchdenkt. Die Ge-

richtsszene ist „wortreich“, weil es „nicht ging, Wlassichin schlechthin abzurichten ... es galt, ihn zunächst zu widerlegen“. Man mußte die Philosophie dieses Apostels zerflicken, denn Wlassichin wurde im Volk geachtet, er galt als selbständiger denkender, gerechter und moralisch urteilsfähiger Mann. — Nicht von ungefähr wird Wlassichin nach und nach zu einer zweitrangigen Figur. „Das Volk bringt heute bewußt Opfer“ — Wlassichin mangelte es an Opferbereitschaft, er büßte deshalb die Selbständigkeit seiner Individualität ein, für die er früher so geachtet worden war. Sein vorübergehender Erfolg schlug in eine Niederlage um, da er historisch sinnlos war.

Gegen Ende des Romans erkennt der Kommandeur Mestscherjakow, der den roten Partisanen Wlassichin nicht erschießen lassen wollte, daß „Wlassichin eben wie alle war. Gar kein Unterschied. Er hat zwar seinen Willen durchgesetzt, er konnte seine Söhne vor dem Krieg retten und siegte dabei. Doch er hat aufgehört, er selber zu sein. Ist eben wie alle geworden und basta.“

So läßt das „zweitrangige“ Schicksal Wlassichins die tragenden Figuren der Partisanenkommandeure deutlich hervortreten. Gleichermaßen ehrlich vor ihrem Gewissen sind Brusenkov, Tschernenko und Mestscherjakow. Doch bei gleicher Aufrichtigkeit fielen ihre moralischen Entscheidungen in jeder Situation anders aus, denn sie waren nicht nur durch die Einstellung zum revolutionären Volk, sondern auch zum Menschen bestimmt, in dessen Namen die Revolution gemacht wurde.

Ehrlich ist Brusenkov, dessen Hingabe an die Revolution nicht sein Streben hinderte, sich über das Volk zu stellen, nicht seine höchst gefährliche Philosophie, im großen und kleinen komme es nur darauf an, wer stärker sei, wer wen zum Blutvergießen bringe und daß man sich vor dem Blut nicht fürchten müsse. Ehrlich ist auch Tassja Tschernenko, die sich zwingt, „mit ihrem Leben und ihrem Tod dem einzigen zu gehören“ und diese Gewalttätigkeit gegen sich selbst schohnungslos rechtfertigt: „Krieg bedeutet, daß man über sich selbst, über die eigenen Vorstellungen wie über Leichen hinweggeht.“

Allein Mestscherjakow hat sich zu der Erkenntnis durchgerungen, mit dem Volk sein bedeutet nicht nur die Bereitschaft, eigenes oder fremdes Leben für die Sache des Volkes hinzugeben — dazu waren alle Idealisten der Revolution bereit — sondern gerade das Vermögen, das Denken und Fühlen des Volkes zu verstehen. Darum entscheidet sich Mestscherjakow so schwer für die „psychologische Attacke“, eine unbewaffnete Reiterei aus Alt und Jung, obwohl diese letzte Verzweiflungstat für den Sieg und folglich „für das Leben selbst“ dringend nötig war. Hier entwirrt sich der Knoten, der durch das anfängliche Gericht über Wlassichin geknüpft wurde: Mestscherjakow und mit ihm das Volk entschlossen sich zu dieser Attacke, während Wlassichin dazu nicht den Mut aufbrachte. Die objektiven sozialen Folgen der persönlichen Entscheidungen stehen klar gegeneinander.

Dank der Konzentration auf die moralische Entscheidung werden die sonst äußerlichen, zwischen „guten“ und „schlechten“ Menschen sich abspielenden Konflikte nach innen gekehrt. Sie helfen, den Menschen zu erkennen, und sie verhelfen der Revolution zum Sieg. In dieser Weise vertieft Salygin das Problem der moralischen Stimmigkeit.

Früher galt eine Persönlichkeit als in sich geschlossen, für die alles im Leben klar war und die deshalb den Suchenden gegenübergestellt wurde, die über das Leben und den eigenen Weg darin angespannt nachdachten. Die moralischen Entscheidungen bei Salygin bestätigen ein übriges Mal, daß wahre moralische Stimmigkeit durch ein reifes Bewußtsein, durch das verantwortliche Handeln komplizierter Charaktere entsteht. Man findet in Salygins Buch einen objektiven Entwicklungsprozeß der jüngsten Gegenwartsliteratur wieder: dem wachsenden Interesse für ethische Probleme entsprechen kompliziertere moralische Fragestellungen. Dies gewinnt besondere Bedeutung in der aktuellen Auseinandersetzung zwischen Modernismus und Realismus, denn in diesen Fragestellungen treten die unbegrenzten Möglichkeiten einer realistischen Gestaltung des zeitgenössischen Menschen klar zutage.

In der modernistischen Prosa beruht die Verfeinerung der psychologischen Analyse, das Vordringen in die „verborgenen Winkel des Geistes“, wesentlich auf der philosophischen Konzeption von der unüberwindbaren Einsamkeit des Menschen in der Welt. Sie widerspiegelt den bestehenden Widerspruch zwischen dem Wunsch nach einem Ausweg und dem Unvermögen, ihn zu finden. Daher versenken sich diese Schriftsteller in die Analyse des subjektiven Bewußtseins als der einzige interpretierbaren und darstellbaren Realität.

Unsere Prosa will nicht nur im Gegensatz zum Modernismus ein möglichst umfassendes Bild der Welt entwerfen, sondern bedient sich dabei auch jener Mittel der tiefenpsychologischen Analyse, die man gemeinhin für ein Vorrecht des Modernismus hält. Als innerer Monolog, als Bewußtseinsstrom entfalten sich die Romane von M. Sluzkis „Der Durst“ und „Adamsapfel“. Kompositorische Verschränkung verschiedener Zeitebenen kennzeichnet V. Katajews „Der heilige Brunnen“ und „Das Kraut des Vergessens“. Aus den inneren Monologen verschiedener Helden, die dasselbe Ereignis unterschiedlich auffassen, entsteht R. Esers „Ballade vom Wald der Spechte“. Mit Sicherheit kann man hierin eine weitere Vertiefung des dramatischen Elements in der Prosa sehen, das Streben, auch innere Konflikte mit aller Kompliziertheit und Einmaligkeit der moralischen Entscheidungen zu erfassen.

Die Erscheinung ist immer reicher als das Wesen. Im Leben wie in der Kunst werden die Handlungen der Menschen durch viele gesellschaftliche, persönliche, psychologische und biologische Einflüsse, Beweggründe und Kollisionen bestimmt. Darüber hinaus bildet sich die Moral nicht nur in den bewußten, sondern auch in den unterbewußten Schichten der menschlichen Erfahrung und wirkt hier als instinktive Gewohnheit, als bedingter Reflex.

Die genannten Einflüsse können mehr oder weniger lange, mehr oder weniger tief wirken. Der Autor kann bei der Schilderung ihrer objektiven Wechselbeziehung besonderes Augenmerk auf einen oder mehrere dieser Einflüsse richten. Tendierte die Literatur des ersten Nachkriegsjahrzehnts zur Darstellung allgemeiner, „wesentlicher“ Gesetzmäßigkeiten, so überwiegt in der Literatur späterer Jahre die Besonderheit der individuellen Entscheidung innerhalb der sozialpsychologischen Determinanten. Inspiration, Liebe, Heroismus, Schöpferum sind nur als freiwillige, selbständige Äußerungen der Individualität möglich. Diese Selbständigkeit der Charaktere bildet denn auch die Grundlage der Individualisierung vieler typischer Gestalten, die unter gleichen äußeren Bedingungen handeln.

Opfer oder Gestalter

Das menschliche Mitgefühl schlägt in unserer Prosa nicht etwa in Poetisierung der Persönlichkeit um, die standhaft, aber passiv ihr Kreuz trägt. Unsere Literatur wählt als positive Helden vornehmlich aktive Persönlichkeiten, die ihre Entscheidungen auch in den ungünstigsten Situationen selbst verantworten. Sie sind in dem Sinne frei, den Marx meinte, als er gegen die christliche Auffassung der Freiheit polemisierte: der Mensch ist „frei ... nicht durch die negative Kraft, dies und jenes zu meiden, sondern durch die positive Macht, seine wahre Individualität geltend zu machen“.⁴

In der humanistischen westlichen Prosa kommt es in erster Linie darauf an, ob der Mensch unter allen Umständen seinem moralischen Ideal treu bleibt. Für die sowjetische Prosa ist darüber hinaus prinzipiell wichtig, ob er sich als Opfer oder als Gestalter des Daseins empfindet: darin vor allem besteht der Unterschied zwischen persönlicher Ehrlichkeit und persönlicher Verantwortung. Auch wenn der Held den Umständen zum Opfer fällt, kann er sich noch als Mitkämpfer in der andauernden und weltumspannenden Schlacht für ein menschenwürdiges Leben betrachten, fähig, mehr oder weniger auf ihren Verlauf einzuwirken. Tschingis Ajmatow schreibt: „Der Held unserer Schriftsteller ist aktiv. Er strebt danach, auf die Umstände Einfluß zu nehmen. Und das ist meiner Ansicht nach einer der wichtigsten Vorzüge der sowjetischen Literatur.“

Die ästhetische Wirkung solcher Gestalten wie Wichrow⁵ und anderer beruht nicht zuletzt darauf, daß sie als Opfer und als Helden zugleich aufgefaßt werden können, denn sie haben nie aufgehört, sich ihrer aktiven Hingabe und Zuversicht für ihre Sache bewußt zu sein. In letzter Zeit treten allerdings in unserer Literatur immer mehr geistig anspruchslose, passive Helden auf, die zu einer selbständigen Entscheidung nicht fähig sind. Dadurch wurde die Polemik um einige Werke der sogenannten lyrischen „Dorfprosa“ ausgelöst, um Novellen und Erzählungen von Below, Rasputin, Lichonosow und einiger anderer.

⁴ Marx/Engels, Werke, Bd. 2, S. 138

⁵ Aus L. Leonows „Der russische Wald“

In Rasputins „Der letzte Termin“ steht die sterbende achtzigjährige Anna wie eine Heilige, als Grundpfeiler der Welt da. Mit dieser literarisch sehr gelungenen Figur hat der Autor einen Bäuerinnentyp aus der ungerechtfertigten Vergessenheit hervorgeholt, in der er sich nach den Rezepten des „sozialen Wesens“ befand. Der Autor zeigt offene Sympathie für diese Heldin, die dreizehn Kinder zur Welt gebracht hat, von denen fünf an Krankheiten gestorben und drei im Krieg gefallen sind. „Die Alte lebte schlicht: sie gebaß, arbeitete, schlief sich flüchtig bis Tagesanbruch aus, raffte sich wieder auf, wurde alt ... und das alles genau dort, wo sie geboren war. Sie kam nie fort, gerade wie ein Baum im Walde, und beschäftigte sich mit denselben menschlichen Dingen wie ihre Mutter. Andere reisten inzwischen ... Doch sie war auf niemanden neidisch, so glücklich einer auch immer leben und so schön sein Gesicht sein mochte. Das war für sie nicht viel besser als sich eine fremde Mutter oder ein fremdes Kind zu wünschen. Eigene Leben, eigene Schönheit ... Solange Leben in einem ist, muß man eben leben, wie denn sonst. Ihr Leben zu leben, bereitete ihr bald Freude, bald Qualen — qualvolle Freude. Sie wußte nicht, wo beide sich vereinten und wo sie auseinandergingen, und was davon für sie nützlicher war.“

Rasputin, der die Erscheinung unzweifelhaft durchschaut hat, zog es vor, sich weiter keine Gedanken über sie zu machen. Ist etwa das letzte Jahrhundert unnütz vertan worden, hat es am Schicksal Annas nichts geändert? Ist die Seele der Bäuerin wirklich so zeitlos? Und schließlich: Warum wird so rührend und liebevoll die moralische Unbeweglichkeit Annas poetisiert, das Fehlen jeden Strebens, selbständig Entschlüsse zu fassen? Wir können über ein solches Leben nicht die gleiche menschliche Trauer wie der Autor empfinden. Wie läßt sich die Rührung über so viel Patriarchalität mit den wachsenden geistigen Bedürfnissen und dem sich erweiternden Gesichtskreis des sowjetischen Volkes vereinbaren? Gerade von dieser Entwicklung geht die moderne Ethik aus, wenn sie kategorisch feststellt: „Angst, Zwang, unbewußte Hinnahme dieser oder jener Zielsetzungen und Verhaltensregeln in der Gesellschaft sind keine Komponenten der Moral.“⁶

Simplifizierungen sollte man auf jeden Fall vermeiden: natürlich ist es nicht jedermann Sache mit den „Umständen“ fertig zu werden. Es gibt zahlreiche tragische Umstände, denen auch ein aktiver Mensch zum Opfer fallen kann, wie besonders häufig gerade in der Kriegsprosa gezeigt wurde. Auch Krylow in Grannis „Dem Gewitter entgegen“ ist ein Opfer tragischer Umstände: Krylow kämpft für die Wiederaufnahme der Forschungen, die nach einer nicht durch ihn verschuldeten Flugzeugkatastrophe eingestellt worden waren. Sein Kampf mit den „Umständen“ führt nicht zum Erfolg, erst das objektive praktische Bedürfnis, die Untersuchungen fortzusetzen, bringt ihm Genugtuung. — Der Einzelne kann in dem Sinne stärker sein als die Umstände, daß er seinen Prinzipien stets treu bleibt. Aber er kann meist nicht als Einzelner die Umstände verändern. In

⁶ Nasutshnye problemy etiki (Dringende Probleme der Ethik), Moskau 1971, S. 55

solchen Fällen liegt die Stärke der Literatur darin, zu zeigen, daß der Mensch auch in tragischer Situation die moralische Zwangslage überwinden und seine Individualität bewahren kann.

Eben deshalb lenken wir die Aufmerksamkeit auf die moralische Entscheidung, obwohl sie bei weitem nicht immer Umgestaltung der Umstände bedeutet. Das muß man scharf, vielleicht sogar polemisch hervorheben, weil in unseren Büchern häufig die moralische Standhaftigkeit nicht als positive Schlußfolgerung erscheint, sondern durch ein *happy end* ersetzt wird. Bezeichnend dafür ist eine Episode in Ainee Beekmans Roman „Brunnenspiegel“: Die Hitlerfaschisten rücken bis Tallinn vor, die Kommunistin Anna muß schnellstens aus der Stadt zu einem illegalen Treffpunkt. Geht Anna nicht weg, wird sie, der elementaren, nahezu instinktiven Menschlichkeit treu, gefaßt, damit gäbe es im Rücken der Faschisten eine Kommunistin weniger. Aus Menschlichkeit bleibt sie jedoch unter Gewissenskonflikten bei ihrer erkrankten Schwester daheim — „was tun, wenn ich an beiden Beinen Betongewichte des Mitleids und der Pflicht trage“ — bis zufällig im Haus andere Verwandte auftauchen und sie sich der illegalen Arbeit zuwenden kann.

A. Beekman hatte nicht den Mut, die moralische Konfliktsituation, die zwei sich ausschließende Lösungen enthält, bis zu Ende durchzuspielen. Wenn die Helden außerstande ist, die Umstände selbst zu verändern, regt diese Situation gerade zu einer ethischen Lösung im Sinne einer selbständig getroffenen Entscheidung an. Das Buch könnte durch eine solche Lösung nur gewinnen!

Selbstverständlich wäre auch die Annahme unsinnig, jeder tragische Schluß müsse vom Triumph der sittlichen Standhaftigkeit gekrönt sein. Es gibt viele menschliche Eigenschaften, durch die Standhaftigkeit sich in aktives und erfolgreiches Handeln umsetzt: das Vermögen, eine übernommene Aufgabe bis zu Ende auszuführen, geshmähte Ideale zu rächen, oder im Interesse einer großen Aufgabe Leiden zu ertragen. Ein Held, der dem Tod entrinnen konnte, erscheint in den Augen der Leser immer als stärkere und bedeutendere Persönlichkeit als einer, der dem tragischen Ende zwar standhaft begegnet, jedoch nicht alle menschenwürdigen Möglichkeiten ausgeschöpft hat, um sich zu retten. Auch entspricht ein glückliches Ende, jedenfalls laut soziologischer Umfragen und vieler Leserbriefe, dem tiefeingewurzelten Glauben der Menschen an den schließlich Sieg des Guten, der Liebe und der Gerechtigkeit.

In der ganzen Geschichte der Kunst geschieht eine Katharsis nur selten und ist dann um so wirkungsvoller. Dennoch ist zu bedauern, daß in unserer Prosa der letzten Jahre die Gestalt des Rebellen fehlt, der sich gegen eine tragische Fügung der Umstände auflehnt. Alles wird zu rasch und schmerzlos eingenerkt, als löse der glückliche Ausgang der Handlung alle ethischen Probleme.

Noch ein anderer Aspekt der moralischen Entscheidung bleibt zu beachten: die Erforschung der Konsequenz einer falschen Entscheidung, wenn eine anfangs kaum wahrnehmbare Empfindung fortschreitend der Persönlichkeit schwere see-

lische Schäden zufügt und schließlich zu ihrem völligen moralischen Verfall führt. Die Erkenntnis der Gesetzmäßigkeiten dieser Rückentwicklung ist — genauso wie die Erforschung des moralischen Wachstums des Menschen — eine notwendige Aufgabe der Kunst.

Die Gegenwartsprosa hat recht viele typische Gestalten geschaffen, die auf die schiefe Bahn geraten und ihre Persönlichkeit einbüßen. Grigorij Melechow in Scholochows „Stillem Don“ bietet ein exemplarisches Beispiel, wie die falsche Wahl eines sozialen Weges fortschreitend zum Verlust der Menschlichkeit, zur geistigen Stumpfheit und zum physischen Absterben führt. Viele Gestalten dieser Art hat auch die Kriegsprosa dargestellt, in der solche Charaktere in kritischen Situationen bis zum Verrat, zur Katastrophe, herabsinken.

In der Nachkriegszeit haben Prosaiker und Dramatiker wiederholt versucht, anstelle einer ernsthaften Analyse irgendeine letzte Ursache anzugeben, die absolut alle Quellen und Folgen einer falschen Entscheidung erklären sollte. In der Regel suchte man diese Ursache in biografischen und nicht in ideell-psychologischen Momenten. Historische Fakten, die solche Erklärungen ermöglichten, führten zum soziologischen Klischee in der Literatur. Da wurde zunächst die soziale Herkunft als Bestätigung für unvermeidlichen Verrat, Diversion, Ausschweifung jedes beliebigen „Ehemaligen“ (Bourgeois) betrachtet. Dann nahmen ihre Stelle Kinder von Kulaken und NOP-Leuten ein, die sich versteckt und ihre Zeit abgewartet hatten. Vor nicht allzu langer Zeit gab es eine regelrechte Invasion von Erzählungen und Dramen, die das unsittliche Betragen junger Leute lediglich mit ihrer Herkunft aus wohlhabenden Familien erklärten. In jüngster Zeit genügte für manche literarische Helden schon der bloße Aufenthalt in der Stadt, um auf die schiefe Bahn zu geraten. Unsere Kritik, die der Literatur folgt — oder die Literatur, die der Kritik folgt? — sieht mitunter als einzige Ursache amoralischen Verhaltens die „Überbleibsel der Vergangenheit“ an, die als biografische Gegebenheit unlöslich Gegenwart und Vergangenheit verketten.

Indes beurteilen die angrenzenden Wissenschaften das Vorhandensein negativer Erscheinungen im Leben der sowjetischen Gesellschaft viel differenzierter und suchen ihre Ursachen nicht nur in den „Muttermalen“ der alten Gesellschaft, sondern betrachten sie auch als Folge der Abweichung von den sozialistischen Prinzipien bei der Leitung der Gesellschaft, der Produktion, der ideologischen und pädagogischen Arbeit. In der Tat wäre unsere Literatur ärmer ohne die „Kaunas-Romanze“ von A. Belauskas und „Adamsapfel“ von Sluzkis mit ihren sensiblen Darstellungen einer Psyche, die durch verschiedene soziale Faktoren demoralisiert wird. Belauskas und Sluzkis schildern Helden, die rückschauend einzusehen beginnen, wohin ihr Weg sie geführt hat. In beiden Fällen kennen wir das endgültige Ergebnis nicht: wird der Held moralisch wieder gesunden oder ist der Prozeß der Zerstörung nicht mehr aufzuhalten? In beiden Fällen empfinden wir Entsetzen, aber kein Mitgefühl, obwohl die Werke in Ich-Form

geschrieben sind und so eine Identifikation mit dem Helden nahelegen. Durch den gesamten künstlerischen Kontext sprechen die Autoren ihr Urteil über diese Helden und lassen von den Hoffnungen auf Mitgefühl nichts übrig.

Manche Leute glauben, es stehe der Kunst nicht an, die Psyche von Leuten zu schildern, die sich der sozialistischen Moral entfremden und moralisch abgleiten. Man kann aber eine Krankheit nur heilen, wenn man weiß, ob es sich um eine vorübergehende Infektion handelt oder aber um allmähliches Absterben des Gewebes durch Störungen der Lebenstätigkeit des Organismus. Die Kunst — ein sozialer Arzt — darf nicht davor zurückschrecken, dem Krankheitsherd zu liebe zu rücken, um den Organismus zu kurieren und soziale Prophylaxe zu leisten.

Die Erkenntnis, zu der sich der Leser nach reiflichem Nachdenken über ein falsch geführtes Leben durchringt, erweist sich gegenüber der Schilderung eines mustergültigen, würdigen Schicksals als nicht weniger wirksam. Wie soll man beispielsweise abwägen, ob der heroische Aufschwung Sotnikows oder das Abgleiten Rybaks in Bykows „Die Schlinge“ erschütternder, moralisch wirksamer ist? Auch dieses Werk läßt sich nur durch die Gesamtheit aller Figuren, aller aufeinander wirkenden gesellschaftlichen Kräfte begreifen.

Die gesicherte Erkenntnis unserer Prosa, daß das menschliche Sein gesellschaftlichen Charakter trägt, führt zur Absage an alle Versuche, die Persönlichkeit innerhalb einer Robinsonade zu analysieren, als sozusagen geschlossenes sich selbst regelndes System. Doch muß diese unsere Erkenntnis korrespondieren mit der Hinwendung zum einzelnen Charakter, seiner individuellen Moral, seinen komplizierten psychischen Prozessen. Die Dialektik der Zusammenhänge zwischen allgemein Humanem, Individuellem und Sozialem ist unendlich mannigfaltig und erfordert von der Kunst die unterschiedlichsten Mittel, auf die Persönlichkeit einzuwirken: objektive wie subjektive, bewußte wie spontane, reale und utopische. Obwohl diese Mittel nicht eindeutig sozial determiniert sind, haben sie in den besten Büchern unserer Literatur einen eindeutig sozialen Sinn und wirken sich auf das gesellschaftliche Sein der Menschen aus. In dem erwähnten dialektischen Zusammenhang bringt die Gestaltung des Menschen zwangsläufig die Schilderung der Gesellschaft und der sich darin abspielenden Prozesse mit sich. In diesem Sinn bildet die moralische Entscheidung eine Art „Sonnengeflecht“ aller wesentlichen Linien der Charakterzeichnung und des Sujets.

Die prinzipiellen Vorteile der sowjetischen Prosa, die sie zu einer neuen Stufe in der Entwicklung der Weltliteratur werden lassen, sind bisher nicht völlig erschöpfend und künstlerisch überzeugend realisiert worden. Vor uns liegt die Aufgabe, Ursachen und Erscheinungen dieses Widerspruchs zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit unserer Literatur zu untersuchen und die literarische Meisterschaft unserer Schriftsteller zu fördern, damit die ganze komplizierte Vielfalt des Lebens in unserem Land durch die Kunst erforscht und wiedergegeben werden kann.

Pawel Toper

Kriegsliteratur oder Krieg in der Literatur?

Die sowjetische Literatur über den Krieg ist eine Antikriegsliteratur. Noch nie hat ein sowjetischer Schriftsteller den Krieg verherrlicht, ihn als „Hygiene der Welt“ bezeichnet, seine „zivilisatorische Rolle“ hervorgehoben. Allerdings, die sowjetische Literatur hat auch besonderen Grund, den Krieg zu verdammten und sich zugleich mit dem Kampf für die gerechte Sache zu solidarisieren. In der Geburtsstunde des sowjetischen Staates wurde das „Dekret über den Frieden“ verkündet: der erste Beschuß der Sowjetmacht, von Lenin verfaßt, über das neue Medium Funk verbreitet. Dennoch war unser Staat über weite Teile seiner Geschichte hin zum Kampf mit der Waffe gegen seine Feinde gezwungen. Diese harte Dialektik unserer Geschichte — daß friedliche Arbeit und menschliches Glück militärischen Schutz benötigen — ist dem sowjetischen Bürger vertraut und selbstverständlich. Mit den Büchern über die Revolution und den Bürgerkrieg, über das Heldentum des Kampfes für die Volksmacht, die den Menschen Brot und Frieden geben wollte, wuchsen mehrere Generationen sowjetischer Menschen auf; von diesen Büchern führt eine gerade Linie zur Literatur über den Vaterländischen Krieg. Von der „heiligen letzten Schlacht“ wurde schon in alten Revolutionsliedern aus dem Bürgerkrieg gesungen. So träumen auch in den Büchern über die Schlacht um Moskau oder Stalingrad, den Vormarsch über den Dnjepr oder die Eroberung von Berlin die Sowjetsoldaten noch im Sterben von den Zeiten, da es keine Kriege mehr gibt. Sie zogen in die Schlacht, den Krieg zu besiegen. Das ist die historische Wahrheit und nur so ist auch die sowjetische Literatur über den Krieg zu begreifen.

Die Helden der zu Kriegsbeginn geschriebenen Gedichte, Skizzen, Erzählungen waren bezeichnenderweise nicht aktive Offiziere der Roten Armee, sondern Männer aus friedlichen Berufen, die zu den Waffen greifen mußten. Gerade diese Richtung verdeutlichte den Charakter des Krieges, der das ganze Volk erfaßte. Das charakteristische Thema der Literatur lautete damals: „Wie man hassen lernt“ (so der Titel der ersten, 1942 veröffentlichten Kriegserzählung von Michail Scholochow). Sonderbar — wieso mußte das „gelernt“ werden? Die Achtung vor anderen Völkern, die Achtung vor dem Leben, das Gefühl des Internationalismus wurzelte so fest im Bewußtsein der sowjetischen Menschen, daß sie sich erst mit Anstrengung klarmachen mußten; ihre Pflicht als Internationalisten und Patrioten bedeutete nun Haß auf die Aggressoren. Als die theoretische Gefahr des bewaffneten Überfalls, unter der die Sowjetunion in den 30er Jahren gelebt hatte, unmittelbare Realität wurde, mußten die Menschen erst lernen, was ihnen völlig fremd war: nicht aufbauen, sondern zerstören, Brücken und Kraftwerke in die Luft sprengen, Häuser einäschern, Korn verbrennen. Sie mußten lernen, nach den erbarmungslosen und kompromißlosen Regeln zu kämpfen, zu denen der Krieg zwang.

Kaum ein Schriftsteller, der dieses Thema damals nicht aufgegriffen hätte. Eines der stärksten Werke dieser Art ist das Gedicht des Lyrikers Michail Swetlow „Der Italiener“ (1943). „Der Italiener“ ist ein Soldat, der unter dem blauen russischen Winterhimmel in der Schneewüste fällt — dort, wo er nichts zu suchen und nichts zu finden hat. Sein Schicksal wird bedauert, die Verse wenden sich voll Haß gegen die verbrecherischen Gewalthaber, deren gehorsames Werkzeug er geworden ist. Das Gedicht schließt mit dem Gedanken an unser moralisches Recht der Verteidigung: „Ich schieße, und es gibt keine Gerechtigkeit, die gerechter wäre als meine Kugel.“

An dieser Auffassung hat die Zeit nichts geändert; die moralische Idee des Gedichts drückt eine Konsequenz aus, die durch das Leben und Leiden des Volkes erhärtet ist. In dieser oder anderer Form tritt sie uns bis heute in allen sowjetischen Kriegsbüchern entgegen, besonders stark in den Werken über die ersten Kriegsjahre. Es ist ein Gefühl, das weder Hilfe für den geschlagenen Feind, noch den Glauben an eine friedliche Zukunft ausschließt, keinesfalls mit kleiner „Gehässigkeit“ gegenüber dem Feind oder mit „Rache“ gleichzusetzen. Alexej Tolstoj nannte es „lichten Haß“, und General Pawel Batow sagte: „Haß auf den Feind, der als Angreifer kommt, ist ein heiliges und überaus humanes Gefühl. Aber es entsteht unter solchen Schmerzen und solcher Seelenqual, daß uns das Schicksal davor behüte, es ein zweites Mal durchzumachen.“

Das in der Antikriegsliteratur des Westens übliche Motiv der „Gleichheit“ beider Seiten geht der sowjetischen Literatur völlig ab. Bei den Schriftstellern des Westens ist dieses Motiv aus der Empfindung der Sinnlosigkeit des gegenseitigen Blutvergießens entstanden; man findet es bei den verschiedensten Autoren, bei Remarque, Oldington, Faulkner und Hemingway. In der Literatur der sogenannten „verlorenen Generation“ kommt der verzweifelte Protest gegen Mord und unentrinnbare Gewalttätigkeit, gegen unnütz vergossenes Blut besonders stark zum Ausdruck. Dieses Motiv spricht bis heute jeden an, für den der Krieg eine schmutzige und wesensfremde Angelegenheit ist. Es erhebt sich jedoch so gleich die Frage, um welchen Krieg es eigentlich geht. Denn als gesellschaftliche Erscheinung tritt der Krieg nicht in Form einer überzeitlichen Abstraktion auf, sondern als eine konkrete militärische Auseinandersetzung. Für den Bürger der Sowjetunion wird selbst ein Antikriegsbuch nicht bis ins Letzte wahrheitsgetreu sein, wenn darin das Motiv der „Gleichheit“ beider Seiten auf den zweiten Weltkrieg, insbesondere auf die deutsch-sowjetische Front, angewendet wird. Noch in den besten Büchern dieser Art wird er das Wichtigste vermissen, kennt er doch den gerechten Befreiungskarakter dieses Krieges nur zu gut — eines Krieges, den er selbst geführt hat und der ein Befreiungskrieg auch für das deutsche Volk war. Folglich kann er diesen Krieg nicht mit dem Überfall der Hitlerarmee auf sein eigenes Land auf eine Stufe stellen.

Boris Polewoj schrieb 1946, gleich nach dem Krieg, sein in vielen Ländern verbreitetes Buch „Der wahre Mensch“. Den Anstoß, sich der Frontbegegnung mit

einem Militärflieger, dessen Beine amputiert waren, zu erinnern, gab Polewoj, als er Göring im Nürnberger Prozeß über den „rätselhaften russischen Menschen“ reden hörte, der das „wahre Kriegspotential“ der Sowjetunion bestimmt habe. Boris Polewoj schrieb sein Buch von der beispiellosen Tapferkeit und Willenskraft des Fliegers Meresjew, um „Herz und Kraft eines Menschen zu zeigen, der im Lande des Sozialismus aufgewachsen ist“ (aus dem Nachwort des Verfassers). Ich las die Besprechung der deutschen Ausgabe dieses Buchs in der *Deutschen Soldatenzeitung* (1959). Der Verfasser schrieb — unter dem Pseudonym „pst“ —, Boris Polewojs „Der wahre Mensch“ sei „gerade für den deutschen Frontkämpfer von besonderem Interesse“, das Buch stelle ein „pathetisches Epos über den Krieg überhaupt“ dar. Die Gestalten des Buches seien „einfach Menschen“, und dadurch erweise sich ihre Heimatliebe, ihre sowjetische Denkweise und Mentalität als zweitrangig, als bloße Oberfläche, gemessen an ihrem inneren Wesen. Begriffe wie der „Große Vaterländische Krieg“, „Sieg der rechten Sache“, „Sowjet-Mensch“ bringt der Autor in Anführungszeichen, nicht etwa ablehnend, sondern geschickter: diese „allgemeinen“ Ideen hätten sich auch in Hitlerdeutschland in „analog entgegengesetzter Form“ entwickelt. Er kommt zu dem Schluß: „Wie wenig sich im Grund die Frontsoldaten beider Seiten unterscheiden, vermag gerade dieses Buch eines sowjetischen Autors bestechend darzutun. Im menschlichen wie im kämpferischen Bereich stehen die Soldaten unter gleichen Bedingungen und Vorzeichen. Angesichts des Todes zeigen sie das gleiche Verhalten. Mit gleicher Energie, gleichem Mut und gleicher Einsatzbereitschaft kämpfen sie für die Sache, die sie für die bessere halten.“

So geschen, wird der Weltkrieg zu einer Art „Spiel“, das nach bestimmten Regeln, etwa wie eine Schachpartie, ausgetragen wird. Die ganze Rezension ist von einer „berufsmäßigen“ Einstellung zum Krieg durchdrungen, die der russischen Literatur völlig fremd ist und gegen die sich schon Lew Tolstoj in „Krieg und Frieden“ wendet. Der Volkscharakter des Krieges geht bei solcher Behandlung des Themas verloren: sein geschichtlicher Inhalt, Not und Leid von Millionen, ihre Qualen, das vergossene Blut und ihr Tod werden zu beliebigen Ereignissen. Der Rezensent hat Boris Polewojs Buch oberflächlich gelesen, sonst hätte er bemerkt: sein Held kann nur überleben, seine Verzweiflung überwinden und in die Armee zurückkehren, weil ihn die unterschiedlichsten Menschen, Soldaten und Zivilisten, von der Bäuerin, die für ihn den letzten Bissen hergibt, bis zum sterbenden Kommissar, der ihm vor dem Tode Mut zuspricht, moralisch und physisch unterstützen. Die sowjetische Literatur sieht ihr Thema so: der Volkskrieg ist nur zu verstehen und künstlerisch wiederzugeben, wenn man die Ideale, für die die Armee gekämpft hat, die Gedanken und Gefühle der Menschen, die diesen Krieg geführt haben, ernst nimmt. Die „guten“ Helden der besten deutschen Antikriegsbücher sehen sich am Ende unweigerlich getäuscht von den Idealen und Zielen, in deren Namen die Hitler-Wehrmacht den Krieg führte, eben weil diese Ideale und Ziele verlogen waren. In den sowjetischen Büchern

besteht ohne Bruch Identität zwischen den Helden und den Idealen, für die sie in den Kampf gehen. Unmöglich, sie sich als „Landser“, als Söldner vorzustellen. Belletristische Werke über den Krieg werfen schon vom Stoff her stets die schärfsten Probleme der politischen Gegenwart auf. Dazu benötigen sie weder breite soziale Gemälde oder Geschehnisse im größten Maßstab, noch eine Fülle handelnder Personen: Der Mensch auf dem Schlachtfeld, dem nichts anderes übrigbleibt, als seinesgleichen zu töten und selber zu sterben — das ist die einfachste „Keimzelle“ jedes modernen Kriegsromans, die den gesamten sittlichen und politischen Fragenkomplex enthält. Diese „Zelle“ kann ideologisch nicht neutral und in ihrem Gehalt nicht rein „biologisch“ sein, sie offenbart stets ihre eigene soziale Natur. Sie läßt sich nicht wegdenken aus dem Gefüge der historischen Gegebenheiten, deren integrierender Bestandteil sie ist. Versucht es der Schriftsteller dennoch, nimmt er damit bereits einen ganz bestimmten Standpunkt in der ideologischen Auseinandersetzung ein.

Natürlich fliegt ein Artilleriegeschoss mit dem gleichen Zischen und auf der gleichen Flugbahn durch die Luft, ganz gleich, wessen Armee es abgefeuert hat, und beim Krepieren zerrißt es auf gleiche Art den menschlichen Körper, welche Gedanken auch immer darin wohnen. Aber wenn auch die ursprüngliche „biologische“ Reaktion aller Menschen auf dem Schlachtfeld gleich sein mag, können doch ihre Gefühle und Gedanken, ihr psychischer Zustand durchaus verschieden sein. Verschieden sind Furcht und Hochgefühl des einzelnen im Gefecht — je nachdem, warum und wofür er kämpft. Die Weltliteratur veranschaulicht, daß die Atmosphäre der Schlachtszenen nicht von der Sprengkraft der Geschosse abhängt, sondern von der Einstellung des Dichters und seines Helden zum Krieg. Nur der konkret historische Blick läßt Autor und Leser die Kriegereignisse und die von ihnen geprägten menschlichen Schicksale richtig erfassen. Es gibt keinen „Mann im Kriege“ ganz allgemein, weder im Leben noch in der Kunst. Jeder gerechte Krieg, den die Völker zur Verteidigung gegen den aggressiven Imperialismus führen, ist ein Teil des Kampfes um die künftige Zeit, da die Menschheit keine Kriege mehr kennen wird.

In der sowjetischen Literatur heißt Heldenat nicht bloß Mut, nicht lediglich soldatische Tugend; die Heldenat ist — so Leonid Leonow in seiner Erzählung „Die Einnahme von Welikoschumsk“ (1944) — „Geringschätzung der eigenen Person einem hohen Ziel zuliebe“. Nie und nimmer wird der sowjetische Leser den Betrachtungen über die „Identität“ des sowjetischen Frontkämpfers und des Hitlersoldaten zustimmen. Die Hände derer, die für die gerechte Sache, für ein großes Ziel kämpfen, bleiben rein. Wir finden dieses Motiv der reinen Hände, die den Sieg erringen, in vielen sowjetischen Kriegsbüchern, sehr eindrucksvoll etwa in der romantischen Erzählung von Emmanuil Kasakewitsch „Der Stern“ (1946). Kasakewitsch, Humanist nach Bildung und Beruf, war Aufklärungs-offizier, er „floh“ aus einem rückwärtigen Verband, wo er wegen seines Gesundheitszustandes diente, an die Front. Die Erzählung ist in knapper, abgewogener

Sprache geschrieben, ihre Bildhaftigkeit tendiert zur Symbolik; in ihr steckt etwas von einer Legende, einem Märchen. Gleichzeitig schildert sie den Krieg und den Menschen im Krieg mit ungewöhnlicher Präzision. Der Titel nennt das Rufzeichen eines Aufklärungstrupps, der ins rückwärtige Gebiet des Gegners vordringt, dem Oberkommando wichtige Nachrichten funk und selber zu grunde geht. Leutnant Trawkin, der junge Kommandeur dieser Aufklärer, war — wie wir am Ende erfahren — noch Oberschüler. Begabt in der Schule, erweist er sich als Soldat geschickt, zuverlässig, die Soldaten achten ihn. Er ist aufrichtig, ja er „haßt die Lüge“; er ist gerecht, ja er zeichnet sich durch „absolute Selbstlosigkeit“ aus; er ist tapfer, ja „er wußte nicht, was Panik ist“. Der Autor mag seinen Helden, und er verheimlicht das nicht.

Die Frage nach dem Charakter des Helden bestand damals nicht minder scharf als heute. Worin besteht die Wahrheit über diese Zeit: in der Vorstellung, der vergangene Weltkrieg sei eine Zeit allgemeiner Vertierung, eine hochschlagende Woge von Mord und Haß gewesen, oder in der Auffassung dieses Krieges als Sieg der Gerechtigkeit über das Verbrechen, der Menschlichkeit über die faschistische Ideologie? Kasakewitsch zeigt durch Trawkin: Das sind die Menschen, die den Krieg geführt haben, sie waren so lauter wie die Ziele, für die sie kämpften. Die hohe moralische Qualität Trawkins hat nicht der Krieg hervorgebracht, aber sie existiert auch nicht losgelöst vom und gegen den Krieg. Trawkin war schon immer so, nur ließ die außerordentliche Situation seine moralischen Qualitäten besonders scharf hervortreten: „Einen guten Menschen macht der Krieg besser, einen schlechten — schlechter“ (Kasakewitsch). Trawkins Gerechtigkeits- sinn ist der Ausdruck des gerechten Charakters dieses Krieges. Trawkins Tod, der Tod seiner Kameraden, klagen den Krieg an, der unserem Land durch Hitlers Überfall aufgezwungen wurde.

Wie andere Bücher über den Krieg behandelt auch Kasakewitschs Erzählung das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Soldaten; dabei wird dieses Motiv wesentlich anders aufgefaßt als die für viele europäische Kriegsbücher symptomatische „Frontkameradschaft“. Es ist eine nicht bloß aufs Überleben gerichtete Zusammengehörigkeit. Ihr Sinn und Zweck ist der Sieg; es ist ein moralisch kompromißloses Zusammengehen für ein hohes Ziel. Mamotschkin, ein Aufklärer des Trupps, sorgt vielleicht mehr als die andern für die Kameraden; er findet Mittel und Wege, Lebensmittel für alle zu beschaffen, allerdings unredliche, indem er vorübergehend requirierte Pferde weitervermietet, statt sie — wie befohlen — dem Besitzer zurückzugeben. Wie schwer „wiegen“ schon die beiden Pferde auf der Waage des Krieges? Nach Trawkins Ansicht ist jedoch schon ein geringfügiges Vergehen eine Schande für alle Aufklärer, für die ganze Rote Armee; Mamotschkin fällt wie seine Kameraden, und doch bleibt die Kluft zwischen ihm und den anderen bestehen.

Die Erzählung enthält auch eine Begegnung mit dem Feind. Auch hier geht Kasakewitsch den schweren Weg. Der Deutsche ist nicht etwa ein abgebrühter Ver-

brecher, Mörder oder SS-Mann. Die Aufklärer machen im rückwärtigen Gebiet des Feindes einen Gefangenen: ein junger Hitler-Soldat, von Beruf Setzer. Sie können ihn nicht am Leben lassen — ohne das ganze Unternehmen zu gefährden. Das Schicksal des Soldaten ist besiegelt; den Urteilsspruch liest er in Trawkins „mitleidigen und unbeugsamen“ Augen. „Mitleidig“, weil ihm die Achtung vor dem Leben anerzogen, das Kriegshandwerk seinem Wesen innerlich fremd ist. Viel lieber würde er in dem deutschen Setzer einen Freund und nicht den Gegner sehen. „Unbeugsam“, weil es die Notwendigkeit verlangt, die der Feind ihm aufzwingt.

So lösten Kasakewitsch und andere sowjetische Autoren den grundlegenden moralischen Konflikt des gerechten Krieges. Natürlich wußten Sowjetbürger auch während des Krieges, daß nicht alle Deutschen in den graugrünen Mänteln der Hitlerwehrmacht gleich waren, daß auf der anderen Seite der Front nicht nur Verbrechen begangen wurden, sondern daß sich dort auch Tragödien und Kämpfe abspielten, unter dem Zwang der Befehle. Dennoch wird man in sowjetischen Büchern nie einen Hitlersoldaten nur in der Rolle des unfreiwilligen durch seine Tatenlosigkeit Mitleid erregenden Opfers eines verbrecherischen Regimes finden. Zugegeben, für den eingezogenen und an die Front kommandierten Deutschen war kein Ausweg sichtbar. Aber es sind verschiedene Einstellungen des Individuums zu seinem Schicksal möglich: Man kann es als tragisches Los empfinden und die Schuld für die eigene Passivität auf „höhere Gewalten“ schieben. Man kann sich aber auch bemühen, der Mittäterschaft an Verbrechen zu entgehen, dem Schicksal zu trotzen — in der Erkenntnis, daß nicht nur die Umstände die Menschen machen, sondern auch die Menschen die Umstände. Der Weltkrieg verschafft keinem „ein Alibi vor Gott“. Wie jede Krise — ob im persönlichen Leben oder in der Geschichte — muß er den Menschen zum Denken und Handeln bringen.

Der Vaterländische Krieg hat so viele Schicksale beeinflußt, so viel im Leben des Landes und jedes einzelnen bestimmt, daß man sich heute kein Schicksal außerhalb des Krieges und seiner Folgen vorstellen kann; undenkbar wäre ein Buch über das sowjetische Leben ohne einen direkten oder indirekten Bezug auf die Kriegszeit. Das Thema ist unerschöpflich. In drei Jahrzehnten hat es sich in ständiger Diskussion, oft auch in stürmischer Auseinandersetzung entwickelt. Unbestritten ist allerdings immer die Idee der Gerechtigkeit des Befreiungskrieges für das sozialistische Vaterland geblieben. Im übrigen hat sich mit den Jahren das Bild von der Kriegszeit in vielem geändert.

Während des Krieges selbst wurden viele Gedichte und Prosawerke geschrieben, die zum Wertvollsten der sowjetischen Literatur gehören und weiterwirken. Die ersten Nachkriegsjahre brachten dann ein gesteigertes Interesse für jedes Buch über den eben beendeten Krieg mit sich. Damals erschienen viele — und grundverschiedene — Bücher, vielleicht haben wir niemals so stark wie in den Kriegs- und Nachkriegsjahren gespürt, daß wir ein Volk sind. Dieser nationale Gedanke

durchdringt O. Gontschars „Bannerträger“, A. Fadejews „Junge Garde“, W. Laziš „Sturm“, I. Ehrenburgs „Sturm“ und viele andere Bücher.

Die erste Hälfte der fünfziger Jahre brachte weniger erwähnenswerte Werke. In der Aufarbeitung des Themas trat eine spürbare Pause ein. Ende der fünfziger Jahre erwachte das Interesse für das Kriegsthema aufs neue; ähnliches lässt sich in der Literatur verschiedener Länder beobachten. Das hängt mit dem literarischen Auftreten ehemaliger Soldaten zusammen, die ihre Erfahrungen und Erinnerungen aus dem Krieg in die Literatur einbrachten, außerdem war eine neue Generation von Lesern herangewachsen.

Eine Art „Motto der Zeit“ prägte auch diesmal Michail Scholochow, der zur Jahreswende 1956/1957 die Erzählung „Ein Menschenschicksal“ veröffentlichte. In diesen Jahren drang die literarische Darstellung in die Tiefe der menschlichen Psyche im Kriege vor. Die Handlung konzentrierte sich auf eine einzige Schlacht und war in der Regel drückend und tragisch. Die Bücher zeigten „mit schmerzhafter Genauigkeit, wie unter dem Vergrößerungsglas, den Gesichtsausdruck des Soldaten, die erbittert umkämpften und bis zum Letzten verteidigten Feuernester, Brückenköpfe und namenlosen Höhen.“ (J. Bondarew, „Mensch und Krieg“, in: *Literaturnaja gazeta*, 16, Juni 1971.)

Die erste Kriegserzählung Grigorij Baklanows, der im Krieg Artillerieoffizier war und dessen Gestalten zunächst meist seinen eigenen Lebensweg widerspiegeln, hieß „Südlich der Hauptstoßrichtung“ (1958), die zweite „Ein Fußbreit Erde“ (1959). An diesem Fußbreit Erde, einem kleinen Brückenkopf am Ufer, klammert sich ein vorrückender Truppenteil fest. Der feindliche Angriff wird aufgehalten, die Schlacht wird aber nicht hier, sondern bei dem benachbarten großen Brückenkopf entschieden. Erzählt wird aus der Perspektive des Leutnants Motowilow, eines jungen Menschen, dem es völlig fern lag, Soldat zu werden. Trotz seiner Jugend ist er ein verständiger, erfahrener Kommandeur, neben ihm allerdings sehen wir verständigere und erfahrenere. Der Autor hat dieses „Nebenmotiv“ bewußt gewählt: auch auf diesem kleinen Brückenkopf kämpften, siegten und starben sowjetische Menschen, auch hier wurde der Sieg vorbereitet. Motowilows Charakter wird „in Großaufnahme“ gezeigt, detaillierter als früher üblich, mit mehr Einfühlungsvermögen in innere Widersprüche und Konfliktsituationen. Trawkin in Kasakewitschs „Stern“ war auch Oberschüler, aber in „Ein Fußbreit Erde“ und ähnlichen Erzählungen dieser Zeit („Die letzten Salven“ von J. Bondarew, „Die dritte Rakete“ von J. Bykow und vielen anderen) wird der Kontrast zwischen der noch jugendlichen Psyche und dem ganzen Ausmaß der Verantwortung viel stärker herausgearbeitet. Den Autor interessierte der militärisch-strategische Aspekt weniger als die Psyche alltäglicher Menschen auf dem Brückenkopf, ihre innere Welt, ihr Verhalten zueinander. Alexander Twardowskij nannte den Helden seines Poems „Wassilij Tjorkin“ schon in den Kriegsjahren einen „gewöhnlichen Jungen“. Jetzt wurde das

gewissermaßen auf breiter Basis bewiesen. Es kämpften alltägliche Menschen, deren Taten außergewöhnlich waren.

In Wladimir Bogomolows Erzählung „Iwan“ (1958) wird dieser Gedanke noch schärfer gefaßt. Bogomolow erzählt hier aus der Sicht eines jungen Offiziers, der jedoch nicht im Mittelpunkt der Handlung steht und der es auch nicht besonders schwer hat. Am schwersten hat es ein kleiner Junge, ein elfjähriger Aufklärer, der seinen für ein Kind so ganz und gar ungewöhnlichen Auftrag geschickt ausführt. Das Schicksal des Jungen, der in der Tat ein schreckliches Leben führt, sich am blutigen Tun der Großen beteiligt und schließlich von der Gestapo umgebracht wird, erweckt beim Leser unwillkürlich Schmerz, aber trotzdem wäre „Mitleid“ gegenüber dem Jungen Iwan völlig fehl am Platz. Er fühlt sich nicht als Opfer. Er kämpft, obwohl objektiv ein Opfer des Krieges, bewußt in einem gerechten Krieg. Das Kriegshandwerk und der Haß auf die Eroberer, die Mörder seiner Familie lassen ihn nicht zum seelischen Krüppel werden — er bleibt ehrlich, lauter. Darin liegt der Hauptsinn der Erzählung. Die Darstellung ist innerlich gespannt, äußerlich jedoch zurückhaltend, unaffektiert, ohne Hysterie und Pose. Gerade dies kennzeichnet die meisten sowjetischen Bücher über den Krieg: die auf leeres Geschwätz verzichtende „russische Art zu kämpfen“, von der schon Lew Tolstoj sprach.

In der Erzählung „Weit weg der Lärm des Krieges“ (1967) wählt W. Astafjew, ebenfalls Kriegsteilnehmer, ein Geschehen fern vom Frontleben.

Ort der Handlung ist Sibirien im ersten Kriegswinter, die Hauptgestalt ein Halbwüchsiger, Schüler einer Gewerbefachschule. Der Krieg „lärm“ in der Ferne, und doch ist alles von ihm bestimmt. Es geschieht nichts Besonderes, das Alltagsleben freilich ist voller Entbehrungen, Hunger und Kälte, ein Leben, das den Menschen das Letzte an Kraft abfordert, auf seine Art nicht minder schwer als an der Front.

In der sowjetischen Literatur über den Krieg fehlt durchweg die Gegenüberstellung von Front und Hinterland. Wenn Schubiaks und Halunken auftreten und einen Druckposten möglichst weit weg von der Front ergattern wollen, um außer Gefahr zu sein und ihren Bauch zu pflegen, so wirft das keinen Schatten auf „das Hinterland“ — also auf das Land und die Gesellschaft, die unter dem Motto „Alles für die Front“ lebte und aufopferungsvoll arbeitete. Die Frauen und Kinder, die ihre Männer und Väter an den Werkbänken, auf den Feldern, in den Zügen und Lastwagen ersetzen, bekamen selbst ein gerüttelt Maß Kriegsnot zu spüren und leisteten einen großen Beitrag für den Sieg. Das wird in Astafjews Erzählung gezeigt, aber das ist nur die erste, oberste Schicht. Die Hauptsache ist der Charakter des Helden (die Erzählung ist in der Ichform geschrieben), der in diesem harten Leben zu sich selbst finden muß. Wir sehen in ihm einen Charakter „aus einem Guß“, stets bereit und auch fähig zu helfen. In diesem Jungen (der sich noch wie ein halbes Kind benimmt und durchaus kindlich in seinen Gedanken und Streichen ist) entwickelt sich ungewöhnlich

rasch das Bewußtsein eines Erwachsenen, in ihm erstarkt — wie sonderbar das auch für einen kleinen Jungen klingen mag — ein Gefühl der persönlichen Verantwortung für das Leben und die Menschen seiner Umgebung. *Verantwortung* ist hier etwas ganz anderes als das aus deutschen Kasernenhofbüchern sattsam bekannte „Auf meine Verantwortung!“, das den Untergebenen von allen Zweifeln, ja dem Gewissen selbst befreit. Hier handelt es sich um das Selbstgefühl des *citoyen*, an der ganzen Welt teilzuhaben, das eigene bewußte Bedürfnis, die allgemeine schwere Bürde mitzutragen. Gerade diese menschliche Eigenschaft — die aktive Güte, die zur Tat bereit ist und mit den Widerständen wächst — bildet den gemeinsamen Nenner der besten sowjetischen Bücher über Menschen im Krieg.

Mit der Zeit hat sich der Schwerpunkt des Interesses auf historisch-philosophische Verallgemeinerungen verlagert. Das bestätigt auch der Erfolg der Memoirenliteratur, der Bücher von Heerführern wie G. Schukow — „Erinnerungen und Gedanken“ (1971). Archivunterlagen, nunmehr der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, und geschichtliche Forschungen gestatten jetzt einen umfassenden Blick auf die Kriegszeit. In den Romanen treffen die erdachten Gestalten immer häufiger mit historischen Persönlichkeiten zusammen. Mehr als früher arbeitet die Literatur mit den genauen Kennzeichen des Ortes und der Zeit der Handlung, enthüllt den Krieg in schärferen Zusammenstößen der Charaktere und Denkweisen beider kriegsführender Parteien: etwa Grigorij Baklanows Roman „Juli 41“ (1965) über die ersten Kriegstage. Jurij Bondarew gestaltet in seinem Roman „Heißer Schnee“ (1970) eine Episode der Schlacht um Stalingrad. Die Fäden der Handlung reichen weit — zum deutschen Oberkommando, nach Moskau, zum Generalstab, zum Hauptquartier des Obersten Befehlshabers der sowjetischen Armee. Alexander Tschakowskij, der 1944 eine Erzählung über die Leningrader Blockade schrieb („Das war in Leningrad“) kehrte mit dem großen Roman „Die Blockade“ zu seinem Thema zurück; jetzt in der Absicht, die Epopöe der Verteidigung Leningrads historisch genau und konkret zu schildern, sie in ihrer ganzen gesellschaftlichen Breite und Größe darzustellen. Dem Autor sind nicht nur die Gedanken und Gefühle seiner vielen sehr unterschiedlichen Gestalten wichtig, sondern auch die tägliche Organisation der Kämpfe, die Lenkung der Kraft und Energie der Verteidiger. Aufmerksam beschreibt Tschakowskij die Arbeit der höheren Stäbe und ihrer Leiter — etwa des Partefunktionärs Wasnezow: ein kluger, besonnener Mann, der nie die Fassung verliert, ein hervorragender Organisator, human und feinfühlig, der die Größe der Ereignisse sieht, ohne das Kleine aus dem Auge zu verlieren.

Der Sieg ist nicht vom Himmel gefallen, er war kein „Wunder“ und auch nicht allein das Ergebnis eines spontanen Massenenthusiasmus. Sein Geheimnis liegt begründet im Bewußtsein und Charakter des sowjetischen Menschen, in seinem Patriotismus und zugleich in der riesigen organisatorischen Arbeit, in der Kraft der Kommandeure, die mit ihrer Aufgabe wachsen. Dieser Gedanke kommt in

zahlreichen Büchern aus jüngster Zeit klar zum Ausdruck.

Konstantin Simonow, der Verfasser vieler Kriegsbücher, der schon im Kriege durch seine Gedichte und den Kurzroman „Tage und Nächte“ (es war das erste Werk über die soeben beendete Schlacht um Stalingrad) große Popularität errang, hat unlängst die Trilogie „Die Lebenden und die Toten“ abgeschlossen. Er arbeitete daran über fünfzehn Jahre. In dieser Zeit änderte sich so manches an der ursprünglichen Idee und der konkreten Gestaltung — Konstantin Simonow hat des öfteren selbst davon gesprochen. Die Trilogie umfaßt eine vom Geschehen und von der Bedeutung her außerordentliche Zeitspanne: vom Tag des Überfalls auf die Sowjetunion bis zu dem Zeitpunkt, da die sowjetische Armee die Grenzen unseres Landes erreicht und die Endphase des Krieges einleitet. Die Schilderung ist chronologisch aufgebaut, wir verfolgen Tag für Tag, Monat für Monat die Veränderungen an den Menschen und im Kriegsablauf: den Rückzug von der Landesgrenze und den Sieg vor Moskau 1941, die Schlacht und den Sieg bei Stalingrad, den Sieg bei Minsk und den Vormarsch zur Landesgrenze im Sommer 1944.

Im ersten Buch „Die Lebenden und die Toten“ (1959) — später der Titel der ganzen Trilogie — ist der Journalist Sinzow die Hauptfigur. Der Roman beginnt mit dem Satz: „Der erste Kriegstag kam für die Familie Sinzow wie ein Blitz aus heiterem Himmel — ebenso wie für Millionen anderer Familien.“ Sinzows Lebensweg wird, wie der des ganzen Landes im Titel des zweiten Buches verallgemeinert: „Man wird nicht als Soldat geboren“ (1964). Vor allem im dritten Roman „Der letzte Sommer“ (1971) tritt mit dem General Serphilin ein aktiver Offizier und Bürgerkriegsteilnehmer in den Mittelpunkt. Serphilin ist ein eckiger, sehr bestimmter Charakter. Er denkt und handelt präzis, nach außen streng, ist er im Innern gutmütig, im Umgang aufrichtig. Seinerzeit hatte er sich nicht gescheut auszusprechen, Hitlers Kriegsmaschine sei stärker als manche Militärs vermuteten, womit er sich eine Menge Schwierigkeiten einhandelte. Als nach Kriegsausbruch der allgemeine Rückzug beginnt, erklärte er, sein Regiment würde nicht zurückgehen; er weigert sich demonstrativ, die Brücke hinter seinen Stellungen zu sichern, setzt seine ganze Kraft für die Sache ein und fordert das gleiche von seinen Untergebenen. So entwickelt sich Serphilin zu einem Heerführer großen Formats, zu einem Organisator des Vormarschs. Er geht mit Schwung an die Planung und Durchführung der Operationen, kennt keine Schablone, nimmt Anregungen seiner Offiziere auf, kann sich rasch im Kampfgeschehen orientieren und die ursprünglichen Pläne operativ ändern. Die Darstellung des Alltags an der Front war schon immer Simonows starke Seite; in seiner Trilogie gelingt es ihm, die Überlegenheit der sowjetischen Militärdoktrin begreiflich zu machen.

Die Sowjetische Armee kennt keine abgekapselte, vom Volk losgelöste Offizierskaste. Ihre Leiter haben sich schon im Bürgerkrieg bewährt, sie sind demokratisch nach Herkunft und Anschauungen. Serphilin ist darin keine Ausnahme. Er

ist ein Heerführer von besonderem Schlag, ungewöhnlich für Westeuropa. Er macht sich nichts aus Kriegsruhm; sein Drang, mit möglichst wenig Blutvergießen seine Ziele zu erreichen, entspringt nicht so sehr militärischer Zweckmäßigkeit, als viel mehr einem inneren menschlichen Bedürfnis; er denkt oft an die Zukunft — an eine friedliche Zukunft, er kämpft für Kinder und Enkel, eine Zeit, in der sein Handwerk überflüssig sein wird.

Wieder könnte gefragt werden: Was ist das nun für eine Antikriegsliteratur, die einen Heerführer glorifiziert, der eine kolossale Kriegsmaschine bewegt und die seit einem Vierteljahrhundert die Menschen an den vergangenen Krieg erinnert? Schon die Frage erscheint sonderbar. Wie sollte es anders sein? Wir sind dagegen, daß der Krieg vergessen wird. Vergessen wäre nur Wasser auf die Mühlen der Friedensfeinde und hieße die Lehren des Krieges und des Sieges vergessen, der die Völker Europas, auch das deutsche, von der Hitlerbarbarei mit ihrem Anspruch auf die Weltherrschaft befreite. „Niemand ist vergessen und nichts ist vergessen“, immer und überall hat der Krieg eine lange Spur hinterlassen — auch in der Kunst. Der Strom von Büchern über den zweiten Weltkrieg, den blutigsten in der Geschichte der Menschheit, wird so bald nicht versiegen. Die Kriegsdrohung der Kräfte, die zum Blutvergießen um die Neuauftteilung der Welt bereit sind, und von daher die Gefahr eines dritten Weltkriegs, können das Interesse der Schriftsteller und der Leser für diesen Stoff nur noch steigern. Die ständen „kleinen“ „schmutzigen“ Kriege der imperialistischen Mächte machen das Kriegsthema immer wieder aufs neue aktuell. Nicht erstaunlich also, daß die Erinnerung an den Krieg in der sowjetischen Literatur wach bleibt. Dazu finden Schriftsteller stets neue thematische Gesichtspunkte, eine neue Entwicklung des Sujets. Die Literatur hat das Wesentliche, für die künftigen Generationen Lehrreiche, verborgen in den menschlichen Schicksalen des Großen Vaterländischen Kriegs, noch lange nicht ausgeschöpft.

Im *Stern* vom 6. Oktober 1968 las ich einen Beitrag „Wie schrecklich ist Iwan?“, es geht dabei um „... die Angst der Deutschen vor den Russen und die größere, historisch gesehen wohl auch begründetere Angst der Russen vor den Deutschen“. Das ist für den Leser in der Sowjetunion allenfalls lächerlich. Die Geschichte hat die sowjetischen Menschen nicht Furcht vor irgendjemandem, sondern etwas ganz anderes gelehrt: freie Arbeit und Frieden hoch zu schätzen und alles für ihre Festigung zu tun.

Der westdeutsche Leser sowjetischer Literatur über den letzten Krieg wird das überall bestätigt sehen. Er wird den Krieg als unermeßliches Leid geschildert finden. Er wird den Haß auf die Anstifter des Blutvergießens spüren. Er wird sehen, wie sich aus der Tiefe des Volks ein Widerstand gegen die Aggressoren erhebt, der nicht zu beugen und nicht zu brechen ist. Er wird den Stolz der Sieger kennenlernen, die Trauer um die Gefallenen und den Glauben an die Zukunft.

Boris Anaschenkow
Arbeiter in der Literatur

„Wissen Sie, was die größte Blamage in meinem Leben war? Ich hab mal ein Einzelstück verdorben. Da war ich noch ein ganz grüner Junge, gerade in die Fabrik gekommen — also irgendwie verzeihlich ... Aber ich bin schwer drüber weggekommen! Konnte den Leuten nicht in die Augen sehen. Erzähl das einmal einem Jugendlichen heute, der lacht dir ins Gesicht. Jetzt schämt man sich nicht mehr so wegen Ausschuß, und manche versuchen sogar, ihn durch die Kontrolle zu bringen. Jedes Jahr verliert das Werk etwa zwei Millionen Rubel durch Ausschuß ...“

Vierzig Jahre lang hat Grigorij Tarlow, alter Arbeiter und nun Leiter der technischen Kontrolle der Tscheljabinsker Traktorenfabrik, diesen Vorgang im Gedächtnis behalten, ihn gleichsam als moralischen Maßstab benutzt und damit das Fenster zu jener unwiederholbaren, erstaunlichen Welt der 20er- und beginnenden 30er Jahre aufgestoßen, die unserer Generation aus der Literatur der Zeit so gut bekannt und die — ohne Übertreibung — in unserem literarischen wie im gesellschaftlichen Bewußtsein Epoche gemacht hatten.

Tarlows Geschichte schrie geradezu nach der Kurzgeschichte. Dennoch hielt mich etwas vom Schreiben zurück. Würde eine solche Erzählung heute gelesen werden? Wäre sie zeitgemäß? Natürlich ist das Thema wichtig, gegen Ausschuß wird überall gekämpft — aber wir kennen Beispiele dieser Art übergenug, und trotzdem nehmen die Schwierigkeiten, die durch solche Beispielhaftigkeit an der Wurzel getroffen werden sollen, nicht ab.

Auf dem 24. Parteitag der KPdSU wurde davon gesprochen, daß es uns erst eben gelungen ist, „einige unerwünschte Tendenzen in der Ökonomie der letzten Jahre“ zum Halt zu bringen. Liegt es nicht daran, daß die wahre Kunst keine Illustration ist, kein eiliges Echo auf einen — wenn auch notwendigen — Tagesbeschuß? Wir haben mehrfach erlebt, wie das bestgemeinte Streben, möglichst schnell auf die jüngsten und auch sachlich richtigsten Umgestaltungen zu antworten, wie die Reformen mittels des Romans, der Erzählung, der Kurzgeschichte sich gegen den Autor selbst kehrten, gegen seine guten Absichten. Trotz ihrer Aktualität waren diese Bemühungen nicht zeitgemäß, sie erwiesen sich ästhetisch als völlig hilflos, da sie auf den Leser eine entgegengesetzte als die beabsichtigte Wirkung ausübten. Offensichtlich sind die Beziehungen zwischen Kunst und Wirklichkeit komplizierter, feiner als die einfache, mechanische Reaktion. Erfaßt sie die heutige Literaturkritik? Nicht immer — darauf weist auch der Beschuß des ZK der KPdSU zur Literaturkritik hin.

Ich fürchtete — gegen die eigene Einsicht — mit diesem Arbeiterthema (welchem eigentlich genau?) außerhalb der Zeit zu stehen. Im Wohnheim erzählte ich eini-

gen Kollegen von dem Gespräch mit Tarlow. Entgegen seinen Befürchtungen hat aber niemand über ihn gelacht. Niemand bestreit, daß man heute gegenüber dem Ausschuß duldsamer geworden ist und ihn oft nur formal bekämpft. Auch wollte keiner Grigorij Tarlow unter die Sonderlinge einreihen, im Gegenteil, in den Gesichtern las ich eine gewisse Achtung vor ihm und vor der Zeit, die er verkörpert.

In der Unterhaltung wurde die von mir skizzierte Kurzgeschichte ergänzt — und so zu einer längeren Erzählung. Die Kurzgeschichte steht in ihrer klassischen tschechowschen Form von allen literarischen Gattungen der Publizistik am nächsten. Das wird besonders in den Jahren jäher historischer Umbrüche, nationaler Erhebungen und Prüfungen merkbar. Die Kurzgeschichte erlebt dann eine solche Blütezeit, daß man bei uns in den letzten Jahrzehnten über einzelne Geschichten aus dieser Zeit so gestritten hat wie früher nicht einmal über vielbändige Romane. Die Gattung wirkt mehr als andere als besonderes Barometer des gesellschaftlichen Lebens, als Ausdruck der gegeneinander wirkenden Kräfte und Tendenzen. In Tarlows Geschichte erfordert jedoch das Material selbst Ergänzungen, weil es nicht die veränderten Bedingungen der sozialökonomischen Entwicklung wiedergibt, es erfordert eine tiefere Wechselbeziehung zur Wirklichkeit, die nur die längere Erzählung, angereichert durch weitere Ereignisse und Verwicklungen geben kann. Trotzdem bleibt die Aktualität des Themas. Aber es muß hier mit der Spezifik des Mediums Kunst gelöst werden.

Vom rein illustrativen Standpunkt aus ist die Kurzgeschichte von M. Rostschin „Mein Lehrer Grischa Panin“ nicht nur unzeitgemäß, sondern sogar schädlich. Schließlich rufen Presse, Rundfunk und Fernsehen die Jugend in die Produktion, die Verjüngung der Arbeiterklasse ist ein objektiver Prozeß; aber der ausgezeichnete Dreher Grischa Panin schreckt einen Lehrling, einen sensiblen, nachdenklichen Jungen, mit allen Kräften von der Fabrik ab. Allerdings handelt Rostschins Geschichte von etwas anderem. Nicht Panin, sondern die geschilderte Lage in der Fabrik schreckt den Helden ab. Sie bedroht die Empfindungsfähigkeit, die Lauterkeit, die natürliche Intelligenz, Gutmütigkeit, Vertrauensseligkeit, das gesamte moralische und intellektuelle Potential, das der Held in die Fabrik mitbringt. Neu ist hier vor allem die Gestalt Panins. Mit seinen mehr als dreißig Jahren hat er Gorkij nicht gelesen, hat sich mit den Mißständen in der Fabrik abgefunden und profitiert von ihnen. Dennoch fühlt er sich schuldig vor dem Lehrling und „rettet“ ihn auf seine Weise. Er rettet ihn so, daß wir Leser den Lehrling nicht mehr aus der Fabrik herausholen wollen, da klar wird, daß die Situation in der Fabrik geändert werden muß. Und so sind wir auf einem Umweg doch bei der Lösung „Jugend in die Produktion“ angekommen. Diesen Umweg halte ich nicht für den längsten ...

So verhält es sich auch mit Tarlows Geschichte. Den Vorfall in seiner ganzen Schärfe in eine Kurzgeschichte hineinzustopfen, ohne die tieferen Entwicklungen einzubeziehen, hieße, die Erscheinung selbst verzerren, ja verdecken. Von da ist

es nur ein Schritt zum Spekulanten- und Konjunkturrittertum. Trotz der Gefahr der Vergrößerung möchte ich im Hinblick auf die Beziehung von Kunst und Wirklichkeit auf eine paradoxe Tatsache aufmerksam machen: obwohl die ökonomischen Reformen in unserem Land schon mehrere Jahre wirken und die fünf, sechs Jahre vorher von Erwartungen und Suchen nach ihr angefüllt waren, bestimmen in unserer Prosa über die Arbeitswelt nicht die Geschichten von Panin den Ton, sondern die Werke über Tarlow.

Der Schriftsteller Andrey Blinow hat viel über das Arbeiterthema geschrieben. Wir wollen hier seine Erzählung „Zeit der Erwartungen“ anführen, die in einem Wettbewerb zum Thema Arbeiterliteratur ausgezeichnet wurde. Ihre allgemeine Richtung scheint uns prinzipielle Bedeutung für die Literatur über die Arbeiterklasse im Ganzen zu besitzen.

Der Vorarbeiter Norkin ist nach Meinung der Hauptheldin Rita ein Schuft, der Verantwortliche der Bauleitung Gorew ist ein guter Mensch, er erinnert Rita an ihren verehrten Lehrer Iwan Maximowitsch. Bisher kann Gorew Norkin noch nicht durchschauen, Rita und ihre Brigade erdulden allerlei Mißhelligkeiten, aber schließlich erkennt Gorew, daß Norkin ein Schuft ist, jagt ihn fort und schlägt Rita zum Vorarbeiter vor.

Im Leben passiert allerhand, vielleicht auch das. Aber Situationstreue garantiert noch nicht künstlerische Wahrhaftigkeit. Wie typisch ist die ausgewählte Situation, wie verhält sie sich zur allgemeinen Entwicklung? Blinow hat eine interessante Handlung gefunden (Rita lehnt im Namen hoher Ideale ein vorteilhaftes Bauobjekt ab und geht mit ihrer Brigade auf ein „billigeres“ Objekt, das sich weniger auszahlt), er hat Charaktere gezeichnet, die Wahrscheinlichkeit der Handlung erreicht und zwängt diese Errungenschaften dann in das Prokrustesbett solch enger Schemata, daß die gesellschaftliche Bedeutung des Buches beträchtlich sinkt. Ich möchte nicht weiter von der zwerchfellerschütternden Lösung reden (die Dulderin wird — gleichsam zur Belohnung für ihre Leiden — erhoben, der Bösewicht wird bestraft). Vom Triumph der rechten Sache sollten weniger die Karriere als die Gestalten der Helden überzeugen. Wenn wir Rita moralisch, intellektuell und sozial wachsen sehen könnten, würden wir an sie glauben, selbst unsere Schlüsse ziehen und sie nicht nur in den Vorarbeiter-, sondern auch in den Ministersessel setzen. Indem Blinow den Leser glauben macht, es läge alles an administrativen Entscheidungen — den schlechten Vorarbeiter durch einen guten zu ersetzen — beraubt er sich und seine Helden der Möglichkeit, in den Raum großer sozialer Verallgemeinerungen vorzustossen. Die Erzählung sollte da beginnen, wo sie bei Blinow endet.

Was geschieht denn, wenn das Leben, die Arbeitsbedingungen auch Rita „schlecht“ werden lassen? Seinerzeit haben wir die kurze Erzählung von V. Wojnowitsch „Ich will ehrenhaft sein“ gelesen. Sie handelt ebenfalls von Bauarbeitern. Der Titel kennzeichnet das Wesen des Haupthelden, auch eines Vorarbeiters. Aber es klappte nicht mit der Ehrhaftigkeit, der Held litt, han-

delte gegen sein Gewissen und zweifelte an sich selbst. Das kann auch Rita passieren. Muß man sie dann durch einen neuen „guten“ Vorarbeiter ersetzen?

Der Ausweg aus dem Dilemma liegt offensichtlich darin, daß man, ohne die Augen vor den individuellen Eigenheiten der Norkins zu verschließen, seine ungeteilte Aufmerksamkeit der Lage widmen muß, in die sie gestellt sind. Gewiß, Norkin manipuliert die Löhne, aber manipuliert er nur für sich?

Wahrscheinlich ändert sich etwas, indem Norkin durch Rita abgelöst wird. Aber wie ernsthaft, wie tief werden diese Veränderungen sein? Von wie langer Dauer? Kann es nicht so kommen, daß Ritas Charakter, ihre Gerechtigkeit, ihre unbedingte Ergebenheit an den Buchstaben der Vorschrift uns von der anderen Seite vor genau die gleiche Mauer führt? Wird Rita nicht den Bau und die Brigade ruinieren? Wenn man Norkin erträgt und sich mit ihm zufrieden gibt, weil es ohne ihn keinen Plan und keinen Verdienst gibt, so ist es nicht ausgeschlossen, daß Rita sehr bald die Arbeiter und die Verwaltung gegen sich aufbringt ...

Man kann nicht sagen, die Literatur sei an den Erscheinungen vorbeigegangen, die die Reformen erforderlich machten. Die Literatur hat immer wieder herausgestellt, daß wir bemerkenswerte volkswirtschaftliche Leitungskader haben. Dennoch haben seit einiger Zeit einzelne Leiter von Verwaltungen, Unternehmen und Werken die Mode eingeführt, sich an die alte Technik und die veraltete Produktion zu klammern. An die neue Technik gehen sie ungern heran, sie bemühen sich mit allen Wahrheiten und Unwahrheiten, weniger und leichtere Planaufgaben herauszuschinden und sitzen buchstäblich auf ihren Reserven.

Natürlich muß man gegen diese unangenehmen Tatbestände ankämpfen. Wie — das ist ganz einfach: Man beruft beispielsweise eine Sitzung ein, bestraft zur Abschreckung zwei, drei der schlimmsten Konservativen und Manipulatoren, löst sie dann ab, beschämt die übrigen, indem man noch einmal daran erinnert, daß bei uns alles Gemeineigentum ist und daß den Staat übers Ohr hauen, sich selbst betrügen heißt.

Dies ist die Logik einiger zeitgenössischer Werke über das Arbeiterthema. Aber diese Logik entspricht nur schlecht der Logik der sich bei uns vollziehenden sozialökonomischen Umgestaltungen. „Um die bestehenden Schwierigkeiten zu überwinden“, heißt es im Rechenschaftsbericht des ZK der KPdSU an den 24. Parteitag, „muß man ... solche Bedingungen schaffen, die die Unternehmen veranlassen, die neuesten Muster der Produktion herauszubringen, buchstäblich hinter den wissenschaftlich-technischen Neuerungen herzujagen ...“ Hier ist die Rede von den objektiven Bedingungen und nicht einfach vom guten oder schlechten Willen dieses oder jenes Leiters.

Grebenstschikow in V. Popows Roman „Im Kampf errungen“ ist eine komplizierte Gestalt, auch er hat „Makel“, aber niemand bestreitet seine Erfahrung, sein Wissen, seine Begabung als Ingenieur und Produktionsleiter: Seine persönlichen Eigenschaften kann man nicht außer acht lassen, aber auf ihnen

einen Konflikt aufzubauen hieße, den Roman verniedlichen. Es sollte auch den Helden Popows bekannt sein, daß unsere Wirtschaftler häufig nicht deshalb als „Konservative“ aufgetreten sind, weil sie nicht wußten, wo rechts und links ist, und auch nicht deshalb, weil ihnen der technische Fortschritt zuwider war. Neue Technik — das bedeutet fast immer Sinken der Produktionsziffern, Planrückstände, mindestens zeitweise Verluste der ersten Plätze und Prämien, Komplikation der Beziehungen zur Verwaltung, zu den Planungsorganen, die einem für die Nichterfüllung des Plans nicht den Kopf streicheln.

Dabei geht es nicht um die persönlichen Leiden der Leiter; ich bin überzeugt, sie hätten sich über ihre persönlichen Interessen erheben können. Aber es litt auch das Kollektiv. Der Produktionsrhythmus wurde unterbrochen, die Disziplin gelockert, es traten Ausfallzeiten auf, Ausschuß usw.

Warum rückt der Staat, ohne den Faktor der Bewußtheit zu verdunkeln, ein ganzes System ökonomischer Hebel in den Vordergrund, die sozusagen die hohen moralischen Ziele absichern: kümmert man sich nicht bewußt um die „fernen“ gesamtgesellschaftlichen Ziele, hat man selbst Verluste, schädigt das Arbeitskollektiv?

Grebenstschikow ist also doch kein solcher Reaktionär — er ist vielmehr ein Opfer der Umstände, auf die die Aufmerksamkeit des Lesers gelenkt werden soll. So muß auch Rudaew, der Gegenspieler Grebenstschikows, nicht so sehr gegen dessen Person auftreten als vielmehr gegen eine bestimmte Ordnung der Dinge. Das ist schwieriger, aber auch umfassender, anspruchsvoller. Daher ist der Leser auch nicht allzu sehr von Rudaew entzückt, bei aller Fortschriftlichkeit seiner Ideen und Maßnahmen. Der Leser überragt den Helden, weiß mehr und blickt tiefer durch.

Die Handlung des Romans entfaltet sich in den Jahren vor der Reform, so daß der Helden gar nicht über unser Wissen verfügen kann. Es wäre sinnlos, wenn der Autor Rudaew an die Reform erinnerte, damit er dem Leser ein wenig voraus sei; es genügt, daß er sich nicht auf eine „falsch verstandene Eigenliebe“ stützt und, wenn auch schwankend und stolpernd, zu den Wurzeln des Problems vordringt und die Verbindungen zwischen Charakter und objektiver Erscheinung zieht. Die Positionen Grebenstschikows und Rudaews berühren wesentliche Lebensinteressen aller Helden, es treffen nicht nur gute und schlechte Menschen aufeinander, nicht nur Konservative und Neuerer: bevor der Leser entscheiden kann, wo schwarz und weiß ist, muß er sich erst in das verwickelte Leben selbst hineinvertfieren.

Popow bemüht sich, eindimensionale Lösungen zu vermeiden. Das ist um so verständlicher, als er selbst viele Jahre Produktionserfahrung besitzt, er kann Tendenzen einschätzen, sie mit konkretem Lebensmaterial und konkreten Personen verbinden, sie individualisieren, ohne das Allgemeine zu verdunkeln. So entstehen bei ihm ausgeprägte, gesellschaftlich bedeutsame Charaktere. Das Auftauchen des klugen, modernen Direktors anstelle des entlassenen Troilin schließt

den Roman ab. Der Autor gibt zu verstehen, daß die Werksangelegenheiten jetzt ins Lot kommen. Und schon überfallen uns die gleichen Zweifel wie bei Blinows Erzählung. Ist nicht das Ende des Romans erst der Anfang? Was, wenn die schiefe Bahn den neuen Direktor genauso glattschleift wie vorher Norkin, Grebenstschikow, Troilin und andere?

Wie lange noch soll unsere Literatur in diesem Teufelskreis bleiben? Vor etwa 30 Jahren war dieser Kreis der Ausdruck bestimmter Vorstellungen in den Köpfen der Menschen. J. Kusmenko¹ hat am Beispiel der Romane „Der russische Wald“, „Schlacht unterwegs“ und „Bahnbrecher“ nachgewiesen, wie die Autoren sich bemühten, die Herrschaft der gewohnten Charakterschemata zu überwinden. Aber wenn damals diese Versuche, trotz ihrer historischen Begrenztheit, fortschrittlich waren, sind jetzt Schlüsse dieser Art inhalt leer geworden.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: ich rufe nicht zum Schreiben sozialökonomischer Traktate auf. Die Literatur ist Wissenschaft vom Menschen. Aber dieser Ausgangspunkt hat z. B. Balzac nicht gehindert, an „ökonomischen Einzelheiten ... mehr als alle berufsmäßigen Historiker, Ökonomen und Statistiker dieser Zeit zusammengenommen“² vorzuführen, und dabei ein großer Schriftsteller und Wissenschaftler vom Menschen zu bleiben.

Behandeln wir diesen Ausdruck nicht auch oft zu eng, zu oberflächlich? Wissenschaft vom Menschen heißt, daß im Zentrum der Literatur der Mensch steht. Der Mensch ist ein Produkt bestimmter Umstände, und die Literatur ist aufgerufen, mit den nur ihr verfügbaren Mitteln diese Umstände zu erforschen. Darunter werden nicht nur die Bedingungen des materiellen Seins verstanden, sondern auch das Einwirken des Helden auf die Bedingungen des Seins, seine Beziehungen zur Umwelt, zu den Menschen, Beziehungen, die die sozialen Eigenarten des Charakters mitbestimmen. Dringt man aber nicht von den Umständen zum Menschen, sondern vom Menschen zu den Umständen vor, so ergibt sich eine „Wissenschaft vom Menschen“, von der man besser beizeiten abläßt. So schrieb Lipatow, die Kritiker hätten den Helden Prontschatow³ nicht begriffen: „Die Erzählung handelt von einem Menschen, der nach der vollen Verwirklichung seiner Persönlichkeit strebt. Gott strafe mich, wenn das schlecht ist ...“ Das ist weniger „schlecht“ als erschreckend. Oft haben sich schon Karrieristen hinter der „Selbstverwirklichung“ versteckt. „Karrierismus aber ist“, so Lipatow, „wenn sich jemand um einen Posten bemüht, der ihm nicht zukommt. Wenn jemand den ihm gebührenden Platz einnimmt, ist das kein Karrierismus, sondern die Verwirklichung des sozialistischen Prinzips: Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen. Die Gesellschaft verliert viel, wenn sie Oleg Prontschatow nicht gestattet, seine Persönlichkeit voll zu entfalten.“

¹ Nowyj mir 10/1970

² F. Engels, Brief an M. Harkness, in: Marx/Engels über Literatur und Kunst, Berlin 1953, S. 124

³ V. Lipatow, Woprossy Literatury, 1/1971

Weiter kann man nicht mehr gehen. Wer definiert denn in der Erzählung dieses Recht? Wiederum Prontschatow selbst. Ohne Verlegenheit, sogar mit Vergnügen bereitet er den Boden für seine Selbstverwirklichung. Der Autor unterstützt seinen Helden dabei, er bewundert ihn — wozu also noch definieren? Wenn sich die Masse der Arbeiter des Floßkontors in den Streit zwischen Zvetkow und Prontschatow einmischte und dadurch ihre unmittelbare materielle Interessiertheit zur Sprache käme, ihr Urteil über dies und das — ein solcher Gang der Handlung wäre zu begrüßen. Eine solche Zuspitzung würde der Lebenswahrheit entsprechen, mehr jedenfalls als die Bearbeitung der Öffentlichkeit, die Prontschatow vornimmt.

Der Autor hätte jene Tendenz in den Griff bekommen können, von der das Programm unserer Partei spricht, indem es das schrittweise Hinüberwachsen von wirtschaftlichen Leitungsorganen in Organe der gesellschaftlichen Selbstverwaltung vorsieht. Bei schnell wachsender Bildung, Kultur, technischem Wissen und sozialer Reife aller Arbeitenden ist die Entwicklung der demokratischen Prinzipien ein wichtiges Mittel, einen Leiter auf der beruflichen und moralischen Ebene zu halten, ohne die man andere nicht leiten kann. Der Autor hätte hier die führende Rolle der Arbeiterklasse in einem entscheidenden Moment der kollektiven Entwicklung zeigen können.

Da es das alles in der Erzählung nicht gibt, nähert sie sich der sozialen Aussage Blinows in „Zeit der Erwartung“. Beide belassen die Arbeiter in einer Hintergrundrolle, als passive Masse, die bestenfalls die Handlungen der höheren Organe gutheißen darf.

Diese Rolle entspricht nicht der realen Sachlage. „Die Arbeiterklasse ist die zahlenmäßig größte Klasse unserer Gesellschaft ... Aber die Stellung der Arbeiterklasse in der sozialistischen Gesellschaft wird nicht nur durch ihre Zahl bestimmt, die sich mit der Entwicklung der Wirtschaft, dem Tempo der wissenschaftlich-technischen Revolution ändern kann ... Die führende Rolle der Arbeiterklasse als der Erbauerin des Kommunismus festigt sich in dem Maße, wie ihre allgemeine Kultur, Bildung, ihre politische Aktivität wächst.“⁴

Wenn ich für die vertiefte Durchdringung der Umstände eintrete, möchte ich keinesfalls die Rolle und Bedeutung der Persönlichkeit herabsetzen. Der Mensch wird zum Menschen, zum bewußten Bürger nicht durch Demut gegenüber den Umständen, dem Milieu, sondern durch eine aktive, kritische Beziehung zu ihnen.

Wie kommt es, daß die Literatur über die Arbeiterklasse, die Industrieprosa im ganzen nicht nur hinter den Erfordernissen des Lebens zurückbleibt, obwohl diese Erfordernisse schon lange in einer Reihe programmatischer Beschlüsse und Dokumente niedergelegt sind, sondern zuweilen auch ihnen zu widersprechen scheint, an der Oberfläche kratzt und mit den Vorräten von gestern wirtschaftet? Eine eindeutige Antwort kann hierauf nicht gegeben werden. Ich

⁴ Breschnew, Rechenschaftsbericht des ZK der KPdSU an den 24. Parteitag

möchte jedoch die Aufmerksamkeit auf einige Punkte lenken. Vor allem: was ist eigentlich das Arbeiterthema, und wovon muß man ausgehen, um es zu definieren? Das ist keine müßige Frage. Zum Beispiel erklärte der Schriftsteller Jewdokimow in der „Komsomolskaja Prawda“: „Erfülltheit — das ist nach meiner Ansicht die Hauptsache, die die Beziehung des Fabrikarbeiters zu seiner Arbeit bestimmt ...“ — Gut, ohne die tiefe Befriedigung über die eigene Arbeit, die sowohl dem Arbeiter wie dem Bauern und Intellektuellen, darunter auch dem Schriftsteller, eigen ist, kann der Mensch nicht existieren. Man kann auch zustimmen, daß die „Erfülltheit“ eine ewige Kategorie sei — aber wie soll man diesen Faktor als ethisches, soziales Koordinatensystem auffassen, wie begreifen, welche Kräfte die Arbeiterklasse auf den Barrikaden kämpfen lassen, woher überhaupt die Gefühle eines Citoyen kommen? Von der „Erfülltheit“? Warum hat schließlich der Marxismus die Arbeiterklasse zur führenden, revolutionärsten Kraft der gesellschaftlichen Entwicklung erklärt?

Jewdokimow steht nicht allein. Seine Anhänger reden zwar nicht von der „Erfülltheit“, aber das Wesen der Sache ändert sich dadurch nicht: das Thema der Arbeiterklasse wird einfach durch das Thema der Arbeit überhaupt ersetzt. Dabei sieht der Faktor der „Erfülltheit“ zuweilen wie eine Errungenschaft aus, weil unter Arbeit vor allem die allerprimitivste „Stählung“, quantitativer Einsatz aller Kräfte, verstanden wurde. Man braucht kaum mehr zu sagen, daß eine solche Ansicht von der Zeit längst überholt ist.

Die mechanische Gleichsetzung des Themas der Arbeit und der Arbeiterklasse schließen die Möglichkeit aus, jedes der beiden Themen ernsthaft zu überdenken. Natürlich schließt das Arbeiterthema das Thema der Arbeit organisch in sich ein. Aber ihre gegenseitige Durchdringung hebt die Selbständigkeit des Arbeiterthemas nicht auf, besonders nicht in unserer Zeit.

Gorkij und unsere ganze Literatur gingen davon aus, daß die Arbeitsprozesse beim sozialistischen Aufbau nur in einer, ausdrücklich positiven Richtung auf den Menschen wirken. „Der neue Mensch bildet sich in der Arbeit!“ Die Frage so zu stellen, war für die 20er und 30er Jahre ganz natürlich. Heute ist es zu wenig, wenn die Literatur die Heldenaten der Arbeit besingt. Die Zeichen der Zeit stehen auf rationaler, wissenschaftlicher Organisation der Arbeit. Die Industrieprosa beginnt eine qualitativ neue Etappe ihrer Entwicklung, insbesondere beim Arbeiterthema, die sie von eng literarischen Positionen aus, außerhalb des sozialökonomischen Lebens nicht überdenken kann.

Neulich habe ich in der Zeitung den Leserbrief eines Moskauer Arbeiters gelesen: Für Erfolge beim Wettbewerb hat sein Betrieb die rote Wanderfahne des Ministeriums erhalten, viele Einzelwerke erhielten den Titel *Kollektiv der kommunistischen Arbeit*. Dennoch war dem Schreiber des Briefs, einem nicht unwichtigen Mann im Betrieb, nicht wohl zumute. „Die Regale, die Magazine, sogar die Werkszufahrten sind mit der Produktion des Unternehmens vollgestopft. Die Nachfrage fehlt. — Nach dem Maß des Betriebs bin ich ein fortschrittlicher

Rationalisator, mein Bild hängt an der Ehrentafel, aber mir tut das Herz weh. Was bin ich denn für ein progressiver Mensch, wenn meine Arbeit die Leute nicht freut und dem Staat Schaden bringt? Je mehr ich rationalisiere, um so schlimmer ... für uns alle ...“

Eine hochinteressante Fragestellung! Kaum denkbar für die Literatur der ersten Fünfjahrpläne. Aber wenn jetzt jemand eine solche Situation künstlerisch aufarbeiten könnte, diese „Schere“ zwischen den persönlichen und den gesellschaftlichen Interessen, dann wäre das ein Ereignis nicht nur des literarischen Lebens. Man sollte meinen, daß diese Momente — das Wachsen des gesellschaftlichen und des Klassenbewußtseins der Helden unter neuen, ungeheuer komplizierten, sich ständig ändernden sozialen Bedingungen und die Erforschung der Umstände, die die Ausbildung dieses Bewußtseins erschweren — auch die hauptsächlichen und organisierenden Momente der Industrieprosa seien. Daher ist es wichtig, das Arbeitsthema nicht mit dem Arbeiterthema zu identifizieren.

Was man einst mit einem Atemzug sagen konnte, erfordert heute die genaueste analytische Arbeit, den zweiten und dritten Atemzug, kleinste Quanten, aus denen sich eine neue Qualität bildet. Nicht umsonst wenden sich die Schriftsteller immer häufiger an die Soziologen, und die Soziologen an die Literatur.⁵

Die Fragestellung ist nicht neu: soll man überhaupt nach 50 Jahren Sowjetmacht, da es keine direkten Klassenfeinde im Land mehr gibt, keine Zerstörung, keine ökonomische, technische und kulturelle Rückständigkeit, da das kulturelle und politische Niveau der Arbeiterklasse unvergleichlich gestiegen ist — soll man da überhaupt die Frage nach der Bildung und dem Wachstum des Klassenbewußtseins zuspitzen?

Nach meiner Meinung erklären sich viele Schwierigkeiten, die das Arbeiterthema heute in der Literatur erfährt, gerade dadurch, daß wir oft davon ausgehen, das Klassenbewußtsein sei etwas ein für allemal durch die Oktoberrevolution Gegebenes, das sich automatisch in jeder Etappe der gesellschaftlichen Entwicklung reproduziert. Ist das wirklich so?

Kann man übersehen, daß vor unseren Augen eine ständige Verjüngung der Arbeiterklasse vor sich geht? Sie wird aufgefüllt mit Leuten, die über Kenntnisse, Kultur, über selbstverständliche Gewohnheiten verfügen, von denen die älteren Generationen nur träumen konnten. Dieser Teil der Arbeiterklasse hat aber nicht die gleiche Schule des unmittelbaren Klassenkampfs durchgemacht wie seine Väter.

Ihren sozialen und Klassenstandpunkt zu bestimmen, heißt für diese viele Millionen umfassende Schicht, eine Orientierung, einen Halt, ein System zu finden für alles, was sie bereichert hat.

⁵ So schrieb sogar der Soziologe A. Janow seine Gedanken zum Arbeiterthema für die Literaturzeitung Nowyj mir (3/1971) — auf deutsch in Forum 13/71 („Das Thema: Die Arbeiterklasse“)

Kann man übersehen, daß sich vor unseren Augen der gewohnte Umfang der Arbeiterklasse stürmisch ausweitet? Der Anteil der unmittelbar produktiven Arbeit geht immer mehr zurück, der der unproduktiven wächst. Die Arbeiten des Handels und Dienstleistungssektors, deren Zahl ständig wächst und den Zuwachs der traditionellen Arbeiterberufe überflügelt, ein bedeutender Teil der ingenieur-technischen und sogar des wissenschaftlichen Personals, der mit gleichförmiger Arbeit beschäftigt ist, die sich nicht allzu sehr von der Arbeit etwa eines Fließbandarbeiters unterscheidet — sie alle gehören zur Arbeiterklasse, so schwer es auch ist, sich psychologisch damit abzufinden. — Die Spezifität dieser oder jener Sphäre der Tätigkeit, die historisch entstandenen Beziehungen zur übrigen Bevölkerung komplizieren und erschweren die Herausbildung eines gesellschaftlichen Bewußtseins bei denen, die in diesen Berufen arbeiten, sie empfinden ihre Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse weniger als die Fabrikarbeiter.

Gleichzeitig mit der Erweiterung der Arbeiterklasse geht eine innere Differenzierung vor sich, worüber in unserer soziologischen Literatur viel geschrieben wird. Hunderte alter Berufe, im wesentlichen Berufe körperlicher Arbeit, werden bald der Vergangenheit angehören. Es entstehen Tausende neuer, von den früheren qualitativ verschiedene Berufe. Der Beruf aber, der Arbeitsinhalt bestimmt in bedeutendem Maß auch die soziale Physiognomie des Arbeiters unserer Zeit. Diese Arbeiter stehen in ihrem technischen und intellektuellen Niveau dem Ingenieur näher als dem traditionellen Arbeiter. Das bedingt eine neue Psychologie, neue Beziehungen zwischen den Menschen, verschiedene Stufen der sozialen Aktivität.

Gestützt auf diese Fakten, könnte man meinen, daß die Forderung, den arbeitenden Menschen unserer Tage in seiner ganzen Größe zu zeigen, schon eine Vereinfachung beinhaltet. In der Tat: Wer ist eigentlich der arbeitende Mensch unserer Zeit? — Wir können uns nicht über einen Mangel an Büchern über Geologen, Fischer und Chauffeure beklagen. Auch mich beunruhigt der Überfluß an Literatur über Fahrer, Fischer, Geologen. Aber diese Tatsache zu konstatieren reicht ebenso wenig aus wie die schöngeistige Lösung: Mehr über hochqualifizierte Arbeiter schreiben! Solche „Offenbarungen“ helfen niemandem weiter. Warum hängen denn die Schriftsteller, jüngere und ältere, so sehr an den Fahrern, Fischern usw.? — Wahrscheinlich wirkt ein subjektives Moment: in diesen Berufen gibt es mehr Romantik, Exotik, Bewegung, sie sind dem Autor leicht zugänglich. Man könnte sich damit abfinden, wenn diese Momente eine schärfere, entschiedenere soziale Charakteristik der Helden, ihrer Beziehungen zur Gesellschaft mit sich brächten. Aber in der Praxis erweisen sich die fernen Länder und die Schwierigkeiten, auf die man dort trifft, die Spezifität der Arbeit von Chauffeuren und Geologen als Wert an sich, im besten Falle dienen sie dem ewigen Thema Mensch — Natur.

Der Leser aber erwartet von der Literatur Antworten auf die Frage, wer der heutige arbeitende Mensch ist, wie und wovon er lebt, womit sein Selbstbewußtsein als Teil der Arbeiterklasse beginnt, wie sich das Klassenbewußtsein im alltäglichen Leben bemerkbar macht. Er wartet nicht zuletzt auch, weil im Westen (und im Osten) die Zahl derer wächst, die Marx' Lehre vom Klassenkampf, von der Rolle der Arbeiterklasse in der heutigen Welt „verbessern“ wollen. Diese Leute versuchen, die Prozesse des Wachstums und der Differenzierung der Arbeiterklasse als ein Verschwinden des Proletariats überhaupt hinzustellen: das Proletariat gehe zusammen mit der Bourgeoisie in einer „neuen Mittelklasse“ auf. Oder: es habe seine revolutionären Potenzen eingebüßt und die bewegenden Kräfte der gesellschaftlichen Entwicklung seien jetzt die fortschrittlichen Schichten der Intelligenz und der Studentenschaft. Oder: als einzige revolutionäre Kraft wird die Bauernschaft proklamiert ...

Unsere Meinung: „Die Arbeiterklasse war, ist und bleibt die grundlegende produktive Kraft der Gesellschaft. Ihre revolutionäre Kraft, ihre Diszipliniertheit, Organisiertheit und ihr kollektives Zusammenwirken bestimmen ihre führende Stellung im System der sozialistischen Gesellschaftsbeziehungen.“⁶

Der Schriftsteller kann sich aus dieser Polarisierung der Kräfte nicht heraus halten. Nichtsdestoweniger werden in unserer literarischen Praxis diese Grundsätze scheinbar vergessen, wenn nur einfach Chauffeure, Fischer oder Liftfahrer dargestellt werden, ohne Hinweis darauf, in welcher Gegend, in welcher Zeit, in welchem Land die Helden leben und über welche Rechte und Pflichten sie verfügen.

Weder die Geschichtswissenschaft noch die Philosophie, Soziologie oder Politik können ersetzen, was nur durch Literatur und Kunst dem Leser übermittelt werden kann. Man kann nicht auf irgendeine Weise Pavel Kortschagin⁷ oder Scholochows Dawydow⁸ kompensieren. Aber dennoch schlagen wir in unserer Praxis, besonders in der Kritik, genau diesen Weg ein. Wir verkünden, erklären, rufen auf, anstatt zu erläutern und zu zeigen ...

Man kann nicht sagen, daß die Literatur der vergangenen Jahre den Grundsatz der führenden und leitenden Rolle der Arbeiterklasse unter den gegenwärtigen Bedingungen völlig umgangen hätte. Einen interessanten Versuch, ein Betriebskollektiv in einer zugespitzten Konfliktsituation zu zeigen, unternahm z. B. V. Popow in „Der zerrissene Kreis“. Das Arbeiterkollektiv will hier nicht blind die Anweisungen von oben ausführen, es ist bereit, zu verteidigen, woran es glaubt, was es mit eigenen Händen und dem eigenen Verstand geschaffen hat ... Diese in sich reichhaltige Situation wurde dennoch nicht zum Meilenstein in der Literaturentwicklung und im gesellschaftlichen Bewußtsein, vor allem weil sie künstlerisch nur unbefriedigend bewältigt wurde.

⁶ Rechenschaftsbericht des ZK der KPdSU an den 24. Parteitag

⁷ Hauptfigur in N. Ostrowskis „Wie der Stahl gehärtet wurde“

⁸ Hauptfigur in Scholochows „Neuland unterm Pflug“

Das gesellschaftliche Bewußtsein, seine ununterbrochene Entwicklung und seine Erscheinungsformen scheinen uns der Maßstab, an dem sich ständig die Helden und besonders auch die Schriftsteller und Kritiker messen sollten. Denn wenn ein Held auch einmal kein klar ausgeprägtes gesellschaftliches Bewußtsein haben kann, so führt die gleiche Rücksgratlosigkeit selbst einen begabten Schriftsteller in die Irre.

„Drei Minuten Schweigen“ von G. Wladimow halte ich für ein interessanteres Buch als seine frühere Erzählung „Die Kursker Anomalie“. Aber die gesellschaftliche Bedeutsamkeit der letzteren ist m. E. sehr viel höher. Der moralische und soziale Schluß, zu dem der Autor in seinem letzten Roman kommt, drückt sich schon im Titel aus. Jedoch als traue er der Intuition des Lesers nicht, wiederholt der Hauptheld nochmals diesen Schluß: „Wenn jeder von uns nur drei Minuten am Tag schweigen, zuhören würde . . . Vielleicht bittet jemand, daß man ihm zu Hilfe kommt, daß man dem Dummkopf das Fadenende in die Hand gibt. Wenn du es nicht machst, ein Engel wird ihm nicht erscheinen, und keine Möwe zu ihm hinfliegen. Ist denn das so viel — drei Minuten? Und langsam wirst du ein Mensch.“ — Der Roman handelt von Fischern, einer Berufsgruppe, die eine besondere soziale Struktur bildet. In der Hierarchie der sozialen Gruppen stehen die Fischer über den Fließbandarbeitern, da ihre Arbeit weniger einstödig, mehr schöpferisch ist. Die Arbeiterklasse also. Ihr gibt der Autor das Programm der drei Minuten Schweigen, als Minimum, das mit jenem wahrhaft karamasowschen Impuls ausgesprochen wird, der schon seine Verwirklichung beinahe ausschließt. Zweifellos ist es ein schönes Programm. Aber welche Beziehung hat es zum Helden Senja Schalaj? Liegt seinem Charakter als Arbeiter überhaupt ein solches Programm? Wären diese Worte nebenbei gesagt, könnte man sie akzeptieren. Aber zum Programm erhoben, beginnen sie gegen den Haupthelden und den Roman als Ganzes zu wirken.

Der Roman polemisiert durch seine ganze Atmosphäre mit zahlreichen Büchern über Arbeiter, darunter auch mit der erwähnten Erzählung A. Blinows. Leider macht die soziale Nebelhaftigkeit des Romans diese berechtigte Polemik zu nichts: man kann es praktisch nicht als Buch über die Arbeiterklasse auffassen. Ich weiß auch nicht, welches Programm der Autor in seinen Helden hätte hineinlegen sollen. Ich möchte nur anmerken, daß man Senja Schalaj nicht an die Stelle des „Kapitals“ von Marx setzen kann, das liegt ebenfalls nicht in seinem Charakter.

Über die „Kursker Anomalie“ Wladimows wird noch bis heute diskutiert. In dieser Erzählung gibt es weder Neuerer noch Konservative, sondern lauter einfache, alltägliche Menschen. Fast alle sind Fahrer bei der Kursker Magnet-anomalie, sie arbeiten auf guten, modernen JAS-Kraftwagen. Der Neuling Viktor Pronjakin aber erhält einen alten, wackligen MAS. Er will trotzdem nicht warten, er ist ein ausgezeichneter Fahrer, außerdem erwartet er seine Frau und will sie nicht mit leeren Händen empfangen. Da aber die Leistungsnormen für

beide Wagen verschieden sind, muß Pronjakin sieben Fahrten mehr machen, um genauso viel zu verdienen wie die anderen. Die Lohnfrage wird noch überragt von der Frage des Prestiges, denn Pronjakin arbeitet ja nicht schlechter als die anderen. Die Kollegen genieren sich vor dem Benachteiligten, und es entsteht in der Brigade eine anormale Atmosphäre. Um mit den Kollegen gleichzustehen, arbeitet Pronjakin, gegen die Arbeitsschutzbestimmungen, auch bei Regen. Als er, unbeschreiblich stolz und glücklich, aus der Grube herausfährt, gerät sein Kipper ins Rutschen, er kommt bei dem Unfall ums Leben.

Dieser Tod im Augenblick der höchsten moralischen Genugtuung — denn das erste Erz kommt von ihm, Pronjakin! — scheint mir eine große künstlerische Errungenschaft zu sein, denn er zwingt uns, die Erzählung *zu Ende zu denken*. Pronjakin ist kein musterhafter Held. Der Leser muß die Ursache seiner Tragödie erst herausfinden. Dabei gibt er jenen Bürokraten die Schuld, die die Normen nicht rechtzeitig korrigiert haben, spricht aber auch die Brigade nicht völlig frei, obwohl der sterbende Viktor sie nicht anklagt. Den Edelmut des Helden muß der Leser zwar anerkennen, kann sich aber nicht mit seinem Standpunkt identifizieren. Pronjakins Handeln reicht nicht aus. Wir wissen, daß auf dem Höhepunkt der Bewegung für kommunistische Arbeit ganze Arbeiterkollektive solche Ungerechtigkeiten *selbst* beseitigten, indem sie innerhalb der Brigaden die Einkommen umverteilt: eine Form der Arbeiterkontrolle über Produktion und Verwaltung. Warum konnte dies in der Brigade unserer Erzählung nicht geschehen? Warum erwiesen sich die persönlichen Interessen stärker als die gesellschaftlichen, warum überdeckten sie das Schicksal eines Kollegen?

Weder der Held noch die Erzählung als Ganzes vertreten ein positives Programm; die Fragen werden nur gestellt, nicht gelöst. Indem sie aber den Leser zur Erforschung der Umstände drängt, die das tragische Finale herbeiführten, bewirkt die Erzählung jenes Quantum sozialer Aktivität, welches das allerpositivste Programm aufwiegt.

Die Diskussion geht weiter. Bisher sind wir erst bei der Formulierung des Themas angelangt, das Wichtigste steht noch bevor. Ungeschrieben ist auch noch das große Buch über die Arbeiterklasse unserer Gegenwart. Die Lage erscheint paradox: Die proletarische Revolution stellt zum ersten Mal eine Klasse mit einem höchst schöpferischen Programm an die Spitze der Gesellschaft, eine aktive, schöpferische, demokratische Klasse, die Arbeiterklasse. Diese stellt sich wiederum zum ersten Mal in der Geschichte die Aufgabe, nicht die Welt an etwas Existierendes anzupassen, sondern sie grundlegend umzugestalten. Selbstverständlich kann die Literatur bei dieser grandiosen Umwälzung nicht abseits stehen, sie kann nicht umhin, die wesentlichsten Aspekte der Veränderungen zu gestalten.

Mir scheint, daß die sowjetische Literatur der 20er und 30er Jahre dieser Aufgabe gerecht wurde: So „Zement“ und „Energie“ von Fjodor Gladkow, „Das

Werk im Urwald“ von Leonid Leonow, Marietta Schaginjans „Wasserkraftwerk“, Kataews „Im Sturmschritt vorwärts“, „Der 13. Winter“ von Alexander Malyschkin, „Der Mut“ von V. Ketzinskaja, „Der zweite Tag“ und „Ohne Atempause“ von I. Ehrenburg, „Der Weg ins Leben“ von A. Makarenko, „Tanker Derbent“ von Ju. Krymow, „Das große Fließband“ von Ja. Iljin ... Nicht alles in dieser durchaus unvollständigen Aufzählung ist von gleichem Wert. Heute lassen sich die Hauptmängel leicht nennen: die einen Werke sind stilistisch unbeholfen, die anderen zu geradlinig und naiv, in den dritten wird zuviel über die Produktion geredet, in anderen zu wenig und zu vereinfacht über Fragen der Moral, Ehe, Liebe, des Milieus. Aber einzelne Bücher sind hier nicht ausschlaggebend, wichtig sind alle zusammen. Sie bilden nicht bloß einen Stoß mit der Zeit vergilbter Bücher, sondern eine Literatur, wie sie die Menschheit vorher nicht besessen hatte, eine Literatur von großem Atem, von Bedeutung für die ganze Menschheit, deren Fehler sogar noch die Weiterführung ihrer Vorzüge sind, denn noch in ihnen spürt man den Geist jener Epoche.

Heute müssen wir in die literarische Diskussion die großen Veränderungen einbeziehen bei der sozialökonomischen Organisation der Gesellschaft, dem Grad der Technisierung und der sozialen Struktur der Arbeiterklasse wie der Gesellschaft. Wir müssen die Komplizierung der gewohnten Begriffe, Normen und Beziehungen in Rechnung stellen. All das erschwert die Aneignung des Arbeiterthemas durch die Literatur, aber es hebt die wichtige Rolle der Literatur und Kunst als Teil des gesellschaftlichen Bewußtseins nicht auf. Einfach „ein Arbeiter“ als Held ist uns zu wenig, nötig ist, daß er durch seinen Charakter, seine Überzeugungen und Taten eine stabilisierende Rolle in der heutigen sozialökonomischen und wissenschaftlich-technischen Entwicklung spielt und in seiner geistigen Art die Züge eines Beschäftigten etwa aus der Dienstleistungssphäre und die eines Arbeiters der automatisierten Produktion vereint. Eine solche Annäherung scheint mir objektiv nötig.

Wenn wir Literaten Kurs nehmen auf die Lösung rein technischer oder ökonomischer Probleme, wird nichts Vernünftiges dabei herauskommen. Aber es gibt eine wahrhaft umfassende Sphäre der Tätigkeit, die in der Tat die unterschiedlichsten sozialen Strukturen einander näherbringt,⁹ die Sphäre der Verwaltung der gesellschaftlichen Produktion. A. Janow hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß einer der häufigsten Konflikte unserer Zeit die Unzufriedenheit mit dem Arbeitsinhalt ist. Aber Janow spricht nur verschwommen von der Lösung dieses Widerspruchs. Die Technik inhaltsreicher zu machen, ist kein Ausweg. Der technische Fortschritt hat eigene Gesetze, und Resolutionen helfen da wenig. Janow schlägt vor, die „menschlichen Beziehungen zu vervollkommen“, aber er nähert sie — gewollt oder ungewollt — dem Managerium an: Die Leitenden sollen die Regeln des guten Tons lernen, und alles wird gut sein. Nach meiner Ansicht ist es aber das Wichtigste, die Sache so anzufassen, daß sich jeder

Arbeiter in der Fabrik wirklich als Hausherr und zugleich als Repräsentant seines Landes fühlt.

„Wenn alle lernen, zu leiten und wirklich selbständig die gesellschaftliche Produktion leiten ..., dann wird jede Abweichung von der Rechnungsführung und Kontrolle des Volkes unermeßlich schwer, eine seltene Ausnahme und wird von einer so schnellen und harten Strafe begleitet sein ..., daß die Notwendigkeit, die einfachen Grundregeln jedes menschlichen Zusammenlebens zu beachten, sehr schnell zu einer Gewohnheit werden wird.“ (Lenin)

Lenin bringt hier die Leitungstätigkeit in einen sehr engen Zusammenhang mit dem menschlichen Faktor. Nach Lenin können wir dies gleichsam als ersten moralischen Grundsatz ansehen. Wenn er eingehalten wird, können alle Normen und Regeln der Moral aus ihm hervorgehen. Wo er nicht existiert, tritt eine Entwertung aller großen Begriffe und eine Fäulnis des gesellschaftlichen Organismus ein.

Man muß zur Ehre unserer Literatur sagen, daß die Bücher der letzten Jahre dieses Thema nicht völlig umgingen. In der Erzählung M. Kolesnikows „Das Recht der Wahl“ und in den Romanen V. Popows denken die Helden über die Vervollkommnung der menschlichen Beziehungen nach, die Vervollkommnung insbesondere durch weitere Demokratisierung der Produktion, durch Erhöhung der Rolle der Arbeiterklasse bei der Leitungstätigkeit. Aber das geht bisher nur schüchtern und eher auf einer publizistischen, deklarativen Ebene als auf der künstlerischen vor sich. Gerade diese Frage sollte aber zum besonderen moralischen und weltanschaulichen Kennzeichen des Charakters des heutigen Arbeiters werden. Die Dinge sind im Fluß: langsam wendet sich unsere gegenwärtige Literatur dem Thema der Ökonomie und der Arbeiterklasse zu. Sie beginnt, nicht mehr nur Altbekanntes zu wiederholen, sondern eine neue Qualität, einen neuen Helden zu finden. Was für ein Held und welche Qualität das sein kann, haben wir hier zu erwägen versucht. Letztlich aber kann darauf nur die literarische Praxis, können nur die Bücher eine Antwort geben.

⁹ Nowyj mir, 3/1971

Tamara Motyljowa Eine andere Art des Handelns

Die Rede Martin Walsers „Wovon und wie handelt Literatur?“ liest man mit lebhaftem Interesse, sie zwingt zum Nachdenken über akute Fragen des literarischen Lebens — und das nicht nur in der BRD. Die Redaktion des *kürbiskern*, die diese Rede veröffentlicht, empfiehlt sie als Einladung zur Diskussion. Die Grundposition des Verfassers — Verteidigung der Prinzipien des Realismus gegen die Forderungen und Geschmacksrichtungen des bürgerlichen Literaturmarktes — ruft größte Sympathie hervor. Unterstützen möchte man hier vor allem und erst dann diskutieren. Doch es gibt einzelne Punkte, über die sich auch eine Auseinandersetzung lohnt.

Martin Walser bekräftigt klar, scharfsinnig und überzeugt den Wert der Literatur, die einen bedeutenden sozialen Inhalt darstellt. Er sieht, wie sehr die Arbeit des Künstlers gesellschaftlich bedingt ist. Er grenzt die Literatur deutlich ab, die die Funktion der Teilnahme „in der Veränderung, also im Fortschritt der Gesellschaft“ übernimmt und die Literatur „der Endzeit“, die, selbst wenn sie sich avantgardistisch nennt, „unwillkürlich für das Bestehende Partei ergreift“. In der Tat!

Der Kern der ganzen Rede ist die Problematik jener neuen Literatur, die mit der Arbeitswelt verbunden ist. Was veranlaßt den werktätigen Menschen zum Schaffen? Die Not, die starke Unzufriedenheit mit dem Bestehenden: wirklich nur dies? Walser präzisiert hier: „... wer nicht liest, schreibt auch nicht“, die ersten Schritte des schreibenden Arbeiters seien unbedingt mit einer intensiven Arbeit des Intellekts verbunden, mit dem Bestreben, sich der eigenen Lage bewußt zu werden, einen Ausweg aus ihr zu finden ... Daraus ergibt sich eine neue Reihe von Fragen: Müssen schreibende Arbeiter aus dem Kreis innerbetrieblicher Sorgen, alltäglicher Geschäfte hervortreten, hat es einen Sinn, jene Tribüne auszunützen, die von der bürgerlichen Presse gewährt wird und lohnt es sich überhaupt, sich an nichtproletarische Leser zu wenden?

Es gab eine Zeit, als russische revolutionäre Literaten und Publizisten mit solchen Fragen konfrontiert waren, und als Lenin in seinem Buch „Was tun?“ schrieb: ... „(es ist notwendig), daß die Arbeiter sich nicht in dem künstlich eingeengten Rahmen einer *Literatur für Arbeiter* abschließen, sondern daß sie es immer mehr lernen, sich die *allgemeine Literatur* zu eigen zu machen.“¹

(An diese Betrachtungen Lenins erinnert Becher im „Poetischen Prinzip“.)²

Martin Walser bekräftigt, daß der Arbeiter-Schriftsteller von heute seine Kampfaufgabe besser erfüllen wird, wenn er sich nicht vom allgemeinen literarischen Leben abgrenzt, sondern in dieses Leben eingreift, indem er auf die Kulturpolitik der Machthabenden „nicht mit Selbstbeschränkung, sondern mit An-

griff“ antwortet. Hier hat er selbstverständlich recht. Aber er beruft sich beiläufig auf die mehr als strittige Äußerung eines russischen Schriftstellers und Theoretikers: „Hinter dem Verfasser, dem Individuum, steht das Kollektiv als Verfasser, die Klasse; und die Dichtung ist ein Teil des Bewußtseins dieser Klasse, des Kollektivs.“

Alexander Bogdanow, von dem diese Zeilen stammen und dessen philosophische Ansichten Lenin in „Materialismus und Empiriokritizismus“ aufs Ernsthafteste kritisierte, war in den ersten Jahren nach der Oktoberrevolution einer der Anführer des Proletkults. Die Politik, Theorie und Praxis dieser Organisation bewährten sich im Endergebnis nicht und wurden im Verlauf der Entwicklung der sowjetischen Kultur überwunden. Insbesondere und vor allem erwiesen sich die Bogdanowschen Thesen über die Klassenkultur als ein bestimmtes monolithisches und abgeschlossenes Ganzes als falsch — sowie die Thesen über den Schriftsteller, den Künstler als mechanisches Sprachrohr seiner Klasse.

Man kann in diesem Zusammenhang auf die Erinnerungen Nadeschda Krupskajas verweisen, die Lenins Frau und eine hervorragende sowjetische Pädagogin war: „Gegen diese Idee der Abgegrenztheit, Abgeschlossenheit der proletarischen Kultur, wie sie sich der Proletkult vorstellt, stritt W. I. Lenin ständig. Sein Grundgedanke bestand darin, daß die Kultur einer Gesellschaftsschicht die Kulturen der anderen Schichten beeinflußt. Das Proletariat kann keine eigene besondere Kultur besitzen, auf welche die Kultur anderer Bevölkerungsschichten keinen Einfluß ausübt. Andererseits muß man durchsetzen, daß die Kultur des ganzen Landes den Stempel des proletarischen Gedankens, der proletarischen Ideologie, Psychologie trägt, damit das Proletariat vorwärtschreitet und alle Schichten nach sich zieht ...“³

Mir scheint, daß dieses Zeugnis die richtige These Martin Walsers nicht widerlegt, sondern vielmehr bekräftigt: Der realistische Schriftsteller, ein Schriftsteller, der mit der Arbeiterklasse ideologisch und schöpferisch verbunden ist, sollte dem Auditorium Andersdenkender nicht aus dem Wege gehen. Weder Gorkij, Brecht, noch Becher haben ein solches Auditorium gemieden! Die proletarische Avantgarde kann in der Person ihrer Schriftsteller und Künstler auf das Bewußtsein nicht nur ihrer Klassenbrüder, sondern auch auf das der Leser, Zuschauer, Zuhörer aus den Zwischenschichten einwirken. Und sie kann — wenn sich in ihrem Einflußbereich große Künstler befinden — in gewissem Maße sogar das Verhältnis der schöpferischen, ideologischen Kräfte innerhalb des eigenen Landes zu ihren Gunsten ändern und das moralische Prestige ihrer nationalen Kultur außerhalb des Landes erhöhen. Die Erfahrung der fortschrittlichen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts hat dies wiederholt bewiesen — und beweist es noch — man denke nur an Majakowskij, Martin Andersen-Nexö, Aragon, Eluard und Neruda. Kehren wir zum Problem zurück: Der Autor als Individuum und die Klasse als

¹ W. I. Lenin, *Werke*, Bd. 6, S. 139 (russ.)

² Johannes R. Becher, *Das poetische Prinzip*, Berlin 1957, S. 340-41

³ W. I. Lenin über Literatur und Kunst, Moskau 1967, S. 637 (russ.) oder: N. K. Krupskaja, *Pädagogische Werke in zehn Bänden*, Bd. 8, S. 228 (russ.)

Kollektiv, das nach Bogdanow „hinter“ diesem Individuum „steht“. Es erhebt sich die Frage: welche Klasse? Jene, zu der der Schriftsteller seiner Geburt und Erziehung nach gehört, oder jene, mit der er nach dem Inhalt seines geistigen Lebens, nach dem ideellen Sinn seiner Tätigkeit fest verbunden ist? Das ist nicht unbedingt eins, ist sogar — wie die Praxis des literarischen Lebens in verschiedenen Ländern zeigt — recht häufig nicht ein und dasselbe.

Ein Schriftsteller, der unter Not und Entbehrungen aufgewachsen, aus dem werktätigen Volk hervorgegangen ist, muß nicht unbedingt gegen dem Volk fremde oder gar feindliche Einflüsse gefeit sein. Das stimmt traurig, ist aber eine Tatsache; die Geschichte der Literatur unseres Jahrhunderts kennt solche Beispiele. Andererseits haben bei weitem nicht alle Meister der Poesie und Prosa, die sich für die Sache des Weltproletariats begeisterten, die gleichen „Lebens-Universitäten“ durchgemacht wie Gorkij. In der deutschen proletarisch-revolutionären Literatur der 20er Jahre (und in den darauffolgenden Jahrzehnten) waren Künstler erfolgreich tätig, die dem Bürgertum entstammten: Die Logik ihrer geistigen Entwicklung zeigt der DDR-Wissenschaftler Friedrich Albrecht in der höchst bedeutsamen Untersuchung „Deutsche Schriftsteller in der Entscheidung“. Aus dieser Arbeit geht hervor, welche neuen Horizonte das Engagement für die Sache des Proletariats den Dichtern Becher, Weinert, Seghers sowohl in menschlicher als auch in künstlerischer Weise erschloß.

Aber braucht die Arbeiterklasse — und nützen ihr heute — nur Werke von Schriftstellern, die ihrer Weltauffassung und ihrem Geist nach proletarisch sind? Erinnern wir uns einer Tatsache aus dem jüngsten literarischen Leben. Im November 1971 jährte sich zum 150. Mal der Geburtstag Dostojewskij. Die reaktionäre Presse (insbesondere auch die der BRD) frohlockte: Die Bolschewiki schätzten den großen russischen Schriftsteller nicht, sie schweigen ihn tot! Aber das Dostojewskij-Jubiläum wurde in der UdSSR im selben Ausmaß begangen, mit dem bei uns denkwürdige Klassikerdaten gefeiert werden: es fanden — bei großem Publikumsinteresse — wissenschaftliche Konferenzen statt. Werke des Autors wurden neu herausgegeben, und es erschienen neue Arbeiten über ihn. In der Sowjetunion ist Dostojewskij einer der meistgelesenen, hochgeschätzten großen Meister der Vergangenheit. Worin besteht die Bedeutung dieses äußerst widerspruchsvollen Schriftstellers für die Werktätigen — nicht nur in Rußland, sondern auch in der ganzen Welt? Rosa Luxemburg zeigte das schon 1919 in dem Aufsatz „Die Seele der russischen Literatur“ — sie wies auf Dostojewskij als Kritiker des Kapitalismus hin, sie analysierte insbesondere, wie im Roman „Schuld und Sühne“ der Mechanismus der sozialen Ungerechtigkeit aufgedeckt wird. Für das Schaffen Dostojewskij interessierte sich übrigens ernsthaft auch Karl Liebknecht, wie seine Briefe aus dem Gefängnis Luckau bezeugen.⁴

Nehmen wir ein noch unbestrittenes Beispiel. Wie viele wissen, schätzte Lenin Tolstoj außerordentlich hoch ein, er schrieb fünf Aufsätze über ihn. Ohne An-

⁴ Siehe Michael Wegner, Deutsche Arbeiterbewegung und russische Klassik, Berlin 1971, S. 252

sehen der Person kritisierte er darin offen die religiös-utopischen Irrtümer Tolstojs vom Standpunkt des revolutionären Proletariats. Dennoch wird Tolstoj in Lenins Artikeln vor allem als ein genialer realistischer Künstler dargestellt, dessen Werke — erfüllt von leidenschaftlicher Kritik an Ausbeutung und Unterdrückung — die Massen auch nach der siegreichen sozialistischen Umwälzung immer brauchen und hochschätzen werden.

Lenins Artikel über Tolstoj erinnern uns — ebenso wie die bekannten Betrachtungen von Marx und Engels über Balzac oder die Meister des englischen realistischen Romans — an die unvergängliche Bedeutung des kulturellen Erbes. Der moderne Realismus ist mit diesem Erbe durch komplizierte Beziehungen der Anziehung und Abstoßung, der Kontinuität und Überwindung verbunden. Aber ohne Aneignung dieses Erbes (darin sind meine sowjetischen Kollegen mit mir einig) kann es keine wahrhaft bedeutende, fortschrittliche Literatur geben. Mir scheint außerdem, daß Lenins Analyse über Tolstoj auch viel zur Orientierung in der modernen Literatur beitragen kann. Lenin nannte Tolstoj einen „Spiegel der russischen Revolution“ — am Beispiel Tolstojs zeigte er, daß auch ein solcher Künstler unter bestimmten Umständen ein „Spiegel“ großer Befreiungsbewegungen sein kann, der sich selbst von diesen Bewegungen fern hält und sie nicht begreift. Die sich stürmisch entwickelnde soziale Wirklichkeit, der Aufschwung der rebellierenden Kräfte des Volkes schafft den Boden für die Entwicklung der realistischen Kunst. Lenins Worten zufolge war „die Epoche, in der sich ein ... Land auf die Revolution vorbereitete“, in Tolstojs Darlegung ein „Schritt vorwärts in der künstlerischen Entwicklung der gesamten Menschheit“.⁵ Dabei gibt es eine gewisse allgemeine Gesetzmäßigkeit, die sich in der Arbeit der besten Schriftsteller des 20. Jahrhunderts — eines Jahrhunderts des Übergangs der Menschheit vom Kapitalismus zum Sozialismus — auf verschiedene Art spiegelt. Es ist begreiflich, daß sich die Krise der bürgerlichen Ideologie nicht nur in der breiten Entwicklung dekadenter, modernistischer (wie Martin Walser sagen würde — *manierierter*) Strömungen äußert: sie zeigt sich auch in den Ansichten und im Schaffen vieler realistischer Schriftsteller und trübt bisweilen ihren Horizont. Jedoch auf diese Schriftsteller üben sowohl die Anschauungen, Hoffnungen als auch die Forderungen jener Millionen Menschen einen starken Einfluß aus, die in unserer Epoche Geschichte machen. Auf sie wirkt auch die Richtung der gesichtlichen Entwicklung selbst ein. So entstehen Bücher, die — mögen ihre Verfasser auch weit von revolutionären Schlüssefolgerungen entfernt sein — der kämpfenden Arbeiterklasse durch ihre antibürgerliche, antiimperialistische Kritik nützlich sein können.

Und noch eine kritische Bemerkung zu Walser. Ich meine, man darf von der Literatur keine unverzüglichen Resultate, keine plötzliche Einwirkung auf die Realität erwarten. Der Einfluß eines Romans oder eines kämpferischen Gedichts auf das gesellschaftliche Leben und das gesellschaftliche Denken vollzieht sich

⁵ W. I. Lenin, Werke, Bd. 20, S. 19 (russ.)

nicht im Hau-ruck-Verfahren. Doch weiter lesen wir bei Walser: „Verglichen mit dem unmittelbaren politischen Handeln wird Schreiben unter allen Umständen eine mindere Art des Handelns bleiben.“ Eine mindere? Wohl eher eine *andere*. Aber in ihrer Art nicht mindere.

Balzac und Tolstoj waren für die Begründer des modernen wissenschaftlichen Sozialismus nicht einfach eine wertvolle Quelle zur Erkenntnis der verborgenen Gesetze der Ausbeuterwelt. Sie *selbst* brachten — ob nun bewußt oder nicht ganz bewußt — die Grundfesten dieser Welt durch ihre Kritik ins Schwanken. Ihre Worte waren Tat. Gerade deshalb bedeutet ihr Erbe heute so viel für jene, die gegen Ausbeutung, für Glück und Würde des Menschen kämpfen.

Dabei sollte man sich auch an die Geschichte des Kampfes der fortschrittlichen Menschheit gegen den Faschismus erinnern. Als das Wort „Faschismus“ noch nicht im internationalen politischen Wörterbuch existierte, signalisierte bereits Heinrich Mann in seinem „Untertan“ die heranrückende Gefahr. Die antifaschistische Literatur begann zu leben und zu wirken, als sich der Faschismus noch im verborgenen Frühstadium seiner Entstehung befand!

Die Autorin dieser Zeilen hatte das Glück, am 2. August 1935 im Säulensaal des Moskauer Gewerkschaftshauses anwesend zu sein, als Georgij Dimitroff seine berühmte Rede hielt, die in der ganzen Welt Widerhall fand. Dimitroff widerlegte die falschen Auslegungen der sozialen Natur des Faschismus, zeigte an Hand von Tatsachen das bürgerliche, imperialistische Wesen der Hitlerdiktatur. Die Diskussion über die Klassennatur des Faschismus war keine akademische Diskussion, sie stand in direkter Beziehung zur praktischen Politik. Und die Frage über die Wege des Kampfes gegen den Faschismus, über die Beziehungen der Arbeiterklasse zu ihren Verbündeten sowie die Frage der antifaschistischen Einheit der Arbeiterklasse — das waren damals Probleme, die nicht allen so klar waren, über sie dachten viele nach, diskutierten. Die Bücher von Heinrich Mann, Johannes R. Becher, Anna Seghers, Willi Bredel leisteten ihren Beitrag zur Klärung dieser Frage — einen nicht geringen Beitrag. Neben den in der Emigration gegen den Faschismus kämpfenden deutschen Schriftstellern reihten sich in diesen Kampf mit Besorgnis und Leidenschaft die progressiven realistischen Schriftsteller anderer Länder ein — so entstanden am Vorabend des zweiten Weltkrieges antifaschistische Romane, die als Warnung gedacht waren: Sinclair Lewis' „Bei uns ist das unmöglich“ und Karel Capeks „Krieg mit den Molchen“. Eine nicht geringe Zahl sowjetischer Soldaten, die — unter unmenschlichen Opfern — zum Sturmangriff auf den Faschismus ansetzten, haben sowohl diese als auch viele andere antifaschistische Bücher gelesen. Und in erster Linie lasen sie die Gedichte, Skizzen und Erzählungen der sowjetischen Schriftsteller, die mitten in der Hölle des Krieges, auf den heißen Spuren der Ereignisse geschrieben und ganz oder teilweise auf den Seiten der Frontzeitungen veröffentlicht wurden, sie lasen „Wassili Tjorkin“ von Twardowskij, Becks „Wolokolamsker Chaussee“, „Tage und Nächte“ von Simonow, die Artikel

von Ehrenburg und viele andere Werke, die das geistige Rüstzeug des Volkes bildeten. Man kann sagen, sie kämpften auf mittelbarste Weise gegen den Faschismus. Viele sowjetische Literaten kämpften selbst an der Front, mehr als dreihundert Mitglieder des Schriftstellerverbands der UdSSR fielen im Krieg. Und dennoch — der wirksamste Beitrag der sowjetischen Schriftsteller zum Kampf gegen den Faschismus sind jene Bücher, die sie sowohl während des Krieges als auch danach schrieben: „Die junge Garde“ Fadejew, bis zu den neuen Romanen und Novellen von Baklanow, Bondarjew, Bykow.

Hier kann ich nicht umhin, wieder an einen klassischen russischen Roman zu erinnern, der mir besonders lieb und wert ist: Während der Kriegsjahre wurde Tolstojs „Krieg und Frieden“ zu einem antifaschistischen Werk. Das Buch wurde begierig gelesen — nicht nur bei uns, sondern auch in anderen zur Antihitlerkoalition gehörenden Ländern. „Krieg und Frieden“ las man in den von Hitlertruppen besetzten Ländern „wie die Bibel“ ⁶ (sagte die tschechische Schriftstellerin Marie Pujmanová), las es „wie die schönste, ermutigendste illegale Zeitung“ ⁷ (bezeugte der französische Schriftsteller Claude Roy). Über die Bedeutung von „Krieg und Frieden“ als Roman gegen „die napoleonische Ideologie der Macht“ schrieb Anna Seghers noch während ihrer mexikanischen Emigration. „Krieg und Frieden“ als antifaschistischer Roman — das klingt paradox, es ist aber eine Tatsache, die sich durch die Spezifität der Kunst erklären läßt. Ein wissenschaftlicher Text ist in der Regel eindeutig und läßt keine verschiedenen Auslegungen zu. Ein gelungenes künstlerisches Werk birgt breite Möglichkeiten zu Schlußfolgerungen und Verallgemeinerungen — sogar über die Absichten des Verfassers, über die Grenzen seines Landes und seiner Epoche hinaus. Der Roman des russischen Schriftstellers über den Krieg von 1812 ist ein Roman, der die Stärke des Volkes bestätigt, das seine Heimat verteidigt und den Mythos vom Übermenschen und Eroberer zunichte macht. So konnte der Roman unter veränderten historischen Bedingungen in verschiedenen Ländern als ein gegen den Hitlerfaschismus gerichtetes Werk gelesen werden.

Dabei ist dies nur eines der unzähligen Beispiele, die von der Wirksamkeit des künstlerischen Wortes (und zugleich auch vom Wert des realistischen künstlerischen Erbes) zeugen.

Das antifaschistische Thema ist noch bis heute nicht veraltet (daran erinnern die Autoren des *kürbiskern* immer wieder, — dafür sei ihnen Dank!). Es wäre eine sehr interessante Aufgabe für einen Literaturwissenschaftler, aufzuspüren, wie die Entschlüsselung der komplizierten, mit Faschismus und Neofaschismus verknüpften Problematik durch neue literarische Werke, zum Teil auch durch die Filmkunst der letzten Jahre vertieft wurde, aufzufinden, wie hier diese Problematik durch wesentliche Nuancierungen ergänzt werden konnte. Diese Aufgabe

⁶ Marie Pujmanová, Leben gegen Tod, Prag 1952, S. 185 (tschech.)

⁷ L'EUROPE, Paris 1947, No. 6, S. 39 (franz.)

ist noch nicht bewältigt. Mit seinem Film „Der gewöhnliche Faschismus“ veranlaßte Michail Romm viele Zuschauer auf ernste und neue Art nachzudenken. Wolfgang Koeppen durchleuchtete wie mit einem Scheinwerfer Judejahns schwarze Seelengeheimnisse, Dieter Noll und Max Walter Schulz erforschten den Weg der Ernüchterung junger Menschen, deren Jugend vom Hitlerfaschismus vergiftet worden war — all dies ist wirksam, all dies hilft den fortschrittenlichen Kräften unserer Zeit, gegen den Weg der finsternen Kräfte, die sich noch nicht ausgetobt, noch nicht die Waffen gestreckt haben, Barrieren zu errichten. Kehren wir zur Rede Martin Walsers zurück. Mit Recht spricht er von dem Nutzen jener Tagebücher oder Betriebsreportagen, in denen der Arbeiter den Hokuspokus seines Chefs entlarvt. Diese Tagebücher sind an und für sich wertvoll, als Information, als Signal; mit der Zeit aber werden aus solchen Dokumenten vielleicht — auf einer anderen Stufe der künstlerischen Verallgemeinerung — sowohl Novellen als auch Romane entstehen wie die „Kalten Zeiten“ oder „Zwei Briefe an Pospischil“ ... Und wenn man über die proletarische und Arbeiterthematik hinausgeht — viele Leser innerhalb und außerhalb der BRD haben wahrscheinlich eine klarere Vorstellung von dem, was im Lande vor sich geht, wenn sie an den schweren und verwirrten Schicksalen eines Hans Schnier, Anselm Kristlein, Siggi Jepsen Anteil nehmen. Die Kraft der Einwirkung des künstlerischen, poetischen Wortes lässt sich mit keinerlei Präzisionsgeräten messen, aber sie ist groß!

Die Theoretiker des Proletkults, die den Schriftsteller als Sprachrohr der Klasse darstellten, neigten seinerzeit dazu, solche Einzelheiten, wie die Individualität des Künstlers, Begabung, Meisterschaft zu unterschätzen oder überhaupt von der Tagesordnung zu streichen. Marx und Lenin, Gorkij und Brecht maßen dieser Seite der Sache sehr große Bedeutung bei. Und die heutige sowjetische Kritik bemüht sich nach Kräften, in den Analysen der Literaturwerke auch diese wesentliche Seite nicht außer Acht zu lassen.

Ich nehme ein Beispiel aus einer Nummer der *Prawda* (16. 6. 72). In dem Artikel „Prüfung durch das Leben“ analysiert der Kritiker W. Chmara den neuen Roman des bekannten Prosaikers Semjon Babajewskij „Der Zeitgenosse“. Der Autor hatte hier zu brennenden Problemen des Kolchosbauwesens und Parteilebens auf dem Lande Stellung genommen. Der Kritiker beweist jedoch einleuchtend, daß auch hier die guten Absichten allein nicht genügten. Der Autor war an das Material oberflächlich herangegangen, die Charaktere sind schablonenhaft gezeichnet, das Sujet ist in die gewohnten Schemata gepreßt. Über all dies spricht der Kommentator der *Prawda* korrekt und absolut eindeutig. Ich führe hier dieses einfache Ereignis unseres literarischen Lebens nicht ohne Grund an. Die Erfahrung der sowjetischen Literatur, so glaube ich, ist in vielem für die ausländischen Kollegen lehrreich. Lehrreich nicht nur in den Leistungen und Erfolgen, sondern auch darin, welche Bemühungen unternommen werden, um Fehlschläge und Mißerfolge zu vermeiden.

Kann man von der Geschichte lernen? Diese Frage beschäftigt die Historiker seit Entstehung ihrer Wissenschaft.

Viele beantworten sie negativ. Jakob Burckhardt, der Begründer einer ganzen historischen Schule idealistisch-metaphysischer Richtung, schreibt: „Wir sind nicht in den Sinn der Geschichte eingeweiht und kennen ihn nicht.“ In seiner Vorstellung besteht der geschichtliche Prozeß aus einer permanenten Krise.

Den metaphysischen, im Grunde aber humanistischen Schemata Burckhardts, hat im heutigen Westdeutschland eine andere „Schule“ einen vollkommen anderen, unheilvollen Sinn verliehen. Ich denke hier an die Historiker, die mit der These von der Nichterkennbarkeit der Geschichte nachweisen, daß niemand bevollmächtigt sei, über die Vergangenheit und geschichtlichen Persönlichkeiten zu urteilen — vor allem dann, wenn es sich um eine Periode der Finsternis, Gewalt und Morde oder um Menschen handelt, die schwerste Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen haben. Denn deren historische Rolle sei angeblich „unerkennbar“!

So verteidigt der Generaloberst der deutschen Wehrmacht, Lothar Rendulic, eine der düstersten Figuren unter den hohen Militärs des „Dritten Reiches“, in seinem Buch „Gefährliche Grenzen der Politik“, recht ausdrucksvoll die These von der Nichterkennbarkeit der Welt. Ihm zufolge gibt es in der Geschichte weder Gesetzmäßigkeiten noch einen kausalen Zusammenhang von Ereignissen: „Die mechanische Kausalität wird der Freiheit der Entscheidung des Menschen und auch den diese beeinflussenden irrationalen Elementen nicht gerecht.“

So wird unter der Feder des philosophierenden Generals die Periode faschistischen Irrsinns zu einer Epoche der „freien“ und dazu noch in hohem Maß irrationalen Entscheidung von Menschen, die durch keinerlei „kausalen Zusammenhang“ mit der reaktionären Tradition Deutschlands und seinen besonderen historischen Gegebenheiten verbunden sind.

So weit reicht der Spielraum der These von der Unerkennbarkeit der Geschichte. Die bloße Anerkennung der Möglichkeit und Notwendigkeit, aus der Vergangenheit Lehren zu ziehen, gewährleistet aber noch nicht die richtige Methode und Einstellung zu geschichtlichen Ereignissen und die richtigen Schlußfolgerungen.

Von der Geschichte kann man auf verschiedene Weise lernen. Werden ihr Ablauf und ihre Gesetzmäßigkeiten in falschem Licht dargelegt, kann man damit auch falsche Lehren „beweisen“. In der Zeit des Faschismus hatte die historische Lüge ungeheuerliche Ausmaße angenommen. Sie spielt heute eine nicht unwich-

tige Rolle im Arsenal der Mittel, die von reaktionären, antikommunistischen Politikern und Ideologen angewandt werden.

Betrachtet man die Vielfalt der Formen, in denen sich die historische Lüge in das Bewußtsein der Menschen einstiehlt, sieht man sich die Bücherstapel an, die dem nicht gerade seriösen Unterfangen der Geschichtsfälschung gewidmet sind, dann drängt sich der Schluß auf, den Golo Mann sehr präzise formuliert hat: „Wenn die Menschen aus der Geschichte nichts lernen wollen, so ist es schlimm. Aber wenn sie daraus etwas lernen wollen, so ist es noch schlimmer.“

Denn die Antwort auf die eingangs gestellte Frage ist durchaus nicht einfach. Lernen kann man aus der Geschichte nur dann, wenn die Lehren, die man daraus ziehen will, auf geschichtlicher Wahrheit, auf der Berücksichtigung der maßgeblichen Faktoren des geschichtlichen Prozesses beruhen.

Ich habe mich nicht von ungefähr in das Dickicht der Geschichtsphilosophie begeben, da gerade über das Thema der deutsch-sowjetischen und westdeutsch-sowjetischen Beziehungen Historiker verschiedener Richtungen und Weltanschauungen schreiben, da sich hier das ganze Spektrum der verschiedenen Methoden der Geschichtsfälscher besonders deutlich zeigt. Die Anhänger der Nicht-erkennbarkeit der Geschichte erklären die ethische wie die faktisch-politische Seite der Untersuchungen hierüber für „tabu“, sie sagen, es sei nicht ihre Sache, über die Ursachen und noch viel mehr über die Schuldigen tragischer Ereignisse oder Konfliktsituationen in der Geschichte unserer gegenseitigen Beziehungen zu urteilen. Oder es wird die fatalistische These aufgestellt, Zusammenstöße und Krisen zwischen den beiden Ländern seien unausbleiblich, da in ihren gegenseitigen Beziehungen im 20. Jahrhundert Spannungen und Konflikte überwogen hätten. Für beide Verfahren sind zwei Punkte charakteristisch: einmal die Kultivierung der dunklen Seiten der gegenseitigen Beziehungen und zum anderen der blinde Antikommunismus in der Einschätzung ihrer Entwicklung, der die Ziele und Absichten der sowjetischen Seite nur verzerrt darstellt. Eben diese beiden Merkmale haben Geschichtsforscher verschiedener Richtungen in der BRD gemeinsam, wenn sie die Geschichte der sowjetisch-deutschen Beziehungen kontinuierlich im gleichen Geist wie in früheren Epochen darstellen.

Antikommunismus bedeutet in der Praxis Voreingenommenheit, häufig aber auch Böswilligkeit bei der Darlegung historischer Ereignisse. Für einen Antikommunisten ist die Sowjetunion der „ewige“, „natürliche“ und „vorherbestimmte Feind“, der nur schlimme Absichten hegen kann. Der Publizist Sebastian Haffner, der oft über historische Themen schreibt, ist in seinem Buch „Der Selbstmord des deutschen Reiches“ mit Fug und Recht der Ansicht, daß diese Einstellung auch der Nachkriegsgeschichte der BRD ihren Stempel aufdrückte. Eine Ursache der Spannung in den Beziehungen zwischen UdSSR und BRD sieht er darin, daß die Idee, die Hitler den Deutschen 12 Jahre einhämmerete, — Rußland bleibe, was immer es auch tue, der natürliche Feind, der Westen dagegen der natürliche Verbündete — in Westdeutschland ungebrochen nachwirkt.

Die „Methodologie“ der Verfälschung der sowjetisch-deutschen Beziehungen ist, wie wir sehen, gar nicht so kompliziert. Bedeutend schwieriger ist es, die erstaunlich zähen Legenden aufzudecken und zu widerlegen.

Ich möchte zwei Beispiele anführen, die eng miteinander verquickt sind. Beide haben mit der Auseinandersetzung zu tun, die sich um Stand und Perspektiven der sowjetisch-westdeutschen Beziehungen entwickelt hat. Beide betreffen Vergangenheit und Gegenwart.

Die erste ist mit Rapallo — also mit der Periode verbunden, als zwischen der jungen Sowjetrepublik und Deutschland die Beziehungen aufgenommen wurden. (Der Tag jährt sich am 16. April 1972 zum 50. Mal.) In der westlichen Geschichtswissenschaft wurde im Laufe eines halben Jahrhunderts der „Rapallo-Komplex“ kultiviert, der in zweifacher Richtung wirkt: in antisowjetischer und antideutscher.

Die Paradoxie der von den Rapallogegnern aufgetürmten Anschuldigungen besteht darin, daß der Wortlaut des Vertrages von Rapallo ebenso wie sein „Hintersinn“ absolut keine Handhabe für falsche Auslegungen bieten. Das war ein Vertrag zwischen Deutschland und der Sowjetrepublik, der den Kriegszustand zwischen den beiden Staaten beendete, die gegenseitige diplomatische Anerkennung bestätigte, den beiderseitigen Verzicht auf ökonomische Ansprüche im Zusammenhang mit dem Krieg 1914-1918 verkündete, sowie das Meistbegünstigungsprinzip im gegenseitigen Handel zum Ausdruck brachte. Der Vertrag barg keinerlei geheime Abmachungen.

Nichtsdestoweniger werden gegen den Vertrag von Rapallo nun schon seit 50 Jahren von zwei Seiten „Minen vorgetrieben“: Die einen charakterisieren ihn als „Verrat“ der Deutschen am Westen und den „Prinzipien des Westens“; die anderen behaupten, Rapallo sei ein „Täuschungsmanöver“ der sowjetischen Diplomatie gewesen, um einseitige Vorteile für Sowjetrußland herauszuholen.

Der „Rapallo-Komplex“ wurde von den Gegnern des Vertrags erfunden, die ihn als Dokument der „Unzuverlässigkeit“ Deutschlands im Bündnis mit dem Westen hinstellten. Der Vertrag von Rapallo sah aber absolut keine einseitige Orientierung Deutschlands vor. Er führte auch keinerlei „Wende“ der deutschen Politik von West nach Ost herbei. Rathenau, der den Vertrag unterzeichnete, war grundsätzlich prowestlicher Orientierung. Die Politik von Rapallo wurde durch den Berliner Neutralitätsvertrag des Jahres 1926 vertieft. Ihn unterzeichnete Stresemann, dessen prowestlicher Kurs von niemandem angezweifelt wird.

Golo Mann vermerkt in der interessanten Arbeit „Deutschland und Rußland im 20. Jahrhundert“, über die sich allerdings in vielem streiten läßt: „Zu sagen, daß Deutschland sich in den zwanziger Jahren für Rußland entschieden habe, wäre eine falsche Abstraktion. Die Verhältnisse der Zeit machten eine solche Entscheidung nicht notwendig und nicht einmal möglich.“ Nach Meinung Golo Mans änderte der Rapallo-Vertrag nichts an der England-Orientierung

Deutschlands, sondern schuf lediglich die Basis für eine Normalisierung der Beziehungen zu dem neuen mächtigen Nachbarn im Osten.

Was den Mythos betrifft, Rapallo sei ein „Täuschungsmanöver“ der sowjetischen Diplomatie zur Erlangung einseitiger Vorteile, so läßt er sich leicht durch unbestreitbare Tatsachen widerlegen. Die Zeit hat gezeigt, daß Rapallo nicht irgend ein kleiner taktischer Zug war, sondern eine umfassende politische Konzeption, der das von Lenin formulierte Prinzip der friedlichen Koexistenz von Staaten mit unterschiedlicher Gesellschaftsordnung zu Grunde liegt. Rapallo erwies sich als ein absolut gleichberechtigter Vertrag, aus dem beide Seiten ihre Vorteile zogen. Für Deutschland war er ein wichtiger Faktor, der die politische Situation, die außenpolitische Selbständigkeit und schließlich auch die außenwirtschaftlichen Positionen des Staates festigte, da er der deutschen Industrie umfangreiche Exportmöglichkeiten in die Sowjetunion eröffnete. Insgesamt kann man das Urteil Golo Manns, der Vertrag habe Deutschland „mehr Freiheit der Aktion, mehr Gewicht im Rate der Nationen“ gegeben, nur unterstützen.

Traurig zu beobachten, mit welcher Leichtigkeit die Mythen der zwanziger Jahre in unserer Zeit, die doch der ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Epoche so wenig gleicht, wieder zum Leben erweckt werden. Das deutsche Reich besteht schon seit langem nicht mehr. Existenz und Entwicklung zweier deutscher Staaten, der DDR und der BRD, ist eine Realität unserer Tage. Im Osten Europas sind mit dem Entwicklungsweg verschiedener Staaten zum Sozialismus ebenfalls Wandlungen von welthistorischer Bedeutung vor sich gegangen. Schließlich hat sich auch die Rolle der Sowjetunion in Europa und in der Welt grundlegend geändert, sie hat in der Weltpolitik an Gewicht gewonnen. Im Bewußtsein und in den Methoden einiger westlicher Ideologen, Philosophen und Geschichtsforscher hat sich aber kaum etwas geändert.

Als Beispiel kann die Kampagne dienen, die von der reaktionären Presse und den Geschichtswissenschaftlern um die Auslegung des sowjetisch-westdeutschen Vertrages vom 12. August 1970 entfacht wurde.

Rainer Maria Rilke brachte vor vier Jahrzehnten das Wesen des Grundübels der deutschen Politik jener Zeit auf die kurze Formel: „Deutschland wollte beharren, statt sich zu ändern.“

Die Zeiten haben sich geändert, geändert haben sich auch die Existenzbedingungen der Staaten und Völker, doch die ewig Gestrigen in Westdeutschland wollen beharren. Sie wollen keine Veränderungen anerkennen, klammern sich mit aller Macht an hinfällige Formeln.

Ende vorigen Jahres erschien in der BRD das Buch des Barons Karl-Theodor Freiherr zu Guttenberg „Die neue Ostpolitik. Wege und Irrwege“. Es ist nicht das erste Buch Guttenbergs, der als einer der wütendsten Gegner des sowjetisch-westdeutschen Vertrages bekannt wurde, und es erscheint mir typisch für die Argumentation der Kreise, denen die friedliche Zusammenarbeit zwischen der Sowjetunion und der BRD gegen den Strich geht.

Die Substanz der Versuche Guttenbergs, Sinn und Wesen des Vertrags zwischen der UdSSR und der BRD zu entstellen, wird durch zwei schon gut bekannte Argumente charakterisiert. Erstens: der Vertrag biete der Sowjetunion angeblich einseitige Vorteile und bringe die BRD in eine unvorteilhafte Lage; zweitens: der Vertrag sei angeblich darauf gerichtet, die BRD mit ihren westlichen Verbündeten zu entzweien, einen Keil zwischen die westlichen Länder zu treiben. Als Leitmotiv des Abschnitts, der die ersterwähnte These behandelt, dient die Behauptung, die Russen hätten ihren Partner „hinters Licht geführt“, hätten ihn „überlistet“. Guttenberg erklärt unter Verwendung der in solchen Fällen charakteristischen Terminologie, die Ostpolitik der heutigen Regierung sei darauf gerichtet, „den sowjetischen Imperialismus durch einseitige Zugeständnisse zu ermuntern“. Dann versucht er zu beweisen, daß die Sowjetunion sich nicht durch Vertragstreue auszeichne. „Denn in der Tat hat mancher Mühe“, schreibt er, „solche politische Verträge aufzuzählen, die Moskau tatsächlich auch gehalten hat.“

Beweise führt Guttenberg natürlich keine an, und er kann auch keine anführen. Die Tatsachen führen seine Erfindungen vollkommen ad absurdum: Der sowjetisch-westdeutsche Vertrag ist ein klares, allen zur Einsicht offenstehendes Dokument. Im Punkte der Unverletzlichkeit der Westgrenzen Polens (worauf Guttenberg anspielt) und der Grenze zwischen der BRD und der DDR fixiert der Vertrag lediglich die reale Sachlage. Die BRD „überläßt“ nichts von dem, worüber sie wirklich verfügt, hingegen bahnt ihr die Anerkennung der bestehenden Realitäten umfassende Möglichkeiten für eine Normalisierung der Beziehungen zu ihren östlichen Nachbarn. Schon heute ist klar, daß der Vertrag vom 12. August 1970 sowohl die politischen als auch die ökonomischen Positionen der BRD gefestigt hat. Unter solchen Bedingungen von „einseitigen Vorteilen“ für die Sowjetunion zu sprechen, kann nur als unlauter bezeichnet werden.

Was das Einhalten oder Nichteinhalten von Verträgen betrifft, so zeigt ein einfacher Rückblick in die Geschichte, daß sowohl der Vertrag von Rapallo als auch der Berliner Vertrag 1926 und alle anderen Verträge zwischen der Sowjetunion und Deutschland, die in der Periode zwischen den Kriegen geschlossen wurden, nicht von der sowjetischen Seite verletzt worden sind. Die Feinde der sowjetisch-deutschen Zusammenarbeit haben sich immer einer aktiven Wühltätigkeit befleißigt, die Zwist zwischen den beiden Ländern geschürt hat. Letzten Endes triumphierten dann im politischen Leben die extrem aggressiven Kräfte, die Deutschland in die Katastrophe stürzten.

Guttenberg folgt bei der Darstellung der sowjetisch-westdeutschen Beziehungen strikt den Traditionen der reaktionären Geschichtsforschung, wenn er den Vertrag zwischen der UdSSR und der BRD als ein Dokument darstellt, dessen Sinn darin besteht, die BRD vom westlichen Bündnis „loszureißen“. Er behauptet, der Vertrag habe „der Ostpolitik Priorität über die Westpolitik gegeben“. Sein Sinn bestehe in der „Abwendung der Westeuropäer von Amerika und ihrer

Bindung an Moskau". Dabei will Guttenberg die Leser glauben machen, der Vertrag sei in den Hauptstädten der Verbündeten der BRD abfällig aufgenommen worden.

In Wirklichkeit ist der Vertrag nicht nur Ergebnis der Wandlungen in der Politik der BRD, sondern auch der allgemeinen Veränderungen, die in Europa entsprechend dem Kräfteverhältnis zwischen Sozialismus und Kapitalismus vor sich gegangen sind; er ist ein Ergebnis der günstigen Tendenzen in der Entwicklung der internationalen Beziehungen. Er fügt sich in den allgemeinen Ablauf der internationalen Ereignisse ein, der so wichtige Elemente enthält wie die immer engere sowjetisch-französische Zusammenarbeit, die Belebung der sowjetisch-amerikanischen Beziehungen sowie den Fortschritt hinsichtlich der Einberufung einer gesamteuropäischen Beratung und die Aussicht auf Schaffung eines europäischen Sicherheitssystems. Im Gegensatz zu Guttenbergs Behauptungen wurde der Vertrag in den Hauptstädten aller Staaten durchaus gebilligt.

Golo Mann verallgemeinert die Erfahrung der sowjetisch-deutschen Beziehungen in der Periode zwischen den Kriegen und schreibt in der von uns eingangs zitierten Arbeit: „Den Deutschen könnte die Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen seit 1914 zeigen, daß in den gierigen Träumen, daß in den apokalyptischen Fragestellungen, mit Rußland gegen den Westen, mit dem Westen gegen Rußland, das Heil nicht liegt.“ Das trifft auch heute zu.

Wir Geschichtsforscher vergessen manchmal, daß die Vergangenheit große Macht über die Gegenwart ausübt und in einem nicht geringen Maße auf die Formierung der Zukunft einwirkt und daß wir deshalb für unsere Worte und Schlußfolgerungen eine große Verantwortung tragen. Eine Garantie gegen ernste, nicht wieder gutzumachende Fehler können lediglich wissenschaftliche Unbestechlichkeit, Unvoreingenommenheit und wenn man will, wissenschaftliche und politische Anständigkeit geben. Vielleicht brauchen wir diese einfachen menschlichen Qualitäten heute mehr als jemals zuvor.

Hugo Huppert Der Botschafter des Verses und die Union

Mehr als viele seiner Zeitgenossen, mehr als der Salonpoet Igor Sewerjanin, als der Rivale und „Konstruktivist“ Ilja Selwinskij, reagierte Wladimir Majakowskij auf jede leiseste Veränderung im politischen Aggregatzustand seiner Umwelt. In seiner seelischen Konstitution wirkte seit je eine Art überindividuelles Sensorium. Nikolaj Assejew und in ähnlichen Ausdrücken Sergej Tretjakow schilderten mir: während der Bürgerkriegsjahre habe Majakowskij für seine Freunde von der „Lef“-Gruppe („Linke Front der Künste“) den Zeiger des einzigen zuverlässigen „strategischen Seismographen“ bedeutet, von dem man jeweils die *wahre* Situation an den Feuerlinien und hinter deren politischen Kulissen erfahren konnte. Mehr noch: Ossip Brick sprach von Majaks geradezu „sozial-tektonischem“ Kombinationsvermögen, welches ihn befähigt habe, weitere Verläufe im Bürgerkriegsgeschehen unmittelbar vorauszusagen.

Es versteht sich, daß dieser Poet auch in der Folgezeit für den Schauplatz der innerpolitischen Entwicklung ein empfängliches Organ hatte — dank seines ungewöhnlichen Kontaktreichtums, der bis zum Identifizierungszwang reichte, keine Barrieren kannte und sehr ausdrucksstarke Schaffenskonsequenzen nach sich zog. Im Oktober-Umsturz hatte der Dichter ohne das geringste Zögern erklärt: „*meine* Revolution!“ Nach dem Sieg der Rätemacht: „*mein* Staat!“ Und wenn man im Finalkapitel von „Gut und Schön“ zu den Pointen gelangt: „*mein* Land ist ein Knabe“ (weil die Sowjetmacht erst 10 Jahre alt war: 1927) und: „*mein* sind alle Straßen; / alle Häuser — *mein*“, oder: „unverdrossen schafft / *meine* Genossenschaft“ und „bauchig quillt der Schmauchqualm / aus *meinen* Fabrikbetrieben“, so versteht sich diese fast überbetonte, ans Rauschhafte grenzende Selbstgleichsetzung mit allem nun Volkseigenen, Vergesellshaferten, Sozialisierten, dem Gemeinwesen Zugeordneten als der poetische Ausdruck des triumphalen „*Citoyen*“-Bewußtseins eines revolutionären Patrioten.

Nun, der im Dezember 1922 auf dem Zehnten Gesamt russischen Kongreß der Sowjets beschlossene Zusammenschluß der Russischen Föderation (RSFSR) mit der Ukrainischen SSR, der Bjelorussischen SSR und der Transkaukasischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik (Georgien, Armenien, Aserbeidshan) zu dem neuen Bundesstaat „Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken“ hatte in zahllosen Vorberatungen, Werktägerversammlungen, Volksmeetings ein breit angelegtes (heute darf man sagen: volksdemokratisches) Präludium gehabt. Die damaligen Massenmedien waren an der ganzen Serie öffentlicher Vordiskussionen, versteht sich, aktiv beteiligt.

Majakowskij durchlebte damals, wie seine Freunde bezeugen, eine festliche Lebensunruhe. Und in diese Aufgewühltheit mengte sich, wie ein Privatissimum, das dämonische Ringen mit dem werdenden neuen Poem „Das bewußte Thema“: „... Daß sich der Erdball / schon beim ersten Ruf: / „Genosse!“ / um seine

Achse zu dir wende . . . / Im Kreis der eignen Sippe werde / zum Vater mindestens: / das Universum, / zur Mutter mindestens: / die Erde“ —. Die gewaltige, schicksalhafte staatspolitische Konsolidierung der dazumal „hundertfünfzig Millionen“ (so betitelt war ja schon das erste soziale Integrations-Poem von 1919/20!) nach siegreich beendetem oder nahezu schon endgültig gewonnenem Bürgerkrieg, beschäftigte Majakowskij intensiv. Daß zufällig gleichzeitig die im „bewußten Thema“ vordergründig entrollte Liebesmaterie eine seltsame Verquickung von Intimsphäre und Bürgerpflicht, von persönlichem Ethos und gesellschaftlichem Engagement ergab, machte das Wesen seiner inneren Verfassung in jenen Tagen aus. Es war ihm nicht unwillkommen, daß längst vorausgeplante Auslandsreisen sich nun realisierbar zeigten. In Majakowskij kam ein neues, geradezu organisches Missions-Empfinden zur Geltung: die entstehende neue staatsrechtliche Verklammerung der sozialistischen Völkerfamilie auf dem Boden des ehemaligen Russischen Zarenreichs veränderte qualitativ die Form seiner Individuation als Dichter. Schon im Vorausgefühl — sich gedanklich ins westliche Ausland versetzend — empfand er sich als moralischen „ambassadeur“ einer weltlichen Heilsbotschaft, einfach als den Gesandten einer höheren ökonomischen Ordnung und humaneren Soziätät. Einmal machte er hiervon an den Volkskommissar Lunatscharskij Mitteilung, der den Gedanken heiter zustimmend entgegennahm: zunächst als dichterisches Bild. Majakowskij nannte sich dann öfters einen „Botschafter des Verses“, und jahrelang, während immer häufigerer Auslandsreisen, akzeptierten seine Freunde mit viel Einverständnis und Vertrauen diese Selbsterennung Majakowskij. Denn sie war keineswegs bloß ein Zeugnis gesteigerten persönlichen Selbstgefühls, sondern weit mehr noch ein Ausfluß des Bewußtseins, nun als Träger einer höheren *Verantwortung* auftreten zu müssen. Hier wirkte eine klare axiomatische Überzeugtheit, die nach Ansicht des Dichters keiner vermittelnden Rechtfertigung bedurfte. Dieser „Botschafter des Verses“ bedeutete immer und überall den geistigen und mentalen Emissär einer vorgeschriftenen Formation der menschlichen Gesellschaft. Und durchaus benachbart, begriffsverwandt, blieb das hier makellos rechtschaffene Wort „Emissär“ mit dem „Missionär“ im weltlichen Sinne des ideellen Sendboten. Und nur in dem — eine höhere Stufe der Humanität repräsentierenden — sozialistischen Staatswesen konnte dieser Sendbote ein *poetischer Autor* sein. Das war Majakowskij's eindringliche Gewißheit, mit welcher er auch die „Menschen guten Willens“ im Ausland „ansteckte“, wo immer er hinkam: auf beiden Hemisphären des Planeten.

Und vergessen wir nicht: zu seinen Lebzeiten gab es noch kein sozialistisches Weltsystem, keine Völkerfamilie eines „sozialistischen Lagers“, keine „zwischenstaatlichen sozialistischen Beziehungen“, wie wir sie heute kennen und nennen. Die jungen Sowjetrepubliken, ihr ursprünglicher föderativer Staatenverband in seinen noch mobilen Grenzen, ihr klassenkampf-bedingter Zusammenhalt bei der Abwehr der imperialistischen Intervention und inneren Konterrevolution,

ihre Einigung unter der Feuerfahne des Bürgerkriegs im eisernen Ring der Fronten, — das alles war ein gefährdetes Provisorium, doch bereits mit allen sieghaften Impulsen kommender Konsolidierung. Und noch als diese Konsolidierung real heraufzog und mit der staatspolitischen Integrierung zur fundierten Union gegen Ende des Jahres 1922 Tat wurde, sorgte die imperialistische Einkreisung dafür, daß die eben geschaffene „UdSSR“, die an den Wiederaufbau der durch Kriegs- und Bürgerkriegseinwirkung zerrütteten Ökonomik schritt, in geografischer Isolation immer noch auf feindliche Invasionen gefaßt bleiben mußte, in West und Ost. Die Nachbarn waren vom konterrevolutionären Aggressionswillen noch nicht geheilt. Pilsudski-Polen stand, von Frankreich bewaffnet, Ge- wehr bei Fuß. Die baltischen Randstaaten waren, von sowjetfeindlichen Cliques beherrscht, als Vollzugsgehilfen künftiger imperialistischer Bedrohung zu betrachten. Im Fernen Osten waren immer noch, zu Wasser und zu Lande, Japan und die Vereinigten Staaten „auf dem Sprunge“ zur Wiederaufnahme der einstweilen mißglückten, an der heroischen Verteidigungsbereitschaft der revolutionären Massen gescheiterten Angriffsoperationen.

Die Abschattung der Emotionen, die Majak auf seiner Herbstreise 1922 nach dem Westen in sich trug, waren Stolz und Zorn. Sie entluden sich schon in Reval (Tallinn), als er auf Frager und Interviewer stieß, deren Zugehörigkeit zur weißgardistischen Emigrantengruppe keinen Zweifel offen ließ. Von Estland gings an Bord der „Rügen“ nach Stettin. In Berlin rückten die zweifelhaften Reporter dem schon berühmten Gast sogleich auf dem Korridor des „Kurfürsten-Hotels“, in dem er abgestiegen war, auf den Pelz, und der Tribünenlyriker hielt stante pede eine sarkastische Grußrede „des Abgesandten aus dem verwunschenen Land der bemützten Schneemänner“, die sich demnächst eine nagelneue Verfassung zu geben beabsichtigten; und die gute Sowjet-Föhre würde noch zeigen, daß sie windfester ist als die deutsche Eiche. Hiervon erzählte er heiter noch Jahre später: 1928 und 1929, als er die leider letzten Auslandsreisen seines Lebens absolviert hatte.

Schon während der fünf Wochen seines Berliner Aufenthaltes im Jahr der Unionsverfassung 1922, bei seinen neuen Kontakten mit den Vertretern der linksgerichteten deutschen Literatur und Zeitungswelt und bei seinem fünfmaligen öffentlichen Hervortreten offenbarte Majakowskij jene Wendung zur erweiterten poetischen Sicht-Ebene, die ein bedeutsames Hinausrücken seiner staatsbürgerlichen Horizonte ankündigt. Sein jetzt weit ausgreifendes Sendungsbewußtsein erlegt ihm förmlich die Funktion eines politischen Aufklärungs- und Lehramtes auf: — ich, Majak, repräsentiere heute den kreativen Willen und den aktualisierten Kunstgeschmack von zehn sowjetischen Völkern, ich begegne Ihnen, meine Herrschaften, als der bevollmächtigte Hymniker von hundertfünfzig Millionen Angehörigen meines im Sieg der Revolution *geeinigten Staatsvolkes!* — Das war seine Haltung bei den drei „Freitagtreffen“ des Berliner „Hauses der Künste“ im „Café Leon“, das war seine Haltung auch gegenüber

der „neutralistisch weltbürgerlichen“ Attitüde seines Landsmannes und Kollegen Igor Sewerjanin, der zufällig aus Estland in Berlin eingetrudelt war. In diesem Geiste kommentierte er einen Filmkunst-Vortrag seines Freundes und „Lef“-Mitkämpfers Viktor Schklowskij und interpretierte das nächstmal in demselben Sinn die sowjetischen Fortschritte der russischen Malerei jener bewegten Zeitspanne. Dem teilweise mit sehr unsicheren Kantonisten durchsetzten Publikum des „Café Leon“ erklärte er: „Ein russischer Dichter oder Erzähler kann nur *der* sein, der in Rußland und mit Rußland lebt; mögen die Schriftsteller, die sich im Ausland niedergelassen haben, nur ja nicht glauben, sie könnten auf dem weißen Roß ihrer dickeleibigen Werke in Moskau einreiten . . .“. Das war auf gewisse prominente russische Bourgeoisliteraten gemünzt, ihrer Stilrichtung nach Symbolisten und Akmeisten, ebenso auf christ-metaphysisch und mystisch orientierte Autoren wie Iwan Bunin (elf Jahre danach Nobelpreisträger), Dmitrij Mereschkowskij und ein paar Wladimir-Solowjow-Jünger, deren muffige Sympathien für den reaktionären Sektor im Geistesleben der Weimarer Republik allbekannt waren.

Majak wußte damals, daß Johannes R. Becher bereits an einer freien Übertragung der „150 Millionen“ für den Berliner Malik-Verlag arbeitete; und gerade dieses weltpolitisch weitgespannte Volks-Poem hielt er für geeignet, den Deutschen die paradigmatische Verbindlichkeit der poetischen Konfession des Sowjetdichters — zum Geburtsdatum der Union — ans Herz zu legen. In dieser Dichtung hatte der unbezwingbare Lebenswill der revolutionären Nation dem Oktoberpoeten zum erstenmal das *Mandat* erteilt, die *Mission* aufgetragen: — vertritt draußen die ganze Intensität unserer Existenz! In Berlin, hernach sogleich in Paris, erfuhr Majak nicht nur den Gegenwillen der Reaktion, sondern auch die Brüchigkeit des dortigen intellektuellen Gefüges; zum erstenmal am Ausgang des Jahres 22 stieß er auf die gärende Wirrnis der Leute mit psychopathischem Knacks, mit Hemmung und Beklemmung, auf die Erscheinungsformen ausgebildeter Komplexe, die praktisch den dekadenten gesellschaftlichen Zustand reflektierten. Wie war Majaks Reaktion darauf?

Hier muß daran erinnert werden, daß man fehlgeht, zu mutmaßen: dieser kräftige Försterssohn, dieser hochgewachsene, breitschultrige Sportlertyp, für den man — seinem Äußeren nach — den Dichter Majakowskij hielt, müsse im Vollbewußtsein der eigenen gesunden physischen Kapazität sich erhaben fühlen über fremde Seelenverbildung. Nichts dergleichen! Majaks eigene überentwickelte Sensibilität (sein späteres Endverhängnis) hinderte ihn daran, fremde, meist leidvolle Inferiorität undifferenziert und indifferent zu verspotten. Wenn Jean-Paul Sartre bekennt: „Die Verachtung zersetzte meine Großmut“, so trifft das auf Majak nicht zu: er wollte letzten Endes begreifen und helfen; seine bei aller kaustischen Veranlagung unverkennbare Großmut im geistig-kommunikativen Bereich wuchs von Jahr zu Jahr mit der politischen Festigung seines „Hinterlands“, der Sowjet-Union, mit deren Macht er sich in vollendetem Einverständ-

nis fühlte. Bestimmte, charakteristische Wortführer der Haltlosigkeit in der Berliner und Pariser Boheme nannte er „arme Surrogatäre“ und fragte Serge Diaghilew und Sergej Prokofjew während seiner Berliner Abende im privaten Freundeskreis mehrmals, was man für die Verirrten tun könne; Majaks Verhalten bewies jeden Augenblick die Fairneß des von einer „höheren Warte“ aus Blickenden, des russischen Lynkeus (wie F. C. Weiskopf einmal sagte): des literarischen Turmwärters der Union.

In jener Herbstwanderschaft 1922 verließ Majak für eine Woche Berlin, um Paris kennenzulernen. Diese sieben Pariser Tage vom 19. bis zum 25. November sind (wie er mir gesprächsweise versicherte) „bis zum Platzen von Erlebnissen überfüllt“ gewesen. Er besuchte die Malerateliers von Picasso, Delaunay, Braque, Léger, die Galerien von Kunsthändlern, den Salon d’Automne, das Théâtre Maillo, die Alhambra, die Folies-Bergère, er sprach mit Igor Strawinsky in der Pianolafabrik Plével, besuchte Jean Cocteau, nahm teil am Leichenbegängnis von Marcel Proust, klopfte bei Henri Barbusse, dann bei Anatole France an (vergebens: beide waren zufällig auf Reisen), verlebte einen Nachmittag bei einer Sitzung der Chambre des Députés, besichtigte den Flughafen Le Bourget, wurde von den in Frankreich lebenden russischen Malern auf einem Sonderbankett gefeiert. Und er verhehlte hernach nie, daß es weit weniger private Künstlerneugier, vielmehr ein überpersönlicher Drang war, was ihn trieb und befähigte, „gleichzeitig allenthalben zu sein“, den sowjetischen Namen in alle Winkel der Erde zu tragen, die Substanz der sozialistischen Gesittung „im Weltmaßstab“ zu propagieren; Majaks ausgedehnte Amerikareise 1925 hat alsdann die Realisierung dieses universellen Anliegens zweifellos vollendet.

Ein im innersten Wesensgrund lyrisch veranlagter Dichter von derart objektiviertem, weitdimensioniertem Geschichtsbewußtsein kommt nicht alle Tage vor. „ . . . Ich, der Assanierer mit dem Stadtsprengwagen, / den die Revolution mobilisierte und entsandte, / kam zur Front aus den herrschaftlichen Gartenbauanlagen / der Dichtkunst, jener launischen Tante“ — liest man im resümierenden letzten Poem-Fragment „Mit aller Stimmkraft“; und so sieht man das militante Sendungsbewußtsein Majaks im Ausklang seines Lebens noch einmal bestätigt und unterstrichen, nachdem der Poet das Motiv seines Unions-Patriotismus, den er absolut gleichsetzt mit seiner nahezu „berufsrevolutionären“ Klassen-geissnung, schon öfter in seiner sozialen Lyrik variiert hat; wie etwa in den bekannten „Versen vom Sowjetpaß“ (1929): „ . . . Mit welchem Genuß schlügen diese Tellerkappen / mich ans Kreuz in peitschendem Haß — / einzlig für das Sichel-und-Hammer-Wappen / in meinem sowjetischen Paß. / Mit Wolfszähnen wollt ich den Amtsschimmel fassen, / ich spottte jedes gestempelten Scheins. / Jeden Aktenwisch würd ich dem Teufel überlassen, / jedes Amtsformular. Bis auf eins: / Das will ich aus breitem Hosenbausch ziehn — / meines Daseins unschätzbar Lohn — / da, lest, beneidet mich, seht, wer ich bin: / Bürger der Sowjetunion!“

Der Jetzmensch und Jeweilsbildner Majakowskij hat den Rahmen der russischen Futurismus gesprengt und das Futurum selbst angetreten: das sozialistische. Er ist Angehöriger der *Union* geworden, hat sich mit deren Totalität als seiner eigenen gesteigerten Existenzdimension identifiziert. Dieses Land — „ist Alles: Kommune und Wölfe, / gestreckte Einöden und Großstädte dicht, / unbändige Ströme, nicht einer, gleich zwölf, / sarmatische Finsternis, Kraftwerk und Licht“ ... — wie es das merkwürdige Panorama-Gedicht „Städte der Union“ (1927) in Verse faßt, dies Kurzpoem, das eine Gipfelleistung realistischer Reisebildlyrik darstellt und in seiner abschließenden Zeilenkadenz noch einmal das Reimwort „Licht“ herausstellt: „... Die gestrig Armut und Qual steht als Rune / noch heute lesbar in unserm Gesicht; / doch brennt im Gemüt uns das Licht der Kommune, / und keinerlei Altertum löst uns dies Licht —“.

Elvira Högemann-Ledwohn
Solschenizyn — Erfolgsautor der BRD

Es muß nicht erst bewiesen werden, daß ein Manuskript von Alexander Solschenizyn einen sicheren Gewinn auf dem westdeutschen Buchmarkt einbringt — wie sicher, zeigten die Händel des Langen-Müller- und Luchterhand-Verlags um die Veröffentlichung von „August 14“ im vorigen Jahr. Die kommerziell-juristischen Schachzüge beider Unternehmen haben die Werbekampagnen zum beiderseitigen Nutzen zweifellos unterstützt, wie überhaupt die häufige Erwähnung des Autors auf Nachrichten- und Feuilletonseiten zur verkaufsfördernden Bekanntheit seiner Werktitel beiträgt.

Uns interessiert hier die Wirkung des Autors Solschenizyn in der Bundesrepublik, daher soll seine Stellung in der literarischen Landschaft der Sowjetunion weitgehend außer acht gelassen werden; desgleichen soll sein „Fall“ — die Auseinandersetzung um die Publikation seiner Bücher in der Sowjetunion, seine Proteste an die Behörden seines Landes, die Verleihung des Nobelpreises wie auch seine außerliterarischen Aktivitäten vom Brief an den Moskauer Patriarchen über seine Interviews bis zur Rede zum Nobelpreis — nicht im ganzen betrachtet werden, obwohl sich daraus manches zum Selbstverständnis des Schriftstellers erfragen ließe. Immerhin urteilt die Nobelpreisrede auch über Dinge, die uns in der Bundesrepublik beschäftigen: „Und wer, wenn nicht die Schriftsteller, soll das Urteil sprechen — nicht nur über die unseligen Regierungen (in manchen Staaten ist das die leichteste Methode, sein Brot zu verdienen, die Beschäftigung eines jeden Mannes, der nicht faul ist), sondern auch über das Volk selbst in seiner feigen Unterwürfigkeit und seiner selbstgefälligen Schwach-

heit? Wer soll das Urteil fällen über die leichtsinnigen Sprünge der Jugend und über die jungen Piraten, die die Messer schwingen?“¹

Nur am Rande soll gefragt werden, an wen und gegen wen sich denn die hier ausgesprochenen Urteile richten. Da sie Ereignisse, die unter anderen auch bei uns geschehen, kommentieren, wäre es für die Wirkungsweise des Schriftstellers Solschenizyn doch nicht ganz belanglos, wessen Position beispielsweise die mehrfache Erwähnung „der Jugend“ (des Westens) in dieser Rede unterstützt.

Der unmittelbare Kommentar Alexander Solschenizyns zu Geschehnissen in unserem Land ist neu, seine Laufbahn als Autor in der BRD geht von einer anderen Wirkung seiner Person und seiner Schriften aus. Seit seinen ersten Veröffentlichungen hat Solschenizyn in der Bundesrepublik als der sachverständige und nichts verschweigende Schilderer des Lebens der Sowjetunion gegolten: „Bei allen Werken (Solschenizyns) handelt es sich um z. T. autobiografisch getönte Enthüllungen aus der Stalin-Ära und ihren Konzentrationslagern.“²

Solschenizyn enthüllt dem bundesdeutschen Leser aber nicht nur die Verletzung der sozialistischen Grundsätze, die Gesetzesbrüche der Stalin-Ära; er wird auch, gleich mit seiner ersten, in der Sowjetunion gedruckten und heiß diskutierten Erzählung „Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch“, als Zeuge für die Gesamtheit der angeblich unveränderten Verhältnisse in der Sowjetunion damals wie heute bemüht.

Im Vorwort der Ausgabe dieser Erzählung bei Droemer/Knaur stellt das Lager, in dem Denissowitsch ums Überleben ringt, „in Wirklichkeit Mikrokosmen jener Gesellschaft überhaupt dar“.³ Die Nutzanwendung für das westliche Lese- publikum wird sogleich gezogen: Solschenizyns Darstellung richte sich auch gegen die „Mythen, die die selbsternannten ‚Freunde der Sowjetunion‘ mit so viel Zuversicht und Arroganz in Umlauf setzten. Als entlarvte Verräter stehen sie nun vor dem wahren Rußland und vor der ganzen Menschheit da.“⁴

Dieser Zeuge des wahren Rußland, laut *Christ & Welt* (20. 8. 71) ein Zeuge aus dem „großen Gefängnis Sowjetunion“, hat „den Charakter des Regimes deutlicher erkannt ... als viele politische Analytiker“.⁵ Gerade die rechtsstehenden Zeitungen — aber nicht nur sie — bestätigen sich an den Büchern Solschenizyns ihre seit den Zeiten des kalten Kriegs feststehenden und allgemein verbreiteten Urteile über den inneren Zustand der Sowjetunion. So erscheint Nicholas Bethell in der *Welt* Solschenizyn als „ein Symbol für Rußlands Leid und Größe“, gleichzeitig aber auch als „Symbol für die Zukunft Rußlands“.⁶

In der Tat erhalten durch die große Publizität von Solschenizyns Biografie die Inhalte seiner Bücher einen erhöhten Wirklichkeitsbezug. Die Person des Autors

¹ S. „Im Kampf mit der Lüge“, A. Solschenizyns nicht gehaltene Nobelpreisrede; *DIE ZEIT*, 1. 9. 1972
FAZ, 10. 6. 1968

² A. S., *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch*, München/Zürich 1963; Vorwort von Max Hayward und Leopold Labedz, S. 9

³ ebd., S. 10

⁴ CHRIST & WELT, 16. 10. 1970

⁵ DIE WELT, 20. 3. 1970

bürgt sozusagen für die dokumentarische Glaubwürdigkeit der Darstellung, ganz besonders in den Augen des zur spontanen Ablehnung aller „sowjetischen Propaganda“ erzogenen breiteren Leserpublikums in der Bundesrepublik.

Welche konkreten Inhalte über den „Charakter des Regimes“ werden nun in diesen Büchern übermittelt?

Gemessen am „Iwan Denisowitsch“, wo der dargestellte Ausschnitt aus der sowjetischen Wirklichkeit Anfang der 50er Jahre sich streng in Raum und Zeit begrenzt, sich auf die peinvoll genaue Wiedergabe der Tagesabläufe des Lagers konzentriert, erscheint das Wort vom „großen Gefängnis Sowjetunion“ schlicht als eine dichterische Verallgemeinerung des Rezidenten. Anders in den Romanen „Krebsstation“ und „Der erste Kreis der Hölle“. Hier wird in der Tradition des Gesellschaftsromans eine Gesamtdarstellung des sowjetischen Lebens der ersten Hälfte der 50er Jahre versucht, des Gefangenenebens wie des gleichzeitigen Zivildaseins.

„Krebsstation“ spielt mitten im zivilen Leben, in einem Provinzkrankenhaus, wo in der vorgeblich zufälligen Zusammenwürfelung der Personen sich das Thema der Gefangenen und Verbannten als das gesellschaftlich wichtigste Problem herausschält. Als Hauptpersonen figurieren ein berufsmäßiger Denunziant („Fragebogenspezialist“) und ein politischer Verbannter; in ihrem Krankenzimmer halten sich zudem ein aus nationalen Gründen Verbannter auf, außerdem ein junger Wachsoldat aus einem Lager, ein Wissenschaftler, der sich aus Furcht vor der Inhaftierung stufenweise degradieren ließ; im Krankenhaus arbeitet ein ehemaliger Lagerarzt sowie eine Krankenschwester, die inhaftiert war und deren Mann in einem Lager verschwunden ist. Durch die Erinnerungen des Fragebogenfunktionärs Rusanow und die Gedanken und Briefe des Verbannten Kostoglotow kommen weitere Gefangenenebensläufe ins Bild; aus dem Gewebe dieser Lebensgeschichten kann der Eindruck entstehen, als habe die sowjetische Gesellschaft in dieser Zeit mit nichts anderem Wesentlichen zu tun gehabt als mit dem Krebsschaden der Lager. Vor diesem Thema verblassen Krieg, Wiederaufbau, Sicherung und Normalisierung der Lebensverhältnisse zur völligen Bedeutungslosigkeit. Einem informierteren Leser als dem bundesdeutschen, dem die sowjetische Literatur und eine vorurteilsfreie Information über die Sowjetunion nicht jahrelang durch massive antisowjetische Propaganda ersetzt wurde, wird man kaum diesen Blickwinkel des Autors als „die“ Schilderung der UdSSR einreden können.

Im einzelnen liefert Solschenizyns Text eine Reihe von Hinweisen, die bei uns herrschende platte Vorurteile über die sowjetische Gesellschaft bestätigen. Das erhöht wiederum sein Ansehen als „Zeuge“. In der Beschreibung der Familie Rusanow aus „Krebsstation“ und der Beamten im „Ersten Kreis“, dem protzigen Neureichtum, den Privilegien „der Funktionäre“ vor der Masse der schwer arbeitenden und ärmlich lebenden Menschen, in der Schilderung von Korruption und Karrierismus lässt sich leicht der Begriff der „neuen Klasse“ assoziieren,

deren Vorhandensein uns im Schulunterricht und durch die Analysen der meinungsbildenden Sowjetologen schon vor langem bewiesen wurde.

In gleicher Richtung wirken die sehr kritischen Äußerungen zum Mangel, den die Bevölkerung leidet und der hauptsächlich auf Pannen der Planwirtschaft zurückgeführt wird. Auch hier fällt dem bundesdeutschen Leser die Identifikation leicht, denn daß Planwirtschaft Mißwirtschaft ist, um diese Erkenntnis haben sich Bildungs- und Publikationssystem bei ihm jahrelang gemüht.⁷

Einen besonderen Bereich bilden die Anmerkungen des Autors zur internationalen Rolle der Sowjetunion. Hier ist das politische Bewußtsein des Bundesbürgers, seine ganze unselige politische Verbildung unmittelbar angesprochen, mittelbar sogar eine der folgenschwersten Entscheidungen, die die bundesrepublikanische Politik in der Nachkriegsperiode getroffen hat.

Im „Ersten Kreis der Hölle“ lässt Solschenizyn Stalin selbst auftreten, wobei er dem Leser dessen geheimste Gedanken und Pläne mitteilt. So erfährt man, daß Stalin im Jahre 1951 immer noch schwer an Hitlers persönlicher Untreue gegen ihn trägt, denn er „hatte ihm vertraut! — Mit Beifall und Schadenfreude hatte Stalin verfolgt, wie Hitler Polen, Frankreich, Belgien unterwarf, wie seine Flugzeuge Englands Himmel verdunkelten.“⁸

Wem dieses Gleichheitszeichen zwischen Hitler und Stalin noch nicht genügt, um den „verbrecherischen Charakter“ der sowjetischen Politik in den vierziger und fünfziger Jahren zu durchschauen, der erhält im gleichen inneren Monolog noch mitgeteilt, daß Stalin einen dritten Weltkrieg beabsichtigt.⁹

Eben dies hat die CDU/CSU zum Zweck der Wiederaufrüstung immer sehr nachdrücklich behauptet. So falsch kann ihre und Dulles' Politik „am Abgrund des Krieges“ also doch nicht gewesen sein? Und wenn es stimmt, daß Solschenizyn der Zeuge für den Charakter des sozialistischen Gesellschaftssystems in der UdSSR ist, dann hat vielleicht Strauß doch recht mit seiner militanten Politik gegen Osten, gegen alle Verständigungsinitiativen und gegen die Verträge von Warschau und Moskau?

Im Umkreis des Themas Krieg und deutsch-sowjetische Beziehungen erzählt der Autor im „Ersten Kreis“ die Geschichte Spiridons: Dieser russische Bauer, einst Dorfarmer, nach der Revolution Kulak, dann Kollektivierungskommissar und Koldhosmitglied, wird auf der Flucht vor den Deutschen von der Front überrollt; er kehrt in sein Dorf zurück, arbeitet als privater Bauer auf dem ehemaligen Kolchosland und schließt sich nach einer Racheaktion der Deutschen den Partisanen an. Nach der Rückkehr der sowjetischen Armee hört er, daß inzwischen seine Familie mit dem ganzen Dorf von den Deutschen „evakuiert“ wor-

⁷ Dem Bewußtsein des bundesdeutschen Lesers ist bisher weitgehend entgangen, daß viele sowjetische Autoren sich kritisch zu Erscheinungen des Lebens in ihrem Land äußern. Die Kritik ihrer Erzählungen, Dramen, Filme usw. ist aber genauer und differenzierter — sie eignet sich weniger zum Einlösen bei uns bestehender pauschaler Vorurteile.

⁸ A. S., *Der erste Kreis der Hölle*, Frankfurt/Main 1968, S. 128

⁹ *Der erste Kreis der Hölle*, a. a. O., S. 136-137

den sei. Er zieht Frau und Kindern hinterher: „... so fuhr er denn weiter nach Sluzk. Dort setzte man ihn samt seiner Familie in einen Zug und gab ihm Essensmarken für die Fahrt an den Rhein.“¹⁰

Im faschistischen Deutschland kamen Spiridon und sein Sohn in einer Mainzer Fabrik unter, Frau und Tochter arbeiteten bei einem Bauern. Wir erfahren, daß der „evakuierte“ Spiridon gegen Ende des Krieges in eine rheinische Augenklinik eingeliefert und geheilt wurde, nachdem er bereits durch eigene Schuld erblindet war. Nach dem Krieg wollten seine Kinder unbedingt wieder nach Hause. Spiridon, noch nicht völlig ausgeheilt, zog in die Sowjetunion zurück. Er glaubte zwar den Versprechungen nicht — es würde alles verziehen werden, man müßte nicht in den Kolchos eintreten, wenn man nicht wollte — jedoch unerwartet trifft ihn schon an der Grenze die ganze Härte des sowjetischen Systems: „Die Jegorow-Familie, die den ganzen Krieg über zusammengeblieben war, wurde jetzt auseinandergerissen ... Frau und Tochter wurden ohne jede Gerichtsverhandlung ins Gebiet von Perm verschickt. Spiridon und die Söhne sperrte man hinter Stacheldraht und verurteilte die Jungen ebenso wie den Vater zu zehn Jahren...“¹¹

Im Lager lehnten es die Ärzte ab, sich um Spiridons Augen zu kümmern, und er erblindete nahezu ganz.

Unbehelligt von historischen Tatsachen wie den „Freiwilligen“-Transporten aus den von Hitler unterworfenen Ländern (für einen russischen Bauern die einzige Möglichkeit zur Zeit des Faschismus, nach Deutschland zu kommen), unbehelligt von der faschistischen Theorie vom slawischen Untermenschen, vom Sklavendasein dieser Arbeiter und den chaotischen Verhältnissen im Deutschland des Jahres 1945, erfährt der Leser durch die Augen Spiridons, wie Schuld und Unschuld, Terror und Humanität in der Welt verteilt sind.

Diese Geschichte Spiridons bewegt sich selbst für den bundesdeutschen Leser hart an der Grenze dessen, was er dem Autor abzunehmen geneigt ist. Der schreiende Gegensatz der Erzählung zu den historisch dokumentierbaren Zuständen in Nazideutschland wird allerdings gemildert durch die pittoresk naive Figur des Bauern, dem man doch wieder eine gewisse Wahrscheinlichkeit seiner Schicksale zuerkennen möchte.

Damit stoßen wir auf die tiefere Schicht der literarischen Wirkung Solschenizyns. Denn als ernst zu nehmende Werke erschöpfen sich seine Bücher nicht in der Episierung der gröbsten antikommunistischen Vorurteile aus der Zeit des kalten Krieges. Solschenizyns eigentlicher Wahrheitsanspruch liegt in der Darstellung der Menschen. Er gibt vor, den wahren, unwandelbaren russischen Menschen zu gestalten, und erst das verleiht seiner Ablehnung des Sowjetischen auch in den Augen kritischer und anspruchsvoller Leser eine tiefere Glaubwürdigkeit.

Die Zeichnung der Personen und ihre Stellung zueinander machen den haupt-

sächlichen literarischen Reiz der Romane Solschenizyns aus, ihre Fabel dreht sich nicht ausschließlich um eine Person, die dann auch rein quantitativ in der Erzählung vorherrscht. Der Hauptheld zeichnet sich durch die Konstellation mehrerer Personen ab, über die annähernd gleich viel erzählt wird. Durch das Abwägen ihrer Meinungen und Haltungen gegeneinander entsteht eine Abstufung zwischen den Personen, je nach ihrer Bedeutung für das Anliegen des Autors. Der Kürze wegen soll hier nur — einigermaßen schematisch — gefragt werden, welche Personen in der Situation der Prüfung und Bewährung (von der alle Bücher ausgehen) versagen und vom Standpunkt des Autors aus verurteilt werden, um so einen Aufschluß über das angewandte Wertesystem zu erhalten. Ohne Einschränkung verurteilt werden Tscheka-, GPU- und NKWD-Angestellte, darüber hinaus Funktionäre des Staates wie Rusanow und der Staatsanwalt im „Ersten Kreis“, überhaupt Nutznießer des bestehenden Gesellschaftssystems (wobei in Solschenizyns Darstellung eigentlich immer Korruption im Spiel ist). Differenzierter als diese grob behauenen „Würdenträger“ wird der junge Geologe Wadim in „Krebsstation“ gezeichnet. Er erinnert an den positiven Helden vieler sowjetischer Bücher: die Krebskrankheit hat ihn aus seiner Forschungsarbeit in einer menschenfernen Gegend geholt, wo er auf eigene Faust, gegen die wissenschaftlichen Autoritäten, das Vorkommen eines volkswirtschaftlich wichtigen Minerals aus bisher nicht für gültig angesehenen Anzeichen erschließen wollte. Noch im Krankenbett widmet er jede Minute dem Studium der einschlägigen Theorien. Er weiß, daß er nur noch wenige Monate zu leben hat, will daher entlassen werden, sobald der Wucherungsprozeß zum Stillstand gebracht worden ist, um sein ganzes weiteres Leben auf seine Arbeit zu verwenden. Wadim wird als ein sympathischer, energetischer und in jedem Falle rational denkender und handelnder junger Mensch beschrieben, als ein seinen Überzeugungen (er ist Kommunist) und seiner Familiensubstitution nach überzeugter Sowjetbürger.

Der Autor läßt auch diesen Helden an der Krankheit und der Nähe des Todes scheitern. Zunächst wird Wadims Ehrgeiz als übersteigertes Selbstgefühl und elitäre Arroganz verdächtigt, denn Wadim akzeptiert die Aussicht auf den Tod nur, weil „ein begabter Mensch den Tod eher begreift als ein Unbegabter“.¹²

Als er die Nachricht vom Tod eines anderen Kranken vernimmt, der seiner eigenen rationalistischen Geisteshaltung diametral widersprach, empfindet er kein Mitleid: „Für die Gesellschaft war Poddujew kein wertvoller Mensch gewesen ... Wertvoll ist die Menschheit nicht aufgrund ihrer enormen Quantität, sondern aufgrund ihrer außerordentlichen Qualität.“¹³

Schließlich zeigt dann dieser mitleidlose Jüngling, als er seine Krankheit vorrücken spürt, Schrecken vor dem Tod und vernachlässigt seine Arbeit, er beginnt an der eigenen Theorie zu zweifeln und forscht nicht weiter. Der Gedanke, mit

¹⁰ ebd., S. 461

¹¹ A. S., Der erste Kreis der Hölle, a. a. O., S. 465

¹² A. S., Krebsstation I, 2. Aufl. Neuwied/Berlin 1968, S. 359

¹³ A. S., Krebsstation I, a. a. O., S. 370

dem er auf seine Rettung hofft, verurteilt ihn moralisch: der Autor läßt Wadim denken, daß sein Leben kostbarer sei als das beliebiger anderer und daß er es deshalb vor allen anderen verdiene, gerettet zu werden. Der „positive Held“ ist damit entlarvt.¹⁴

Bedeutsam für Solschenizyns Wertung der Personen ist weiterhin, daß der in vielem ebenfalls sympathische, kritische und kluge inhaftierte Kommunist Lew Rubin im „Ersten Kreis der Hölle“ moralisch genauso versagt wie Wadim. Er findet sich im Interesse „seiner fortschrittlichen Idee, seiner Flagge“¹⁵ bereit, zur Verhaftung eines anderen beizutragen. In seinen Nachtdenkungen verfolgen ihn jedoch die Erinnerungen aus dem Bürgerkrieg (er ist seit Ende der zwanziger Jahre in Haft), und er ahnt, daß all seine späteren Leiden die Buße für seine und seiner Genossen damalige Taten seien. Die „verzweifelte Seele eines Sünders“¹⁶ erkennt ihm der Autor dafür zu.

Ganz obenan auf der Liste der Schuldlosen, deren moralischem Kern auch die schwerste Prüfung nichts anhaben kann, stehen bei Solschenizyn Menschen aus dem Volk, Bauern, die die Ursachen der ihnen auferlegten Leiden nicht durchschauen, auch nicht nach ihnen fragen, sondern sie ebenso demütig wie zäh ertragen. Sie stehen sozusagen jenseits aller Ideologien und Gesellschaftsordnungen, sie verkörpern in der Sicht des Autors die unveränderliche russische Volkstradition. Sie vor allem haben dem Autor den Ruf eines Schilderers des „ewigen“ russischen Menschen eingebracht. In der Gestaltung von Bauern und anderen einfachen Leuten wirkt in der Tat eine sehr ehrwürdige literarische Tradition, die mit dem Engagement der besten russischen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts für das unterdrückte Volk verbunden ist und aufs engste mit der revolutionären Tradition in Rußland zusammenhängt. Dennoch sind schon in der damaligen Zeit nicht nur die Revolutionäre als literarische und publizistische Anwälte des einfachen Volks aufgetreten. Neben den offenen Apologeten des Zarentums und ihren Legenden über das alleruntertänigste Volk gab es etwa seit der Jahrhundertmitte die Strömung der Slawophilen, die im russischen Bauern jene uralten nationalen Werte bewahrt sahen, die der ewig unzufriedenen und unruhigen Intelligenz leider durch die westliche Aufklärung abhanden gekommen seien.

¹⁴ In die direkte Polemik mit den Topoi der sowjetischen Literatur gehört auch das mehrfach angeführte Zitat aus einem der bekanntesten Bücher der zurückliegenden Jahrzehnte: „Das Teuerste, was der Mensch besitzt, ist das Leben . . .“ — dieser in der Sowjetliteratur und -publizistik häufig zitierte Satz wird in „Krebsstation“ so interpretiert, als empfehle er, sich unter allen Umständen an das Leben zu klammern. Solschenizyn unterscheidet hier dem Schriftsteller N. Ostrowskij einen vulgären Materialismus, während sich eine echte Auseinandersetzung mit dem ganzen Zitat, das durchaus als wirksam in der Erziehung der sowjetischen Jugend gelten darf, gehohnt hätte, da es eine ernstzunehmende gegensätzliche Auffassung vertritt. Es lautet:

„Das Teuerste, was der Mensch besitzt, ist das Leben. Es wird jedem nur einmal gegeben und nutzen muß man es so . . ., daß man sterbend sagen kann: mein ganzes Leben, meine ganze Kraft habe ich der edelsten Sache der Welt, dem Kampf für die Befreiung der Menschheit gewidmet.“ (Nikolaj Ostrowskij, Wie der Stahl gehärtet wurde.)

Gerade im Hinblick auf Ostrowskij Roman erweist sich die häufig wiederholte Behauptung als absurd, Solschenizyn habe das Thema des Todes in die bis dahin problemlos optimistische Sowjetliteratur eingeführt. Ihn unterscheidet von Ostrowskij und anderen sowjetischen Schriftstellern, daß er dieses Thema von der Frage nach dem humanen Sinn und Ziel des individuellen Lebens abtrennt.

¹⁵ A. S., Der erste Kreis der Hölle, a. a. O., S. 231

¹⁶ ebd., S. 483

Bei den Slawophilen wendet sich die anschauliche Kenntnis des gedemütigten und von aller Politik ferngehaltenen Lebens der Bauernmassen zum Hymnus auf den mit nichts vergleichbaren russischen Menschen, der nicht im rationalen Philosophieren, nicht im Streben nach politischer Macht oder materiellem Wohlgehen sein Heil suche und finde, sondern in der Beschäftigung mit den eigenen, Jahrhundertelang angesammelten inneren Werten, seinen einfachen, frommen Bräuchen, vor allem seiner orthodoxen Religion und — der Hingabe für die Person des Zaren.¹⁷

Die Schilderung der einfachen Helden bei Solschenizyn entwickelt sich vom unschuldig und ohne Aufbegehren leidenden Iwan Denissowitsch, dessen historische und gesellschaftliche Umgebung dennoch klar erkennbar bleibt, über den merkwürdig wertfreien Schelmenroman des Bauern Spiridon zwischen Sozialismus und einem unkenntlichen Faschismus zur gleichsam außer und über der Zeit stehenden Bäuerin Matrjona, der Heldin von „Matrjonas Hof“, deren demutsvolle, gläubige Leidensgestalt am Schluß der Erzählung auf einen zeitlos programmatischen Sockel gehoben wird: „Wir alle haben neben ihr gelebt und nicht begriffen, daß sie jene Gerechte war, ohne die, wie das Sprichwort sagt, kein Dorf bestehen kann. — Und keine Stadt. — Und nicht unser ganzes Land.“¹⁸

Die Volksgestalt in „Krebsstation“ erscheint gebrochener, komplizierter, da der ungehobelte und schuldige Polier Poddujew erst im Angesicht des Todes zu Tolstojs Anschauung der alles ertragenden und alles verzeihenden Liebe findet. Außer diesen slawophil stilisierten Volksfiguren erhalten in der Rangordnung der Charaktere nur noch Intellektuelle, die in der vorsowjetischen Zeit verwurzelt sind, eine uneingeschränkt günstige Beurteilung, so der inhaftierte Ingenieur Potapov, der einst als bürgerlicher Spezialist das Kraftwerk Dneproges mitbaut, das verbannte Arztehepaar Kadmin, die Krankenschwester aus — ehemals — guter Familie in „Krebsstation“, der alte Spezialist Gerassimowitsch im „Ersten Kreis“, der — trotz der Aussicht, sich damit die Freilassung zu verdienen — jede Mitwirkung an der Erfindung von Apparaten zurückweist, die zur Anschuldigung und Verhaftung von Menschen beitragen können.

All diese ungeteilt positiv beurteilten Gestalten zeigen in den Romanen keine eigene Entwicklung, und obwohl sie ein gewichtiges Wort in den vorgeführten Debatten mitzureden haben, bleiben sie doch mehr am Rande. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht jeweils ein in seinen Ansichten und Wertmaßstäben noch nicht fertiger Mensch, sein Prüfen von Ansichten und Verhaltensweisen, sein Suchen nach einer für das weitere Leben tragfähigen Haltung. In diesem Sinne sind der kranke Verbannte Kostoglotow in „Krebsstation“ und der inhaftierte junge Ingenieur Nerschin im „Ersten Kreis“ die Hauptfiguren dieser Romane. In dem, was sie akzeptieren oder verwerfen, werden die Denkart und das moralische Ideal des Autors erkennbar. Als wichtigster Punkt wäre hier die grund-

¹⁷ Näheres dazu in: Rannie slawjanofly (A. S. Chomjakow, I. V. Kireewskij, K. S. i N. S. Aksakow), hrsg. von N. L. Brodskij, Moskau 1910

¹⁸ A. S., Matrjonas Hof, in: A. S., Im Interesse der Sache, Neuwied/Berlin, 1970, S. 56

sätzliche Polemik gegen den Materialismus zu nennen, die in vielen wesentlichen Fragen durchgeführt wird: in der Konzeption des Individuums, der Frage von Leben und Tod, der Moral, des leiblichen Wohlergehens, der sinnlichen Genüsse und des menschlichen Leidens. Dabei wird die Religion als positive menschenprägende Kraft anerkannt und gewürdigt.¹⁹

Überhaupt zeigt sich in den gestalteten Situationen die von idealistischen Grundsätzen ausgehende Weltanschauung der materialistischen überlegen, da ihre Anhänger moralisch nicht versagen. Diese Einordnung der Weltanschauungen entspricht völlig dem slawophilen Gedankengut, das nach der Jahrhundertwende wieder eine Rolle im geistigen Leben Rußlands zu spielen begann und nun mit politischen Ideen einer bürgerlich gemäßigten Autokratie besetzt wurde.²⁰

In diesem Rahmen ist auch die Verurteilung der materialistischen Erziehung der sowjetischen Jugend zu sehen. Der Autor erklärt, man habe ihr Mitleid, Güte und Gewissen aberzogen. Eine direkte Konfrontation zwischen der Religion und dieser Erziehung findet in der Skizze „Die Osterprozession“ statt, wo eine Gruppe von Arbeiterjugendlichen als eine Ansammlung von Rowdies dargestellt wird, die die Gläubigen in der Ausübung des Ritus stören. Der Autor prophezeiht, diese Rohheit werde sich einst gegen die richten, die sie herangezogen hätten.

Wichtig für Solschenizyns Helden, soweit sie eine positive Entwicklung durchmachen, ist ihre Auffassung vom Individuum. Sie gewinnen die Überzeugung, daß das Individuum am ideellen Grundprinzip dieser Welt teilhabe: „Manchmal fühle ich es ganz deutlich, daß in mir mehr als ein bloßes Ich ist. Etwas Unsterbbares, Erhabenes! Ein winziger Teil des Weltgeistes.“²¹

Dies sagt in „Krebsstation“ eine der Nebenfiguren, ähnlich sagt es Nerschin, der während der Haftzeit wahrhaft „ins Volk“ gegangen war, aber erkannt habe, daß die Menschen des Volks ihm nichts voraus hätten: „Den meisten fehlt überhaupt jeder feste Standpunkt, der wichtiger sein mußte als das Leben selbst. — Was übrig blieb, war die Treue zu sich selbst.“²²

Die Treue zu dem individuellen Kern, der auf mystische Weise aus der Transzendenz in den Menschen gekommen ist und den man durch ein vergeistigtes Leben in sich weiterentwickeln kann, wird als der Garant jeder tragfähigen individuellen Moral gesehen. Außerdem wird über diesen Kern der Persönlichkeit die Summe der Menschen eines Landes zum „Volk“: „Nicht durch Geburt, nicht durch die Arbeit ihrer Hände und nicht auf den Flügeln ihrer Bildung

¹⁹ Marxist ist Solschenizyn ganz entschieden nicht. Marcel Reich-Ranickis Formel von Solschenizyns „gläubiger Beziehung zum Kommunismus“ sagt gar nichts aus. (Vgl. M. R.-R., Die zweite Regierung, in: DIE ZEIT, 16. 10. 1970)

²⁰ Hierzu der programmatiche Sammelband „Vechi“, 2. Aufl. Moskau 1909, an dem Berdjaev, Bulgakov, Struve u. a. mitarbeiteten. Reprint Frankfurt/Main 1967, mit einem aktualisierenden Vorwort des Verlages (Posev).

²¹ A. S., Krebsstation II, Neuwied/Berlin 1969, S. 260

²² A. S., Der erste Kreis der Hölle, a. a. O., S. 454

schließen sich die Menschen zum Volk zusammen. Was sie bindet, ist die Seele. Die Seele aber schmiedet sich jeder selbst, von Jahr zu Jahr.“²³

Auch in diesem Fall greift Solschenizyn auf die politisch genutzte slawophile Tradition jüngerer Zeit zurück. In dem erwähnten Sammelband „Vechi“ erklären die Ideologen einer konstitutionellen Entwicklung Rußlands immer wieder, daß der Angelpunkt ihres Denkens nicht die gesellschaftlichen Interessen, sondern die persönliche Verantwortung des Individuums sei, und werfen den Marxisten vor, daß sie eben diese persönliche Verantwortung des Menschen ignorierten.

Wenn der Mensch nicht ein materielles, sondern ein im Kern ideelles Wesen ist, muß alle Veränderung auch hier ansetzen, d. h. nach dieser idealistischen Theorie muß der Mensch erst erzogen werden, damit sich die Gesellschaft — langsam, langfristig — ändert. Daher muß auch das schon gebildete Individuum auf das Volk einwirken. So wird Nerschin nicht eins mit dem Volk, sondern weiß sich ihm überlegen. Wie die Vechi-Autoren gibt Solschenizyn die demokratischen Elemente der Narodniki-Ideologie auf und macht ihre Umwandlung zu einer idealistischen „Reform durch Erziehung“ mit.

Den Gegenwautsautor Solschenizyn mit einer geistigen Tradition in Verbindung zu bringen, die seit 1917 in der Sowjetunion keine politische und gesellschaftliche Entfaltungsmöglichkeit mehr hat, mag zunächst abwegig oder willkürlich erscheinen. Jedoch die russische Tradition beschäftigt Solschenizyn ausdrücklich in allen seinen Romanen, in den meisten seiner Erzählungen und Skizzen. Er greift dabei gerade auf das zurück, was die nichtrevolutionäre Tradition des Denkens im Rußland des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts ausmacht. In dieser Weise wird Tolstojs Anschauung, daß die Menschen von der christlichen Liebe leben — woraus Tolstoj dann den Grundsatz „Widerstehe nicht dem Bösen“ formulierte — in „Krebsstation“ empfohlen. Wadim, der für sich diese Anschauung „Pfaffengeschwätz“ nennt, wird genau im slawophilen Sinn als ein westlich-rationalistisch Verbildeter und der wirklichen Seele des Volkes Entfremdeter gezeigt. Den umgekehrten Weg ging der Wissenschaftler Schulubin, der von sich sagt, er habe den dialektischen Materialismus studiert, den er aber in der Krebsstation offenbar schon weit hinter sich gelassen hat. Schulubin tritt für den „ethischen Sozialismus“ ein, in dem die Menschen nicht nach Glück streben sollen, sondern nach „gegenseitiger Sympathie“ („Liebe“ im Tolstojschen Sinn). Indem er seine Vorstellungen über eine wünschenswerte Gesellschaft darlegt, beruft er sich auf den religiösen Philosophen Wladimir Solowjew.²⁴

Schulubin beklagt, daß die junge Generation von den russischen Denkern der Jahrhundertwende nichts wisse. Er ficht eine Auseinandersetzung mit Wadim über das Verhältnis von Wissenschaft und Ethik durch, in der Wadim hoffnungs-

²³ A. S., Der erste Kreis der Hölle, a. a. O., S. 454

²⁴ Wladimir Solowjew (1853 — 1900) sieht den Sinn des menschlichen Lebens im Ende der Geschichte, wie es schon in der Offenbarung Johannis prophezeit sei. Leben und Denken entstehen nach S. aus mystischen religiösen Quellen und kehren auch dorthin wieder zurück. (Siehe u. a. Wl. S., Kurze Erzählung vom Antichrist, München 1952)

los unterliegt, denn ihm, dem angeblichen Marxisten, fällt nichts weiter ein, als zu sagen, die Wissenschaft sei „interessant“ und nütze dem Menschen ohne alle weiteren Beigaben. Hier hakt Schulubin leicht ein, um beide Begriffe gegeneinander auszuspielen und eine abstrakte Ethik über die Wissenschaft zu stellen. Die Frage, in welcher Weise die Wissenschaft gesellschaftlich betrieben und genutzt wird, taucht in dem Disput nicht auf — eine Verengung, die auch das ausschließlich religiös bestimmte Denken Solowjews kennzeichnet. Schulubin zitiert mit ausdrücklicher Namensnennung Solowjews Meinung zur Ökonomie, die übrigens der geäußerten Meinung über die Wissenschaft genau parallel läuft: „Wladimir Solowjow entwickelt ganz überzeugend den Gedanken, daß man die Ökonomie auf der Sittlichkeit aufbauen kann und muß.“²⁵

In dem Zusammenhang äußert sich Schulubin näher zu der seiner Ansicht nach idealen Staatsform, dem „ethischen Sozialismus“. Der Kapitalismus sei von der Geschichte verurteilt, denn „wenn man die privaten Unternehmer nicht in die Zange nimmt, werden aus ihnen Raubtiere und Börsenleute, die ihre Wünsche und Begierden nicht zügeln wollen oder können“.²⁶

Wenn man also die Wünsche und Begierden der Kapitalisten „zügelt“, wäre die Existenzbedingung des ethischen Sozialismus erfüllt? Das Profitmotiv, das man vielleicht noch mit dem psychologischen Ausdruck „Wünsche und Begierden“ gleichsetzen könnte, kann man auf die Dauer nicht zügeln, sondern nur abschaffen. Dem Kapitalismus Zügel anzulegen und das Ergebnis als Sozialismus zu verstehen, entspricht eher einem sozialdemokratischen Reformprogramm, wie ja auch der „ethische Sozialismus“ aus der reformistischen Tradition der Sozialdemokratie stammt.²⁷

Der Hauptheld des Buches und Gesprächspartner Schulubins lässt sich ohnehin nicht auf das Wort Sozialismus festlegen und antwortet, daß das private Unternehmertum auch seine guten Seiten habe. (Dafür werden in dem Buch Beispiele genannt: Gemüsespekulanten, die das schwerfällige Versorgungssystem des Staates unterlaufen; der alte Bauer, der Birkenschwamm als Heilmittel gegen Krebs verkauft. Der Funktionär Rusanow gerät über diesen Privathändler in einen Konflikt: er möchte lieber den Schwamm vom Gesundheitsministerium zugeordnet bekommen, muß aber zugeben, daß es Jahre dauern würde, bis das Ministerium das Heilmittel geprüft und genehmigt hätte; er beauftragt am Ende seine Frau mit der Transaktion.) Als Idealfall eines privaten Unternehmers wird groteskerweise ein alter Arzt geschildert, der nicht mehr im staatlichen Krankenhaus arbeitet und persönlich noch fest mit den vorrevolutionären Traditionen verbunden ist. Im Gespräch mit seiner Schülerin erläutert er seine Ideen von der

²⁵ A. S., Krebsstation II, a. a. O., S. 206
²⁶ ebd., S. 203-204

²⁷ Die Möglichkeit einer Entwicklung Russlands unter sozialdemokratischem Vorzeichen taucht einmal in den Träumen der Häftlinge des „Ersten Kreises“ auf, als sie vermuten, die gegenwärtige Regierung sei gestürzt, die Wahlen zur verfassunggebenden Versammlung würden vorbereitet (dies als Alternative zur Sowjetverfassung gesehen), und das Land hätte bereits eine sozialdemokratische Regierung. (Vgl. A. S., Der erste Kreis der Hölle, a. a. O., S. 388)

Überlegenheit der privaten Arztpraxis über die staatliche Gesundheitsfürsorge: Im Ambulatorium warte der Patient mit einer Nummer und vertraue dem Arzt, den er nicht kennt, seine geheimsten Befürchtungen doch nicht an. Kostenlos, wie im jetzigen System, könne die private Behandlung freilich nicht sein. Der Arzt schlägt vor, der Staat solle die Mittel der Gesundheitsfürsorge dem Einzelnen auszahlen, damit dieser das Geld selbst für den Arzt ausgebe. Auf die Frage, was denn geschehe, wenn ein Einzelter so krank sei, daß seine Mittel für den privaten Arzt nicht ausreichen, antwortet der freundliche, gütige alte Arzt nach der unerbittlichen Raison des Privatunternehmers: „Ja, sollen doch die neuen Gardinen und das zweite Paar Halbschuhe zum Teufel gehen, wenn die Gesundheit auf dem Spiel steht! ... Man weiß doch gar nicht, wieviel die Menschen für eine individuelle Behandlung geben würden. Doch an wen sollen sie sich wenden? Überall der Plan, die Arbeitsnorm, der Nächste bitte! ...“²⁸

Solschenizyn und der Arzt erwägen mit keinem Gedanken, welche Inhumanität gerade darin liegt, daß der Arzt gezwungen wird — wie etwa in den überfüllten Praxen der Kassenärzte unserer Großstädte — sich gegenüber dem Patienten als privater Unternehmer zu verhalten. Die Frage der so entstehenden Privilegien und bedrohten Breitenwirkung der medizinischen Versorgung interessiert im Gedankengang des Buches nicht — statt dessen wird die förderliche Wirkung des Hausarztes auf die Erziehung der Jugend durch individuelle Gespräche zwischen Arzt und Heranwachsenden herausgestellt. Durch diese Gespräche, die insbesondere auch die Sexualerziehung betreffen würden, soll der herrschende Zustand der Verrohung der Jugend beendet werden. Die moralische Überlegenheit privaten Unternehmertums mindestens auf medizinischem Gebiet gilt damit im Rahmen des Buchs für unanfechtbar, um so mehr, als dieser Arzt bewußt nach der Konzeption des Individuums lebt, die auch der Autor für richtig hält.

Nachdem Solschenizyn in seinen Büchern mehrfach versucht hatte, die durch die Revolution verschütteten geistigen Ströme wieder freizulegen, überrascht es nicht, daß er sich in seinem neuesten Roman der Gestaltung der vorrevolutionären Zeit zuwandte, wodurch er diese Anschauungen unmittelbar in ihrer gesellschaftlichen und individuellen Wirkung zeigen kann. „August 14“, ein nicht nur im Thema historisches Werk, reproduziert mit erstaunlicher Genauigkeit die Werturteile jener mit nationalistischem Akzent bürgerlichen Richtung, die am deutlichsten und vollständigsten in den „Vechi“ ihre Maßstäbe und Ziele darlegte.²⁹

²⁸ A. S., Krebsstation II, a. a. O., S. 181

²⁹ Die Schrift, nach der Revolution 1905 verfaßt, versucht Lehren aus diesem Geschehen zu ziehen. Den Ausgangspunkt bildet die Absage an die radikalen und zerstörerischen Kräfte, die sich in der Revolution gezeigt hätten. Die russischen Intellektuellen sollen sich von diesen Kräften abwenden und für eine langsame reformatorische Aufbauarbeit im Lande gewonnen werden. Die wichtige Stütze, die sie dabei in der Religion finden können, die Identifikation mit den slawophil verstandenen nationalen Werten, die wohlstandsbringende Natur des Kapitalismus und die notwendige Abkehr von Materialismus und Marxismus werden besonders hervorgehoben.

Thema des Buchs ist der Krieg Rußlands gegen die äußeren Feinde, die das Vaterland bedrohen. Ein Begriff wie „Imperialismus“, der Datumsangabe 1914 immerhin angemessen, taucht dem Wort und der Sache nach in den Überlegungen des Autors nicht auf.

Der Roman spielt fast ausschließlich in den besseren Kreisen der damaligen Gesellschaft, er spart nicht mit Kritik, wenn es um den untätigen „überflüssigen Menschen“ der Oberschicht geht, der schwach und unentschieden vom Reichtum seiner Familie lebt, ohne sich zu positivem Tun — das heißt hier: Teilnahme am Krieg — entschließen zu können. Aus der gleichen Atmosphäre kommen aber auch idealistische Jünglinge, Studenten, die sich freiwillig an die Front melden, wobei sie — wie der Autor nicht verschweigt — voller romantischer Illusionen stecken. Der eine dieser Studenten wird als Tolstoj-Anhänger beschrieben — als solcher müßte er eigentlich Pazifist sein, aber die Lage des Vaterlands hat seine Anschauungen verändert. Gleichzeitig wird er auch „Narodnik“ genannt, weil er zu Haus in den Ferien Landarbeiten verrichtet und sich den Bauern nahe fühlt. Sein Vater, dessen neu erwirtschafteter Reichtum ihm das Studium ermöglicht, gehört zu den wenigen erfolgreichen Landwirten im vorrevolutionären Rußland. Von den schrecklichen sozialen Mißständen, der Verarmung des allergrößten Teils der Bauern erfahren wir unter diesem Blickwinkel der Erzählung nichts. Der Autor hat auch darauf verzichtet, einen ernst zu nehmenden Narodnik, einen Sozialrevolutionär etwa, zu zeichnen; daher entfällt auch die Auseinandersetzung mit ihren Ideen, die von der *realen* Lage der Bauern ausgingen und eine Revolution für notwendig und unumgänglich ansahen. Zwar werden im Laufe der Handlung zwei Anhänger der Partei der Sozialrevolutionäre vorgestellt, aber sie sind nur Raisonneure, die Tochter eines wohlhabenden Ingenieurs und ihr Freund. Ihre politischen Meinungen werden als alberne Launen und antiautoritäre Mäkelei an dem tüchtigen Vater hingestellt, auf dessen Kosten die Tochter lebt.

In dem Buch tritt auch ein Bolschewik auf; jedenfalls muß man annehmen, daß Lenartowitsch einer ist, da er als Anhänger der einzigen Partei vorgestellt wird, die eine Teilnahme am Krieg strikt ablehnt.⁸⁰

Lenartowitsch wird eingezogen; fortan beschäftigt ihn nur, wie er sich den widerwärtigen Unannehmlichkeiten des Krieges entziehen kann. Er träumt von dem „freien illegalen“ Leben seiner Genossen im Ausland und erweist sich an der Front als ein Feigling, dem das Vaterland auch dann nichts wert ist, als

⁸⁰ Diese Position der Bolschewiki, die sich als einzige Partei an die Beschlüsse der Sozialistischen Internationale hielten und dem im Lande entfachten nationalistischen Taumel widerstanden, erscheint im Rahmen dieses Buches, das das Wort Vaterland zuweilen mit großen Buchstaben schreibt als völlig undiskutabel. — In diesem Punkt stimmt die Blickrichtung des Autors nicht nur mit den damals herrschenden politischen Kräften überein, sondern auch wieder mit dem Philosophen Solowjew, der sich zur Frage der Teilnahme am Krieg wie folgt äußert: Der Staat schütze die „Schwachen und Schuldlosen“ vor der Gewalt von Missetätern“ . . . „In der Kollaktivorganisation eines solchen Schutzes beruht auch gerade die Bedeutung der Kriegsmacht des Staates, und ihn so oder so zu unterstützen, in dieser Sache der Menschenliebe, ist die sittliche Pflicht einer jeden, die durch keinerlei Mißbrüche des Staates aufgehoben wird.“ Vladimir Solowjew, *Die nationale Frage im Lichte der Sittlichkeit. Der Sinn des Krieges*, München 1920, S. 107.

ihm der Feind gegenübersteht. Diese Gestalt bleibt Karikatur: Lenartowitsch denkt in solchen Allgemeinplätzen, seine phrasenhaften Verurteilungen des Krieges sind in der Optik der Erzählung so durchsichtig Rechtfertigungsversuche seiner Feigheit, daß es schwer ist zu glauben, Solschenizyn habe hier wirklich einen Marxisten darstellen wollen. Jedoch das Buch erhebt immerhin den Anspruch, die Situation des Landes in einer historisch genau bestimmbaren Situation zu schildern, zu einer Zeit, als die Position der Marxisten für dieses Land nicht ganz irrelevant war (wie man mindestens rückschauend feststellen kann), aber ein anderer des Marxismus Verdächtiger kommt in dem Werk nicht vor. Schließlich wird Lenartowitsch noch verspottet, da ein tüchtiger russischer Offizier seine Desertion verhindert, so daß er in jämmerlichem Zustand nun doch, unter fachmännischer Kontrolle, dem Vaterland dienen muß. Bei aller Flächigkeit und Starre dieses Charakters findet der Autor einen biografischen Umstand erwähnenswert, der an die Familiengeschichte der Uljanows erinnert: Lenartowitsch, so wird erzählt, trägt einen Namen, der manchem seiner Gesprächspartner aus einem Attentatsprozeß geläufig ist. Ein naher Verwandter wurde damals zum Tode verurteilt; jedoch entsprechend der späteren Datierung von „August 14“ handelt es sich nicht, wie bei Lenin, um den älteren Bruder, sondern um einen Onkel.

Einigermaßen differenziert kommen die Offiziere des zaristischen Heeres ins Bild. Der Autor lehnt deutlich den in der Heereshierarchie verbreiteten Karrierismus und das ignorante Bürokratentum ab, das die Bewegungen des Heers zur Ineffektivität verurteilt. Auch hier geht der Autor von der nie in Zweifel gezogenen obersten Notwendigkeit der „Vaterlandsverteidigung“ aus, wie auf der anderen Seite damals die großdeutschen Nationalisten, die alle, die sich ihrem Kriege nicht begeistert anschließen wollten, als vaterlandslose Gesellen diffamierten.

Unter den Offizieren ragt die Gestalt des Generals Samsonow heraus, der sich trotz besserer Einsicht gegen die schwerfällige Kriegsmaschinerie nicht durchsetzen kann und wissend einer katastrophalen Niederlage entgegengeht. Sein Untergang wird in allen Einzelheiten geschildert: wie er als tief gläubiger Mensch mit seinem Gott, vor dem er sich schuldig fühlt, ins Reine kommt, wie er, trauernd im Vorgefühl der Niederlage, von den Soldaten Abschied nimmt. Der Autor nennt diesen Abschied „vorpetrinisch“, altrussisch also. Wie anschließend die Soldaten hingemäht werden, wird summarischer und sachlicher berichtet. Solschenizyn hält sich hauptsächlich an eine tapfere Einheit, der es gelingt, sich durchzuschlagen. Das Volk oder Menschen aus dem Volk rücken in diesem vom patriotischen Gedanken getragenen Werk seltener ins Blickfeld. Von allen diesen gewinnt nur eine Person genauere Kontur, nämlich der gescheite, lernbegierige und treue Blagodarjow („der Dankbare“), der dem tüchtigsten der Offiziere freiwillig durch das Chaos der Front folgt und der vielleicht in der Armee noch eine Zukunft hat. In einer der wenigen Szenen, wo das Volk als Teil der Armee

zu Wort kommt, fragt der General Artamonow seine „Leute“ nach ihrem Namenspatron, damit sie auch wissen, zu wem sie beten sollen. Viel kommt dabei nicht heraus, die Bauern nennen ihre dörflichen Bezeichnungen der Heiligen- und Kirchenfeste, mit denen der General nichts anfangen kann. Zuletzt fragt er, ob auch alle ihr Kreuz angelegt haben: „Was denn sonst ... Alle!“ antwortete Mütterchen Rußland zwölftstimmig, fast beleidigt.“³¹ Ein anderes Mal plündern die sonst gutartigen Soldaten eine besetzte deutsche Stadt und bringen so ihren idealistischen jungen Offizier in arge Gewissenskonflikte.

Der Autor sieht die Triebkraft für Rußlands weitere Entwicklung keineswegs im Volk. Auch das entspricht schon der alten slawophilen Konzeption: das Volk hat seinen Glauben, seine Bräuche und sein unverwechselbares Lebensmilieu und ist sich damit selbst genug. Um Politik kümmert es sich nicht. Die Ideologen der Jahrhundertwende fügen hinzu, daß auf der zu den heimischen Werten zurückgekehrten Intelligenz Rußlands Zukunft beruhe. Sie müsse helfen, das Volk zu erziehen. Hoffen für Rußlands Zukunft läßt unter diesen Umständen vor allem die Gestalt des jungen Generalstabsoffiziers Worotynzew, der sich ganz selbstständig müht, den Kriegsapparat rationaler und funktionabler zu machen. Es wird darauf hingewiesen, daß er im ganzen Land nicht der Einzige ist, denn an der Generalstabsakademie habe sich eine Gruppe von Offizieren zusammengeschlossen, die erkannte, was dem modernen Rußland not tat: „moderne Technik, moderne Organisation und rasche, sprudelnde Intelligenz“.³² Alle anderen, vom Zaren bis zu den Revolutionären, hatten zu dieser Zeit nach Einschätzung des Autors noch gar nicht wahrgenommen, daß Rußland unwideruflich in die „Neue Zeit“ hinübergerollt war.

Außer diesen Offizieren hatte bald auch eine „Handvoll Ingenieure“ den Zug der Zeit erkannt. Diese Zukunftshoffnung Rußlands nimmt in der weiteren Erzählung eine konkrete Gestalt an. Der Ingenieur Obodowskij, ein ehemaliger Anarchist, hat sich inzwischen ganz dem SCHAFFEN³³ zugewandt, er baut in Rußland technisch perfekte Mühlen, um dem Fortschritt durch Erweiterung der Produktion zu dienen. In einem Streitgespräch mit revolutionär gesinnten jungen Leuten, die ihm gegenüber nur albern und anmaßend erscheinen, antwortet er auf die Frage, welche Art Produktion er denn entwickeln wolle, er selbst habe durch ARBEIT erfahren, daß „es weder eine kapitalistische noch eine sozialistische Produktion gibt, sondern nur EINE EINZIGE: jene, die zu dem Wohl-

³¹ A. S., August 14, Neuwied/Berlin 1971, S. 290

Drei und ein halbes Jahr später hatte sich aus diesem treuherzigen Volk der Petrograder Soldaten-sowjet herausentwickelt, der den Befehl Nr. 1 an die hochwohlgeborenen Offiziere richtete, in dem „Mütterchen Rußland“ mehr als zwölftstimmig spricht: „... ebenso wird das Titulieren der Offiziere mit Exzellenz, Wohlgeboren usw., abgeschafft und wird durch Wendungen Herr General, Herr Oberst usw. ersetzt. Grobes Verhalten, unter andrem das Duzen gegenüber den Soldaten, wird verboten ...“ (zitiert nach: Valentin Gittermann, Geschichte Rußlands, Bd. III, Frankfurt/Main, Wien, Zürich 1965, S. 634)

³² Schreibweise nach der Lüdterhand-Ausgabe

stand der Nation beiträgt, der gemeinsamen materiellen Grundlage, ohne die kein Volk bestehen kann.“³⁴

In gleicher Weise argumentierten schon die Vechi-Autoren gegen die Sozialisten. Diese verschwendeten sich angeblich im unproduktiven Kampf für die „Idee der Verteilung“ und nähmen an der Schaffung eines nationalen Vermögens nicht teil. Daher bleibe ein Sozialist immer „im metaphysischen Sinne unfruchtbar und ... führt ein parasitäres Leben am Volkskörper“.³⁵ Der Autor wertet es positiv, daß Obodowskij sich von diesem „Parasitentum“ abgewandt hat. Er selbst erzählt, nur früher habe ihn am meisten die Frage der Verteilung beschäftigt, jetzt die des „Schaffens“. „Wenn viel geschaffen wird, wird auch bei fehlerhafter Verteilung keiner leer ausgehen.“³⁶

Obodowskij verteidigt den Kapitalismus gegen den Anwurf der jungen Leute, daß er eine Ausbeuteordnung sei, und hebt dabei insbesondere die gesellschaftlich nützliche Rolle des Kapitalisten als eines „Organisators“ der Produktion hervor. Mit diesen Ansichten spricht er nicht nur für sich allein, er tritt als Mitglied des „Vereins der Ingenieure“ auf, der entschlossen sei, in dem skizzierten Sinne die Zukunft Rußlands in die Hand zu nehmen. Diese Zukunftsperspektive ist durch die Oktoberrevolution dann zerknickt worden.

Mit einem solchen, in der bundesrepublikanischen Literatur seltenen Eintreten für den Kapitalismus kann der Autor mindestens auf einen dankbaren Fördererkreis aus den Reihen der Unternehmerschaft rechnen. Das steigert nochmals Reklamechancen und Verbreitungsmöglichkeiten seiner Bücher in diesem Land. An diesem Punkt ist also wieder die äußere, oberflächliche Schicht der Wirkung des Autors Solschenizyn bei uns angesprochen. Dabei zeigt sich, daß zwischen den einzelnen Ebenen seiner Wirkung Querverbindungen bestehen.

Der eigentliche Kern seines Erfolges in der Bundesrepublik besteht jedoch paradoxerweise im Rückzug Solschenizyns auf die slawophile Kulturtradition des 19. und ihre Fortsetzung im 20. Jahrhundert, die sich politisch als großrussischer Nationalismus artikuliert hat. Denn gerade diese Richtung hat bei uns sehr lange und gründlich die Meinung darüber geformt, was als wirklich russisch zu gelten hat. Bei Vernachlässigung der anderen Aspekte der russischen Literaturrentwicklung wurde die mystisch-religiöse Tradition zum Kennzeichen der russischen Literatur und Kultur und schließlich zum Wesen des russischen Menschen schlechthin erhoben. Dieser Tatsache verdanken wir unter anderem, daß Puschkin, der Klassiker der russischen Literatur, auch im Bewußtsein derer, die wissen, daß es sich hier nicht um einen Wodka-Fabrikanten handelt, ein leerer Name geblieben ist. Nicht einmal ein Name geworden ist bei uns der große Versdichter der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, N. A. Nekrassow.

³⁴ A. S., August 14, a. a. O., S. 718

³⁵ S. L. Frank, Etika nigliizma, in: Vechi, Moskau 1909, S. 199

³⁶ A. S., August 14, a. a. O., S. 720. Vgl. dazu die „Vechi“: „Es ist Zeit, von der Verteilung und dem Kampf für sie zu einem kulturvollen Werk überzugehen, zur Schaffung des Reichtums.“ (ebd. S. 200) Daß sich diese Einstellung sehr wohl mit den alten slawophilen Werten zusammenspannen läßt, zeigt der Schluß von Franks Artikel: „Vom unproduktiven, antikulturellen Nihilismus müssen wir zum schöpferischen, kulturschaffenden religiösen Humanismus übergehen.“ (ebd. S. 210)

Diese Entwicklung scheint mit der allgemein konservativen Prägung Gründerschlands zusammenzuhängen, die den Austausch von Ideen dieser Richtung erleichterte, sie scheint auch innerlich verbunden mit dem gleichzeitigen Unbehagen vieler Gebildeter an der ererbten Kultur, die der bürgerlichen Aufklärung verpflichtet war. Im Lichte dieses Unbehagens erschien um die Jahrhundertwende die angeblich religiös bestimmte russische Kultur als ein stimmiges Gegenbild zur eigenen brüchig gewordenen Tradition. In diesem Sinn spricht Thomas Mann von der Wirkung der russischen Literatur auf den „Sohn des 19. Jahrhunderts, der bürgerlichen Epoche“. Er setzt den Einfluß des „russischen Wesens“ mit dem Nietzsches und dessen Ziel einer „konservativen Revolution“ in Parallelle: „Uns aber scheint, daß, seit Gogols Tagen, der Kampf um das ‚Reich‘, um das neue Menschentum und die neue Religion ... nirgends kühner und inniger geführt wird als in der russischen Seele.“³⁷

Es wäre allgemein aufschlußreich, die Wirkungsbereiche der gleichzeitigen Vermittlung von — vereinfacht gesagt — konservativer und progressiver russischer Kulturtradition in der Weimarer Republik zu untersuchen, das Wirken der nun in Westeuropa lebenden Autoren wie Berdjaew, Struwe, Mereschkowskij, die Nachwirkung Solowjows und einer einseitigen Dostojewskij-Interpretation gegenüber der Einflußnahme des Malik-Verlags und dem persönlichen literarischen Austausch zwischen sozialistischen deutschen und sowjetischen Schriftstellern. Für unsere Frage nach den tieferen Gründen für Solschenizyns Wirkung in der BRD sind diese Zusammenhänge nicht so wichtig. Wichtig aber ist, daß diese in sich widersprüchliche Vermittlung im nachfaschistischen Deutschland aufgespalten wurde wie das Land selbst. In der Bundesrepublik fand die Tätigkeit des Malik-Verlages keine Fortsetzung, die sowjetische Literatur wurde inkriminiert, dagegen erlebten die Autoren der konservativen Richtung, ihre Sicht und ihre die Auswahl der Publikationen beeinflussende Wertung eine beachtliche Renaissance. Eine besondere Nachwirkung erfährt der nun als Religionsphilosoph empfohlene Vechi-Autor Berdjaew, und auch Wl. Solowjow wird mit vielen deutschen Einzelausgaben und einer Gesamtausgabe (veranstaltet vom Slawistikordinarius L. Müller) gewürdigt.³⁸

Aus dem sicheren Abstand der siebziger Jahre erkennt man relativ leicht, daß diese Linie der Tradition in wünschbarster Weise zusammenging mit der offiziellen antisowjetischen Stoßrichtung der Adenauer-Ära. Wenn auch die russische Seele“ dem Abendland fernzustehen schien, so bestätigten doch Berdjaews Überlegungen zum „neuen Mittelalter“, auf das sich die Welt hin entwickelte, im wesentlichen die CDU-Konzeption christlicher Politik. Nach Berdjaew haben sich die Nationen überlebt, es sei an der Zeit, dem Internationalismus der Sozialisten den „christlichen Universalismus“ entgegenzusetzen und auf diese Weise

³⁷ Th. Mann, Russische Anthologie (geschrieben 1921), in: Th. M., Gesammelte Werke, Bd. X, S. Fischer-Verlag 1960, S. 597 — 598

³⁸ Die Slawistik an den bundesdeutschen Universitäten, darin vor allem D. Tschischewskij und F. Stepun, hat die Verbreitung dieses Rußlandbildes beträchtlich gefördert.

die Einheit der Welt zu verwirklichen. Die militante christliche Missionsideologie ließ sich in der Wiederaufrüstungsperiode der Bundesrepublik recht gut nutzen: „Wiederum steht vor den christlichen Völkern die Frage, ob es ihnen auch ernst sei mit dem Christentum, und ob sie ihren ganzen Willen für seine Verwirklichung einsetzen wollen. Wenn die christlichen Völker nicht die stärkste geistige Anspannung zur Verwirklichung des christlichen Weges aufbringen, wenn sie nicht die größte Aktivität entfalten, so wird der atheistische Kommunismus den Sieg über die Welt davontragen.“³⁹

Auch Solowjows „Kurze Erzählung vom Antichrist“, die eine ganze Kette westdeutscher Auflagen erlebte, betreibt eine solche Selbstdarstellung des „echt russischen“ Wesens und Denkens und fügt sich genauso bruchlos in den Geist der 50er Jahre ein. Das von Solowjow erwartete „Ende der Geschichte“ wird in dieser Erzählung dichterisch gestaltet: die Menschheit wird unter einer weltlichen sündhaften Herrschaft vereinigt und in tiefster sittlicher Erniedrigung erlebt sie den endgültigen Zusammenbruch durch einen Mongolensturm,⁴⁰ der die Prophezeiung der Apokalypse erfüllt.

An dieses so gezüchtete Bild vom russischen Wesen, das in den letzten Jahren zwar ein wenig verblaßt ist, aber nie bewußt überwunden wurde, kann Solschenizyn und können seine Verleger in der Bundesrepublik anknüpfen. Der Autor röhrt beim Leser an längst gezogene Saiten, wenn er sich der vorrevolutionären Tradition Rußlands zuwendet. Da er so wenigstens eine idelle Alternative zur sowjetischen Entwicklung bietet, erspart er dem bundesdeutschen Leser den — sicher nicht ganz bequemen — Lernprozeß, den ein wirkliches Kennenlernen und eine echte Auseinandersetzung mit der sowjetischen Literatur nach sich ziehen würde. Solschenizyns Gottsucher, Gläubige und vergeistigte Moralisten auf der einen Seite und die im Rationalismus und Materialismus befangenen Sünder auf der anderen bestätigen noch nachträglich einen Gedanken Berdjaews, der seinerzeit sicher für tief gegolten hat: daß „als ein apokalyptisches Volk“ das russische sich entweder in der „Brüderlichkeit in Christo“ verwirklicht oder „in der Genossenschaft im Namen des Antichrist“.⁴¹

Diese Alternative, was auch immer ihr realer Hintergrund gewesen sein mag, ist in der Geschichte der letzten 50 Jahre längst zum Anachronismus geworden. In der Politik beginnt das anachronistische Rußlandbild mehr und mehr an Boden zu verlieren. Um so mehr müßte man bedauern, wenn es sich im kulturellen Bewußtsein weiterhin hartnäckig halten würde, sich klammernd an den Autor, der den ererbten und anerzogenen Klischees neue Nahrung liefert. Daher scheint es vor allem auch zur Aufarbeitung unserer eigenen geistigen Tradition sinnvoll, sich kritisch mit den *Inhalten* der Bücher Alexander Solschenizyns auszuseinanderzusetzen.

³⁹ Nicolai Berdjaew, Das neue Mittelalter, Tübingen 1950, S. 106

⁴⁰ In der politischen Sprache dieser Jahre wurde diese bildliche Wendung ebenfalls gebraucht. So sprach der CDU-Politiker von Brentano bei seiner Gedenkrede zur Schlacht auf dem Lechfeld 1955 von einem neuen Hunnenansturm, der uns heute drohe.

⁴¹ Nicolaj Berdjaew, Das neue Mittelalter, a. a. O., S. 140

Jochen Hammer
Sowjetische Literatur in BRD und DDR

Warum muß den Zucker,
den weißen-weißen,
machen der Schwarze,
the negro black?
Die schwarze Zigarre
im weißen Gefriße
paßt schlecht;
sie gehört
ins schwarze Gesicht.
Und wolln Sie,
daß Zucker
den Kaffee versüße,
so machen Sie selber
den Zucker
für sich.¹

Auf diese „Frepheit“, die sich in Majakowskis Gedicht „Black and white“ (1925) der kubanische Neger Bill gegenüber dem Zigarrenkönig Henry Clay und dessen Gast, dem Zuckerkönig Bragg, herausnimmt, antwortet Mr. Clay mit einem brutalen Faustschlag in Bills Gesicht. Mit Sicherheit war aber die Wahrheit von Bills und Majakowskis Worten von dauerhafterem Schmerz: Als nämlich der leibhaftige Sohn jenes Zigarrenkönigs, General Lucius D. Clay, zum US-Hochkommissar für Westdeutschland ernannt wird, läßt er in den ihm unterstellten Besatzungsgebieten nicht nur das Gedicht „Black and white“, sondern gleich alle Werke Majakowskis verbieten. Hugo Huppert, der österreichische Kommunist, dessen „außerordentliche Übersetzung der Majakowskischen Dichtung“ (so Brecht in NDL 1955/8) den Weg zum westdeutschen Leser inzwischen über DDR-Lizenzen fand, stellt in seinen „Erinnerungen an Majakowskij“ mit Recht fest, daß General Clay mit diesem Verbot nicht nur „beleidigte Familienehre“ rächen wollte, daß ihm vor allem daran lag, „ein erkanntes geistiges Ferment aus der Welt zu schaffen“. ²

Der Claysche „Hoheitsakt“ und vor allem dessen Motiv stehen als Menetekel über der westdeutschen Rezeptionsgeschichte der Sowjetliteratur. Die allergische Reaktion Clays und seiner westdeutschen Nachfolger auf literarische Werke soll-

¹ W. W. Majakowskij, Ausgewählte Werke, Bd. 1, Berlin (DDR) 1968, S. 151 (Westdeutsche Parallelausgabe bei Insel).

² Frankfurt/M. 1966, S. 161. Vgl. ferner: Tur, Clay ist unzufrieden mit Majakowskij, in: TAGLICHE RUNDSCHAU, 25. 2. 49.

ten nicht zuletzt auch diejenigen bei uns bedenken, die so wortreich-resignierend von der „gesellschaftlichen Nutzlosigkeit der Literatur“ sprechen und schreiben. Gerade die Rezeptionsgeschichte der Sowjetliteratur in den beiden deutschen Staaten demonstriert den Klassencharakter und die klassenmäßige Wirksamkeit der Literatur in besonders eindeutiger Weise.

Nach den Bücherverbrennungen vom 10. Mai 1933 und den berüchtigten „Listen verbotener Bücher“ („Liste I des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“ von 1935 enthielt schon einmal die Werke Majakowskis!) bot sich dem vom Faschismus befreiten Deutschland 1945 die große Chance, gerade auch mit Hilfe der „verbrannten Kultur“, nicht zuletzt auch mit dem revolutionär-humanistischen Erbe der Sowjetliteratur, an den Aufbau einer demokratisch-antifaschistischen Kultur und Gesellschaft heranzugehen. Viele deutsche Demokraten und Antifaschisten hatten auf diese Möglichkeit gehofft und gewartet. Die Sowjetliteratur, die in der Weimarer Republik ein wichtiger Faktor der kulturellen und politischen Bildung der Arbeiterklasse und der fortschrittlichen Intelligenz war,³ spielte auch in der kulturpolitischen Arbeit des antifaschistischen Widerstandes eine bedeutende Rolle. Davon zeugt das Programm des zunächst nach Prag und später nach London emigrierten Malik-Verlages⁴, davon sprechen manche Zeugnisse der im deutschen Widerstand Gefallenen, das zeigt schließlich die publizistische und literarische Tätigkeit der in die UdSSR emigrierten Schriftsteller und Journalisten (vgl. vor allem die entsprechenden Jahrgänge der Zeitschrift „Internationale Literatur“).

Während nun in der damaligen SBZ, der späteren DDR, diese antifaschistische Tradition zu einem auf breiteste Leserschichten angelegten Kulturkonzept ausgearbeitet wurde, das einen integralen Bestandteil des allgemeinen gesellschaftspolitischen Erneuerungsprozesses bildete, setzte in den westlichen Besatzungszonen die durch General Clays Verbreitungsverbot paradigmatisch bezeichnete Restauration, die aggressive Kulturpolitik des Kalten Krieges ein. Bis auf zaghaft Versuche in jüngster Zeit fand in der BRD eigentlich keine „Rezeption“ der Sowjetliteratur im eigentlichen Sinne des Wortes statt. Die Literatur des sozialistischen Kernlandes war vielmehr der Gegenstand verschiedenartigster Abwehrmaßnahmen und Verleumdungskampagnen, die der allgemeinen „ideologischen“ Strategie der in Westdeutschland restaurierten kapitalistischen Gesellschaftsordnung entsprachen:

Die ersten Jahre — bis etwa 1957, d. h. weitgehend noch vor dem KPD-Verbot! — sind in treuer Clay-Nachfolge von einer Reihe direkter Verbote gegen litera-

³ Vgl. Gespräch mit K. Bachmann, in KÜBISKERN 1/72, S. 124 ff. Ferner: F. Mierau, Die Rezeption der sowjetischen Literatur in Deutschland in den Jahren 1920-24, in: ZEITSCHRIFT FÜR SLAWISTIK (ZfSl) 3 (1958), S. 620-738. — Ch. Schwarze, Die Rolle der sowjetischen Belletristik im deutschen Verlagschaffen 1917-33, in: (Kollektiv) Deutschland—SU, Berlin (DDR) 1966, S. 384-92. — H. G. Ristow, KPD und Sowjetliteratur, in: Wiss. Zs. d. Päd. Inst. Erfurt 3 (1966), S. 65-69 (= Bibliographie). — E. Weiß, Die sozialistischen deutschen Schriftsteller in ihrem Verhältnis zur sowjetischen Literaturentwicklung in der Periode 1917-33, in: (Kollektiv) Literatur der Arbeiterklasse, Berlin/Weimar 1971, S. 384-92.

⁴ Vgl. „Der Malik-Verlag“, Ausstellungskatalog der DAK Berlin (DDR) 1967, S. 41 ff und S. 129 ff.

rische Werke sowjetischer Autoren in deutschsprachigen Ausgaben gekennzeichnet. In den Verbotslisten finden sich neben den Namen Ignatow („Partisanen“), Mstislawskij („Die Krähe ist ein Frühlingsvogel“), Aschajew („Fern von Moskau“) u. a. auch die des Nobelpreisträgers Scholochow („Neuland unterm Pflug“) und Ilja Ehrenburgs „Die neunte Woge“⁵. Werke der sowjetischen Literatur galten also in dieser Zeit als „staatsgefährdend“, ihre Verbreitung wurde gerichtlich verfolgt. Bezeichnender Weise sind noch 1957, in dem Jahre also, in dem man die westliche Ausgabe des in der UdSSR umstrittenen Pasternak-Romanes „Doktor Schiwago“ zum Anlaß einer neuen Diffamierungsvariante gegen die sowjetische Literatur nimmt, achtundzwanzig Titel der Weltliteratur aus dem Angebot des Hamburger Kogge-Verlages vom Bundeskriminalamt Karlsruhe inkriminiert, darunter auch der bekannte Roman „Die Neunzehn“ von A. A. Fadejew⁶.

Die Tatsache, daß sich die Kulturpolitik der BRD 1957/58 nach neuen Formen des Kampfes gegen die Sowjetliteratur umschauen mußte, erklärt sich wohl vor allem dadurch, daß angesichts der bedeutenden politischen und wissenschaftlich-technischen Erfolge der UdSSR (5. 10. 57: „Sputnik I“) die Stimmen nach direkter Auseinandersetzung mit dem kulturellen Leben dieses Landes immer deutlicher vernehmbar werden. Die Kriminalisierung der Sowjetliteratur hat zudem immer geringere Erfolge, da jetzt — trotz aller administrativen Behinderung — immer mehr Übersetzungen aus DDR-Verlagen ihren Weg zu Lesern in der BRD finden. Die „Deutsche Woche“ stellt 1957 fest: „Wer sich hierzulande ein objektives Bild von der sowjetischen, nicht bloß von der westlichen Literatur machen will, muß sich an die Veröffentlichungen des Verlages Kultur und Fortschritt in Ostberlin halten.“⁷ Die Zeit, in der man den westdeutschen Leser kurzerhand mit Verbringungs- und Verbreitungsverboten vor dem „staatsgefährdenden“ Einfluß der Sowjetliteratur „bewahren“ konnte, ist also vorbei. Gleichzeitig erwies sich aber die — bis zum Jahre 1933 zurückreichende — Informationslücke als äußerst wirksam. Anstatt dem Leser der BRD jetzt eine repräsentative Auswahl sowjetischer Autoren vorzustellen, nutzt man die fragwürdige „Chance“ der fehlenden Information, um mit einer breit angelegten und gut finanzierten Kampagne irreführende, gefälschte und diffamierende Sekundär „informationen“ über die Sowjetliteratur zu verbreiten: „Sowjetologen“ à la Mehnert⁸ und vor allem die „Ostforschungsinstitute“⁹, die ihre Kader teilweise nach dem Krieg direkt aus Mitarbeitern der berüchtigten NS-Ostinstitute

⁵ A. Hiersche, Macht des Humanismus. Sowjetliteratur in Westdeutschland, in (Kollektiv), Oktoberrevolution und Wissenschaft, Berlin (DDR) 1967, S. 274. Vgl. ferner: H. Brüdigam, Literatur in der Zwangsjacke, in DVZ 30/1958, S. 11.

⁶ H. Fliege, Die Rezeption A. A. Fadejews in Westdeutschland, in ZfSI 8 (1963), S. 766.

⁷ DEUTSCHE WOCHE 46/1957, S. 15.

⁸ Vgl. A. Hiersche, K. M. — der Prototyp eines westdeutschen „Sowjetologen“, in Wiss. Zs. d. F.-Schiller-Universität Jena 10 (1960/61), S. 113a-116b.

⁹ Vgl. G. Ziegengest (ed.), Wissenschaft am Scheidewege, Berlin (DDR) 1964 und (Koll.), „Ostforschung“ und Slawistik, Berlin (DDR) 1960.

rekrutierten¹⁰, überschwemmen Verlage, Rundfunkanstalten, Zeitschriften und Zeitungen mit geradezu lächerlich-primitiven Verfälschungen, Verdrehungen und Spekulationen über das kulturelle Leben in der UdSSR. Eine ausführliche Zusammenstellung aller dieser sich letztlich selbst entlarvenden Entstellungen würde ein umfangreiches Buch ergeben, das voller Peinlichkeiten für manche bürgerlich-seriösen Verlage und Kulturzeitschriften wäre, die sich der Dreigroschen-Wissenschaft dieser Kremlastrologie nicht verschlossen. Mit pseudowissenschaftlicher Akribie suchte man nach versteckten antisowjetischen Metaphern, ernannte ehemals mit Kolportageverboten oder Stillschweigen verfolgte Sowjetautoren zu Kronzeugen wider die „kommunistische Diktatur“ (Majakowskij, Gorkij, Ehrenburg u. a.¹¹), mit hämischer Freude vermißt man den „neuen Menschen“ — oder konstatiert dort, wo man die Wunschbilder antikommunistischer Propaganda auch an den längsten Haaren nicht herbeiziehen kann, die „graue Öde“ des „von der Partei diktierten sozialistischen Realismus“. Die slawistischen Universitätsinstitute ziehen sich gerade zu jener Zeit, als auch die kleinsten Provinzblättchen „Analysen“ der noch immer unbekannten Sowjetliteratur bringen, von dieser — doch eigentlich in ihr Arbeitsprogramm fallenden Problematik — zurück: Nur an einem einzigen der vierzehn Slawistik-Seminare in der BRD wird etwa im Sommersemester 1960 eine Vorlesung zu dieser Thematik angeboten.¹² Der Mechanismus dieser gegen die UdSSR, deren Kultur und damit schließlich gegen die sozialistische Gesellschaftsidee gerichteten Propagandawelle ist schließlich auch zu durchsichtig. Selbst bürgerlichen Kritikern gehen diese Dinge allmählich auf. So schreibt etwa ein Feuilletonist des Westberliner *Kuriers* im Zusammenhang mit Dudinzew „Neujahrsmärchen“: „Der Rezensent gesteht beschämt, daß er auch die heimliche Kritik, die Dudinzew eingestreut haben soll, nicht aufgefunden hat.“¹³ Inzwischen hat übrigens auch der amerikanische „Sowjetologe“ Vadim Medisch zugegeben, daß „die Rebellion der sowjetischen Literaten gegen das Regime ein Mythus“ war und daß sich auch in den seinerzeit als Hauptwerke des „Aufstandes“ ausgegebenen Werken „Tauwetter“ (Ehrenburg) und „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“ (Dudinzew) keinerlei Anhaltspunkte für „eine Rebellion gegen die Sowjetordnung“ finden.¹⁴ Ihrem Selbstverständnis und ihrer Funktion nach konnten die „Ostforscher“ natürlich nicht zugeben, daß die literarische Auseinandersetzung mit den Verfehlungen der Personenkultzeit durchaus eine normale Erscheinung der allgemeinen und vom XX. Parteitag der KPdSU eingeleiteten Verurteilung konkreter

¹⁰ Vgl. etwa den seinerzeit in der DIE ZEIT aufgedeckten „Härtle-Skandal“ (DIE ZEIT v. 10. 3. 58), weitere Beispiele bringt R. Goguel in „Ostforschung“ und Slawistik, S. 29-39.

¹¹ W. Bortschukow weist in seinem Aufsatz „Ein unexaktes Maß. Bürgerliche Literatur- „Sowjetologie“ (in Zs. „Sowjetliteratur“ 1972, H. 9, S. 147-154) auf einen neuerlichen Versuch J.-M. Palmiers hin, auf Grund falscher Zitierung einen grundlegenden Gegensatz zwischen Majakowskij und Lenin zu konstruieren.

¹² E. Hexelschneider, Über die erkenntnistheoretische Bedeutung der Literatur und ihre reaktionäre Interpretation durch die „Ostforschung“, in Wiss. Zs. d. K.-Marx-Univ. Leipzig 10 (1961), S. 23.

¹³ DER KURIER, 30. 1. 1962.

¹⁴ Zitiert nach W. Bortschukow in „Sowjetliteratur“ 9/1972, S. 149 f.

Verletzungen der sozialistischen Gesetzlichkeit war. Sie nutzten vielmehr diese doch in besonders eindeutiger Weise von der inneren Kraft der sozialistischen Gesellschaft zeugenden Erscheinungen für ihr Wunschkino einer grundsätzlich antikommunistischen Rebellion. Dabei kam es übrigens 1962 zu einer aufschlußreichen Konfrontation im Lager der antikommunistischen Propaganda: Als der Kindler-Verlag die Ehrenburg-Memoiren „Menschen, Jahre, Leben“ herausbrachte, ging eine Welle faschistoiden Terrors gegen Verlag und Buchhändler durch die ganze Bundesrepublik. Erschreckt stellt der Verleger fest: „Betrübih ist, daß es nicht nur Rechtsextremisten, unheilbare Nazis und aufs Haupt geschlagene Militaristen waren, die der Anti-Ehrenburg-Kampagne nachgaben. Es waren nicht nur Leute, die Picasso mit einem K schreiben, während ihnen durchaus geläufig ist, daß sich Goebbels mit Oe schrieb. Die Ablehnung ging quer durch alle Bildungs- und Intelligenzstufen, und verdächtig oft waren solche Leute beteiligt, die sich selbst immer und jederzeit zu den ‚anständigen Deutschen‘ zählen.“¹⁵ Spätestens zu diesem Zeitpunkt hätte es eigentlich jedem Bürger der BRD klar werden müssen, auf welchem Boden die Verketzung sowjetischer Literatur aufbaut und wohin sie führt.

Der Aberwitz gipfelte im „Fall“ Ehrenburg. Zum einen verketzt, indiziert und totgeschwiegen, mußte er zugleich als Kronzeuge für den „Mut“ gegen die kommunistische „Diktatur“¹⁶ herhalten und mit dem Titel seiner Erzählung „Tauwetter“ aus letztlich unerfindlichen Gründen das Stichwort einer „Ostforschungs“-Kampagne liefern, die eine ernsthafte Rezeption sowjetischer Literatur bei uns ein weiteres Mal hinausschieben half. Denn: „Von der russischen Literatur hören wir hier hinter der lückenlos bewehrten antikommunistischen Einheitsfront nur, wenn dort wieder einmal jemand gegen das sowjetische System tauwettert“¹⁷, bzw. angeblich tauwettert, wie man diesem *Konkret*-Zitat hinzufügen müßte.

Daß die Tauwetter-Suche sich allmählich doch als zu durchsichtig und unergiebig erwies, ist sicher einer der wichtigsten Gründe für die in der Folgezeit einsetzende Propagierung der sogenannten sowjetischen „Untergrundliteratur“.¹⁸ Hier bot die ja in jedem Fall fast völlig unnachprüfbare Quellenlage und Autorenschaft einen willkommenen Manipulationseffekt. Auch wenn sich einige sowjetische Autoren¹⁹ freiwillig vor den Karren der antisowjetischen Propaganda spannen ließen, so heißt das noch lange nicht, daß jede der im Westen mit großem Reklameaufwand aufgebauten und meist zunächst in den Verlagen der weißen Emigration verlegten „Samisdat-Sensationen“ wirklich in der UdSSR pro-

¹⁵ H. Kindler, Die deutsche Übertragung von Ehrenburgs „Memoiren“, in Ehrenburg-Memoiren, München 1972 (2. Aufl.), S. 21. Hier auch Dokumentation über den Boykott der ersten Auflage.

¹⁶ So A. Kantorowicz im MÜNCHNER MERKUR v. 24. 8. 1962.

¹⁷ KONKRET 1961/1, S. 15.

¹⁸ In der SZ vom 30. 1. 1962 erklärt Gleb Struwe, einer der wichtigsten Wortführer der antisowjetischen Literaturforschung, ganz offen, daß man „das Zustandekommen einer illegalen Literatur in Rußland“ fördern müsse.

¹⁹ Vgl. den Solschenizyn-Aufsatz in diesem Heft.

duziert wurde. Inwieweit bei dieser Sensationsmache auch noch politisches Interesse und privatkapitalistisches Profitstreben miteinander verkettet sind, machte der Streit der Verlage Luchterhand und Langen-Müller um den Solschenizyn-Roman „August 14“ besonders deutlich.²⁰ Die Struktur des spätkapitalistischen Büchermarktes mit seinem Bestseller-making hat inzwischen weitgehend die Funktion der früheren Verbote übernommen. Wer heute einem westdeutschen Verlag das Werk eines sowjetischen Autors anbietet, kann in den meisten Fällen mit der abschlägigen Antwort „Bringen Sie mir einen neuen Solschenizyn!“ rechnen. Denn, wenn auch einige Verleger sich an Ausgaben sowjetischer Autoren heranwagten, so blieben sie doch letztlich Opfer der Markt- und PR-Diktatur: Die Überschwemmung des Marktes mit fragwürdigen Produkten des „literarischen Untergrundes in der UdSSR“, koordiniert mit dem darauf eingestimmten Chor der Feuilleton-Kritik, hat inzwischen die durchschnittliche Lesererwartung eindeutig auf jene Sensationsliteratur eingestimmt. So nimmt es denn auch kaum noch wunder, daß selbst solche — ihrem Selbstverständnis nach seriöse — Verlage wie Hoffmann und Campe mit bewußt irreführenden Informationen einen sowjetischen Roman vorstellen: 1970 (!) brachte dieser Verlag den „Dom von Satschipljanka“ des ukrainisch-sowjetischen Schriftstellers O. Hontschar als ein „verbotenes und in Kiew von Komsomolzen verbranntes“²¹ Werk heraus. „Tatsache ist jedoch, daß die zweite und dritte Auflage des Buches dort ungehindert erscheinen konnte und daß Hontschar, 1962 mit dem Schewtschenko-Preis und 1964 mit dem Lenin-Preis ausgezeichnet, Vorsitzender des Ukrainischen Schriftstellerverbandes geblieben ist. Außerdem bekleidet er neuerdings das Amt eines Abgeordneten im Nationalitätenrat des Obersten Sowjet der UdSSR.“²² Der Verlag war offensichtlich von der faktisch nachgewiesenen Unrichtigkeit der in der BRD vor allem von einem Professor des Emigranteninstitutes „Freie Ukrainische Universität“ (München) ausgestreuten Gerüchte informiert.²³ Denn noch vor dem Erscheinen des Romanes hatte die Übersetzerin des „Domes“ im DGB-Organ *Welt der Arbeit* die Unhaltbarkeit der antisowjetischen Gerüchte klar gestellt.²⁴ Aber offensichtlich wollte der Verlag seine Ausgabe halt günstig „verkaufen“ — und sowjetische Literatur verkauft sich eben inzwischen am besten in der Verpackung einer antisowjetischen Sensation. Die Frage bleibt, wo hier eigentlich der qualitative Unterschied zu den Äußerungen des Verlegers J. C. Witsch liegt, der noch 1962 auf der Frankfurter Buchmesse eine Edition von A. Seghers und I. Ehrenburg als „Mißbrauch der Freiheit“ bezeichnete.²⁵ Trotz aller Behinderungen und Verleumdungen fand aber doch seit Beginn der sechziger Jahre eine gewisse Rezeption sowjetischer Autoren statt (Babel, Gorkij,

²⁰ Vgl. die Luchterhand-Information 15 (Solschenizyn „August vierzehn“. Fakten zu einem Fall), Neuwied 1971 und die entsprechenden Erklärungen des Langen-Müller-Verlages in der *Tagespresse*.

²¹ Klappentext zu O. H., Der Dom . . ., Hamburg 1970.

²² H. Jakubczik, Der weiße Dom auf schwarzer Erde. Auseinandersetzungen um einen Roman von O. H., in BADISCHE ZEITUNG Nr. 87/27 v. 16. 2. 1972.

²³ J. Bojko-Blochyn, Der verbrannte Roman, in FAZ v. 9.10. 68.

²⁴ E. Kottmeier, Sowjetischer Romanbeitrag zum Thema Industriearbeiter in der modernen Welt, in WELT DER ARBEIT v. 10. 7. 1970.

²⁵ Zitiert nach H. Brüdgam, Von Büchern und der Freiheit, in: DIE ANDERE ZEITUNG 39/1962, S. 12.

Majakowskij, Scholochow, A. N. Tolstoj u. a.), die vor allem durch die Erfolge der progressiven Kräfte in der BRD 1967/68 einen neuen Aufschwung bekam. Unter dem Vorzeichen des vor allem in der Jugend wachsenden Interesses für die sozialistische Idee und sicher auch der sich deutlicher abzeichnenden Entspannungshoffnungen wagten sich liberale bürgerliche Verlage wie Luchterhand und Hanser (mit ihren Bukowskij- bzw. Solschenizyn-Ausgaben aber gleichzeitig erstaunlich inkonsequent!) an eine begrenzte Aufarbeitung des bisher Versäumten.²⁶ Im Mittelpunkt dieser verlegerischen Neubesinnung steht vor allem die Prosa der zwanziger Jahre (Babel, Bulgakow, Leonow, Iwanow u. a.). Dabei wird fast durchweg auf in Lizenz erworbene DDR-Editionen zurückgegriffen, worin sich deutlich die intellektuellen Folgen der westdeutschen Behinderungswelle und das hohe Niveau der DDR-Forschung in Sachen der sowjetischen Literaturgeschichte spiegeln. Allerdings gibt es natürlich auch jetzt noch Versuche, diese Ausgaben im antisowjetischen Sinn auszuspielen. Die bürgerliche Kritik stürzt sich mit großer Vehemenz auf die Tatsache, daß verschiedene dieser Schriftsteller Opfer der Verletzung sozialistischer Gesetzlichkeit wurden, wohlweislich dabei verschweigend, daß sie gerade von der sozialistischen Gesellschaft rehabilitiert worden sind und daß ihre Arbeiten heute im kulturellen Leben der UdSSR und der DDR einen historisch eindeutigen und adäquaten Platz gefunden haben.

Gleichzeitig versuchen einige bürgerliche Feuilletonisten und Nachwortschreiber einen Gegensatz zwischen dem „hohen künstlerischen Niveau“ in den zwanziger Jahren und der „Ode“ der späteren — hierzulande bisher fast völlig unbekannten — Sowjetliteratur zu konstruieren. Ähnliche Versuche kommen in jüngster Zeit übrigens auch aus der ultra-„linken“ Ecke, wo man bestimmte literarische und kulturelle Erscheinungen der sowjetischen Frühzeit gegen den heute angeblich zu beobachtenden „Sowjetrevisionismus“ ausspielen möchte. Diese Beispiele zeigen ein übriges Mal, was für eine enorm wichtige Bedeutung eine *umfassende* und *objektive* Verbreitung der sowjetischen Literatur hat. Die Kenntnis dieser Literatur hat zudem auch gerade im Zeichen der Entspannungsbemühungen die wichtige Aufgabe, objektive Informationen über das tatsächliche Leben und Denken des sowjetischen Menschen zu vermitteln.

Die unterschiedliche gegensätzliche Gesellschaftsordnung in der Bundesrepublik und in der DDR konstituiert auch zwei unterschiedliche, gegensätzliche Literaturgesellschaften. Ohne diese Grundtatsache aus dem Auge zu verlieren, ist es doch so, daß auch für uns das kulturelle Leben der DDR wichtiges Anschauungsmaterial und Anregungen für die schöpferischen Möglichkeiten eines ernsthaften Rezeptionswillens bietet. Nach der faschistischen Verketzerung der „jüdisch-bolschewistischen Unkultur“ war es auch dort, noch dazu in der Notzeit nach 1945, mit Sicherheit kein leichtes Unternehmen, breite Leserschichten zu wirk-

²⁶ Eine Sichtung versucht: H.-J. Schlegel, Opposition — ein Qualitätssiegel? Über neue Literatur der UdSSR, Polens und der CSSR, in: *Die neue Barke* 1/72, S. 25 ff.

licher Auseinandersetzung und schöpferischer Aneignung des literarischen Erbes der Völker der Sowjetunion zu bewegen. Daß das dennoch in erstaunlich kurzer Zeit geschafft werden konnte, ist sicher vor allem durch das Kulturkonzept der DDR bedingt: Nicht der passive ästhetische Genuss des Individualisten, sondern die aktive und damit aktivierende kulturelle Tätigkeit des gesellschaftlichen Kollektivs bildete von Anfang an die Grundlage des kulturellen Neuaufbaus. Damit rückte von vornherein ein neuer Rezipient in den Mittelpunkt — der Arbeiter- und Bauernleser, für den die in der Literatur der UdSSR dargestellten Erfahrungen und Probleme des sozialistischen Aufbaus eine unmittelbare und konkret wichtige Bedeutung hatten; sie führten zu Diskussionen in den Arbeiterkollektiven.²⁷ Es ist so sicher auch kein Zufall, daß in der Rezeptionsgeschichte der sowjetischen Literatur in der DDR von Anfang an — und auch heute noch mit großem Nachdruck — das Werk von Maxim Gorkij eine besonders wichtige Rolle spielt: Ausgehend von seiner schon 1909 formulierten Erkenntnis, daß die Eigentumsverhältnisse in der bürgerlich-kapitalistischen Ordnung zu einer forcierten „Zersplitterung des Kollektivs“ in losgelöste Individualisten und damit zur Zerstörung der Kultur führe²⁸ und aufbauend auf den Erfahrungen der internationalen Klassenkämpfe, hatte Gorkij die Grundprinzipien einer sozialistisch-realistischen Kunst formuliert, deren Mittelpunkt das schöpferische Kollektiv der tätigen und kämpfenden Menschen ist. Daß dieses bei uns so vielgeschmähte Prinzip des Sozialistischen Realismus keinesfalls eine „Enge dogmatischer Formalvorschriften“ bedeutet, sondern vielmehr die Breite eines neuen Kulturprinzips initiiert, zeigt gerade die in der DDR in ihrer ganzen Vielfalt und Entwicklung vorgestellte Übersetzungsliteratur sowjetischer Werke. Vor allem aber erweist sich das auch in den Impulsen, die davon auf die Entwicklung der DDR-Literatur aller Gattungen ausgehen, und von dorther wieder auf die gesamte Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens.

Wenn in Umfragen und soziologischen Untersuchungen gerade von Jugendlichen der DDR immer wieder die Werke von Gorkij, Scholochow, Ostrowskij, Fadejew, Fedin, Simonow als packende Lektüre und, was mehr ist: als große Anreger für die eigene Lebensführung genannt werden, so kommt darin zum Ausdruck, wieviel schon in den Schulen für die Aufgeschlossenheit gegenüber dem Lesen, speziell für das Bedürfnis nach sowjetischer Literatur geleistet wird. Unter unserem Aspekt erscheint das glanzvoll, was keinesfalls bedeutet, daß man sich in der DDR mit dem Erreichten zufrieden gibt. Eben jetzt findet, nachzulesen etwa in der FDJ-Zeitung „Forum“, eine lebhafte Diskussion über Wege und Mittel statt, die ästhetische Seite in der sozialistischen Bildung und Erziehung noch mehr als bisher für die allseitige Entwicklung der Persönlichkeit

²⁷ Als Beispiel der jüngsten Zeit: K. Höpke, Schöpferische Arbeiter in neuen Romanen. Gespräch mit dem sowjetischen Autor W. Popow auf Grund von Leserbriefen zu seinem Buch „Im Kampf errungen“, in ND v. 15, 4, 72, S. 14.

²⁸ M. G., *Die Zerstörung der Persönlichkeit*. Dresden 1922. Vgl. hierzu: H.-J. Schlegel, M. Gorki, in Fassmann (ed.), *Die Großen der Weltgeschichte*, Bd. IX, Zürich 1970, S. 686-701.

wirksam zu machen und dafür die Zusammenarbeit von Schule und Jugendverband, Verlagen und Bibliotheken, Clubs und Kulturhäusern zu organisieren. In welch beispielhafter Verbindung kulturpolitischer, wissenschaftlicher und verlegerischer Leistungen in der DDR sowjetische Literatur propagiert wird, macht die von F. Mierau besorgte Reclamausgabe der „Reiterarmee“ I. Babels²⁰ deutlich. In einem breitesten Lesersichten zugänglichen Taschenbuch (Preis: 2,50!) wird hier nicht nur der — nach neuesten literaturgeschichtlichen Erkenntnissen zusammengestellte und von einem renommierten Übersetzerteam übertragene — Prosatext vorgestellt, sondern gleichzeitig ein ausführlicher Anhang mitgeliefert, der Auszüge aus kulturpolitischen und literaturwissenschaftlichen Diskussionen um diesen Text, Materialien zu dessen Entstehungsgeschichte, Chronik, Quellennachweise und eine internationale Bibliographie als Anleitung zum fortführenden Selbststudium liefert. Beispiele dieser Art ließen sich zur Genüge anführen. Sie zeigen deutlich, welche Kulturleistungen eine Gesellschaft hervorbringen kann, deren Büchermarkt nicht von der Profit- und „Ideologie“-Diktatur des kapitalistischen Büchermärkts bestimmt wird. Dahinein Breschen zu schlagen, auch in der Bundesrepublik endlich eine sachgerechte und so von der Sache her progressive Rezeption der sowjetischen Literatur zu ermöglichen und zu realisieren — dazu sind alle aufgerufen: Übersetzer, Lektoren, Wissenschaftler, Verleger, Kritiker, und vor allem die Leser.

Renate Riemeck Die Sowjetunion in unseren Schulbüchern

Vor Jahren schon hat Erich Kästner in einer „Ansprache zum Schulbeginn“ den Schulanfängern einen guten Rat gegeben: „Misstraut gelegentlich euren Schulbüchern! Sie sind nicht auf dem Berge Sinai entstanden, meistens nicht einmal auf verständige Art und Weise, sondern aus alten Schulbüchern, die aus alten Schulbüchern entstanden sind, die aus alten Schulbüchern entstanden sind. Man nennt das Tradition.“

An diese „Tradition“ fühlt man sich erinnert, wenn man mit amtlicher Genehmigung in der Bundesrepublik Deutschland eingeführte geschichtliche Unterrichtswerke zur Hand nimmt und sie nach der Darstellung unseres Verhältnisses zur Sowjetunion befragt. Fast alle nach 1945 entstandenen Schulgeschichtsbücher

²⁰ Leipzig 1968 (RUB, Bd. 362); vgl. auch SOWJETLITERATUR 10/72, das den wechselseitigen Literaturbezeichnungen von DDR und UdSSR gewidmet ist.

knüpfen an die „Tradition“ der antikommunistischen, antisowjetischen Lehrinhalte an, wie sie unter der Naziherrschaft und auch schon in der Weimarer Republik üblich waren.

Der Kalte Krieg feierte Triumphe in den Lehrbüchern der bundesdeutschen Schulen, und diese Lehrbücher finden auch heute noch Verwendung. Gedruckt ist gedruckt, also bleiben die Schulgeschichtsbücher vorerst hinter der politischen Entwicklung zurück, die durch die Ratifizierung der Verträge von Moskau und Warschau eingeleitet wurde. Wenn die Verträge mehr sein sollen als bloße Papierstücke, wenn sie ausgefüllt und verwirklicht werden sollen, dann wird man mit der Revision des Geschichtsbildes von der Sowjetunion beginnen müssen, das bislang unserer Jugend vermittelt wurde.

Vorweg ist festzustellen, daß die Verfassungsnormen des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland den Schulen die Pflicht auferlegen, der Völkerverständigung und Friedenserziehung zu dienen. Diese Aufgabe hätten die Verfasser von Schulgeschichtsbüchern in besonderer Weise wahrzunehmen. Daß sie es, was die Behandlung der Geschichte von der sozialistischen Oktoberrevolution bis zum Aufstieg der Sowjetunion zu einer Weltmacht betrifft, entweder gar nicht oder in höchst unzureichender Weise getan haben, liegt nicht an den Autoren und an der Tatsache, daß ihre Unterrichtswerke weitgehend aus „alten Schulbüchern entstanden sind, die aus alten Schulbüchern entstanden sind“. Der Inhalt dieser Lehrbücher ist nämlich keineswegs dem Ermessen der Verlage und Autoren anheimgestellt. Was Lehrer und Schüler letztlich auf den Tisch gelegt bekommen, ist das Resultat einer mittelbaren oder unmittelbaren Abstimmung der Verlage mit den zuständigen Dienststellen der Kultusministerien in den einzelnen Bundesländern. Die Textgestaltung der Bücher steht somit im Einklang mit den politischen Zielsetzungen der Behörden, die die Einführung eines Schulgeschichtsbuches empfehlen, dasselbe aber auch von der Liste der empfohlenen Bücher streichen und so seinen Verkauf weitgehend blockieren können (wie es mit einigen nach 1949 erschienenen Schulgeschichtsbüchern geschehen ist).

Da die BRD zwanzig Jahre lang auf eine einseitige Westpolitik orientiert war, ist eine Revision überliefelter historischer Vorurteile in bezug auf den Westen erfolgt. Zur Zufriedenheit und mit Unterstützung amtlicher Stellen konnte hier das Internationale Schulbuchinstitut in Braunschweig viel tun. Entsprechende Bemühungen um eine Versachlichung des Wissens über die gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Entwicklung der Sowjetunion nach 1917 und der sozialistischen Länder nach 1945 sind jedoch nicht zum Zuge gekommen. Es blieb dem einzelnen Lehrer überlassen, die in den Schulbüchern enthaltenen Klischeevorstellungen durch seinen Unterricht zu korrigieren — falls er den Mut dazu hatte. Heute gehört weniger Mut dazu, wenngleich die aus der Adenauer-Ära stammenden Erlasse der Kultusministerkonferenz zur „Ostkunde“ und zum „Totalitarismus“ noch immer nicht aufgehoben worden sind. Diese Erlasse haben

die Darstellungen in den Schulgeschichtsbüchern bestimmt und die Bewertung, d. h. die Verurteilung des „Sowjetsystems“ und der UdSSR als politischer Macht vorgezeichnet. Die Aufhebung solcher ministerieller „Empfehlungen“ ist längst fällig. Daß sie noch immer nicht erfolgt ist, stimmt bedenklich und läßt nur den Schluß zu, daß an den Schaltstellen der Ministerialbürokratie Kräfte wirksam sind, die die Entspannungspolitik gegenüber der Sowjetunion bremsen wollen, indem sie reaktionär gesinnten Lehrern die Handhabe bieten, unter Bezugnahme auf diese Erlasse die politische Bewußtseinsbildung der Schüler zu manipulieren. Ergebnisse der „Ostkunde“- und „Totalitarismus“-Indoktrination lassen sich in fast allen gebräuchlichen Lehrbüchern unserer Schulen nachweisen. Über die sozialistische Oktoberrevolution liest man in einem Lehrbuch für die Höheren Schulen, das aus den fünfziger Jahren stammt: „Die Erbitterung des russischen Volkes über die Mißerfolge an der Front hatte sich zusehends verstärkt. Die Regierung war unfähig, der Zar schwach. So kam es im März 1917 zu einer liberalen Revolution, deren Ziel es war, Rußland zur parlamentarischen Republik umzubauen. Der Zar wurde abgesetzt und nach Sibirien verbannt (später von den Bolschewisten ermordet). Kerenski, ein Vertreter der populärsten Richtung, beherrschte die Regierung. Die Westmächte unterstützten die Revolutionäre, weil sie von der Regierung größere Kriegsanstrengungen erhofften. In der Tat wurde der Krieg zunächst energetischer weitergeführt. Aber die Arbeiter- und Soldatenräte, die Sowjets, Anhänger der radikal-anarchistischen Richtung, gewannen die Oberhand und setzten ihre Ideen durch. Sie forderten Brot für das hungernde Volk, sofortigen Frieden, Land für die Bauern, Diktatur des Proletariats. Ende Juli begann die russische Front zusammenzubrechen. Im November dieses Jahres rissen zwei bisher in Europa wenig bekannte Emigranten, Lenin und Trotzki, die Macht an sich und schlossen mit den Deutschen einen Waffenstillstand. Sie enteigneten mit blutiger Gewalt die adeligen Gutsbesitzer und die bürgerliche Mittelschicht. Sie lösten die kaum gewählte Volksvertretung, in der sie in der Minderheit waren, auf und machten dadurch eine demokratische Entwicklung Rußlands unmöglich.“ (Geschichtliches Unterrichtswerk, Oberstufe III, Die neueste Zeit, S. 179, Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn, 1956) Die Verfasser haben sich nicht die Mühe gemacht, die neuere historische Erforschung des Ablaufs der Revolution zur Kenntnis zu nehmen. Sie halten sich einfach an die „Tradition“ der Schulgeschichtsbücher aus der Weimarer Republik, die häufig von Gegnern der Republik verfaßt waren, und moderieren lediglich die Schablonen jener Zeit. Damals hieß es in einem weitverbreiteten Lehrbuch: „Inzwischen war in Rußland die erste bürgerliche Regierung durch eine Koalitionsregierung unter sozialistischer Führung abgelöst worden. Auch sie stand auf schwachen Füßen. Ihre Ohnmacht machten sich die Bolschewiki zunutze. Sie eroberten die Arbeiter- und Soldatenräte, sie agierten in den Betrieben und auf dem Lande. In den Fabriken brach ein wüster Terror gegen die Betriebsleiter los. Unaufhörliche Lohnforderungen, erschreckender Produktions-

rückgang, Anarchie im Verkehrswesen, rasend zunehmende Teuerung, Ermordung und Vertreibung der Großgrundbesitzer durch die Bauern, das Heer eine zügellose Horde, das waren die Erfolge ihrer Wühlarbeit. Die Regierung wagte aus Furcht, die Massen zu verlieren, nichts Ernsthaftes dagegen zu tun. Als so die Bolschewisten den Staat sturmreif gemacht hatten, erregten sie einen Aufstand und rissen nach leichtem Kampf die Gewalt an sich. Ein Rat der Volkskommissare, darunter Lenin und Trotzki, bildete die Regierung (7. November 1917).“ Von Lenin heißt es später: „Es war eine große Selbsttäuschung, wenn Lenin glaubte, daß er den reinen Marxismus in die Wirklichkeit überführe. Einen ins Russische übertragenen Marxismus hat Lenin, diese unheimliche Mischung von westlichem Buchmenschen, Menschheitsschwärmer und mongolischen Hordenführer, ins Leben gerufen.“ (Geschichtsbuch für die deutsche Jugend, Oberstufe, 4. Teil, S. 160 f., S. 176, Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1926) Und dann folgt eine Darlegung des Sowjetsystems, wie sie nicht anders sein kann, wenn sie dem Gehirn eines „mongolischen Hordenführers“ entsprang. In der Nazi-Zeit wurde diese Vorstellung breit ausgewalzt; wir sparen uns Beispiele. Wie sich dieses Zerrbild vom „russisch-asiatischen“ Wesen der Sowjetunion aber für die Anwendung des „Ostkunde“-Erlasses auf bundesdeutsche Lehrbücher nutzbar machen ließ, zeigt ein Geschichtsbuch für Real- und Mittelschulen, in dem man im Zusammenhang mit der „Vertreibung der Deutschen“ aus Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei lesen kann: „Es wurde erst jetzt richtig deutlich, daß ihre Kultur, dank der jahrhundertelangen Beziehungen, der deutschen enger verbunden ist als dem russisch-asiatischen Sowjetsystem. So hat der bolschewistische Panslawismus nicht Befreiung, sondern nur noch größere Unterdrückung jeder kulturellen und politischen Eigenständigkeit gebracht als je zuvor in der eineinhalb Jahrtausende langen Geschichte deutsch-slawischer Beziehungen.“ (Geschichte unserer Zeit, IV, S. 113, August Bagel Verlag, Düsseldorf 1954) Man braucht sich gar nicht erst auf die unterschwellig verfälschende Interpretation der angeblich tausendfünfhundert Jahre währenden Geschichte deutsch-slawischer Beziehungen (die also schon bei den Germanen beginnt!) einzulassen, um zu erkennen, in welchem Geiste hier erzogen werden soll. Allein schon der Begriff des „russisch-asiatischen Sowjetsystems“ verrät seine Herkunft. Selbst da, wo man nicht umhinkommt, die Leistungen der UdSSR auf dem Gebiet der Bildung und Erziehung zu erwähnen, wird dem Schüler eine abwertende Motivation der großen sowjetischen Erfolge mitgeliefert. In einem für die Volksschule bestimmten Buch wird gelehrt: „In Tausenden von Schulen lernte die russische Jugend lesen und schreiben. Universitäten und andere Hochschulen bildeten Forscher und Techniker aus; denn Rußland wollte vom Ausland unabhängig werden und eine eigene Rüstungsindustrie aufbauen. Im 2. Weltkrieg hat die Sowjetunion gezeigt, daß sie diesem Ziel recht nahe war.“ (Mit eigener Kraft, Unterrichtswerk für Volksschulen IV, S. 37, Klett-Verlag, Stuttgart, — mit dem ausdrücklichen Vermerk „Genehmigt vom Kultusministerium Baden-Württem-

berg, 19. 10. 1954“) Die Beseitigung des Analphabetismus in der UdSSR lernt der Volksschüler in der BRD also nur unter dem Gesichtspunkt des Aufbaus der Rüstungsindustrie kennen.

Immerhin erwähnt dieses Geschichtsbuch wenigstens die Tatsache, daß in der UdSSR Universitäten und Hochschulen geschaffen wurden, wenngleich keine Vergleichszahlen zu anderen Ländern und zum zaristischen Rußland mitgeteilt werden. In einem für Gymnasien verfaßten Lehrbuch dagegen, das sich den Anstrich differenzierter Objektivität gibt, kommen die sowjetischen Leistungen auf dem Bildungs- und Erziehungssektor überhaupt nicht vor. Dort erfährt der Schüler nur: „Innerhalb von rund zwanzig Jahren war es dem System Lenins und Stalins gelungen, die Sowjetunion monolithisch zu festigen und ihr eine bedeutende wirtschaftliche und militärische Stärke zu verleihen. Diese zu brechen und den Weltkommunismus zu zerschlagen, proklamierte Hitler als sein vornehmlichstes politisches Ziel. Zugleich wollte er freilich den „deutschen Lebensraum“ erheblich nach Osten ausweiten und meinte, ein verhältnismäßig leichtes Spiel zu haben.“ Die „großen Blutopfer“ (selbstverständlich ohne Zahlenangaben), die „Rußland“ im Zweiten Weltkrieg der „gemeinsamen Sache“ der Alliierten gebracht hat, bleiben zwar nicht unerwähnt, die Siege der Sowjetarmeen werden aber sofort auf großzügige Hilfleistungen der Westmächte zurückgeführt: „Allerdings verdankte Rußland seine militärische Stärke in nicht geringem Maße auch der uneingeschränkten Unterstützung durch die Westmächte, die von 1941 an in immer wachsendem Umfange Kriegsmaterial jeder Art an die Sowjetunion geliefert hatten. Während jedoch die Westmächte den Kampf gegen Deutschland führten, um die Bedrohung der demokratischen Welt durch den Totalitarismus faschistisch-nationalistischer Prägung zu beenden und an die Stelle der vertragsbrüchigen Machtpolitik eine vom Vertrauen auf die Unverbrüchlichkeit feierlich eingegangener Verpflichtungen überzeugte Gemeinschaft freier Nationen zu setzen, verfolgt der östliche Totalitarismus, der im Faschismus eine Ausgeburt des Kapitalismus sieht, völlig andere Ziele. Die „Eine Welt“, wohin auch nach den Vorstellungen der westlichen Mitglieder die UNO führen soll, ist in seinen Augen die durchzentralisierte bolschewistische Welt. Entsprechend diesen Anschauungen mußte es dem östlichen Totalitarismus darauf ankommen, sein Herrschaftsgebiet so weit vorzuschieben wie eben möglich.“ (Geschichtliches Unterrichtswerk, *Die neueste Zeit*, Oberstufe Bd. III, S. 238 und S. 253 f., Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn, 1956)

Es ist hier nicht der Ort, sich mit den prinzipiell falschen Gleichsetzungen zu befassen, die in dem „Totalitarismus“-Begriff enthalten sind. Abgesehen von solchen Denkfehlern und schon im Ansatz verfälschenden Vorstellungsbildern, ist der auf das Niveau von Oberschülern gebrachte Antikommunismus unverkennbar, der in gerader Linie fortsetzt, was man schon in einem aus der NS-Zeit stammenden Lehrbuch unter der Überschrift „Der Bolschewismus als Weltfeind“ lesen konnte: „Die „kommunistische Internationale“ (Komintern) wollte von

Rußland aus in allen Ländern den Umsturz der bestehenden Ordnung, die Weltrevolution, vorbereiten . . . Deutschland wird in seinem Kampf gegen den Bolschewismus unterstützt durch Japan, das in Ostasien einen Staatenblock gegen die Weltgefahr begründet.“ (Geschichte der deutschen Nation, S. 146 f., Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt/M., 1943)

In dem zuvor zitierten geschichtlichen Unterrichtswerk (Paderborn, 1956) klingt das Thema der „Weltgefahr“ wieder an; damit versuchen die Verfasser den Überfall Hitlers auf die Sowjetunion quasi zu rechtfertigen (Zerschlagung des „Weltkommunismus“) und das Mißlingen dieses Vorhabens damit zu begründen, daß Hitler „freilich“ auch den „deutschen Lebensraum“ ausweiten wollte, aber die Stärke der Sowjetunion unterschätzte. Das „Rußland“-Bild dieses Lehrbuches verbietet es von selbst, der Tatsache Rechnung zu tragen, daß die Hauptlast der Kriegsführung gegen das faschistische Deutschland auf der Sowjetunion lag und die westlichen Alliierten durchaus nicht bereit waren, „von 1941 an“ der UdSSR „uneingeschränkte Unterstützung“ zu geben, vor allem ihre Zusage der Eröffnung einer zweiten Front zu erfüllen. Mit dem Hinweis, daß der Westen nach Kriegsende sein Vertrauen auf die „Unverbrüchlichkeit feierlich eingegangener Verpflichtungen“ und auf die „Gemeinschaft freier Nationen“ gesetzt habe, die Sowjetunion aber „völlig andere Ziele“ verfolge, soll dem Schüler die Gefährdung der „freien Nationen“ durch den „östlichen Totalitarismus“ suggeriert werden.

Konsequenterweise erklärt ein später erschienenes Schulbuch denn auch unmöglich: „Die Völker des freien Europa haben auch erkannt, daß sie nur gemeinsam stark genug sind, um die Bedrohung durch den sowjetisch gelenkten Weltkommunismus abwehren zu können. Unter der Führung der USA haben sich die meisten Länder Westeuropas im Nordatlantikpakt (NATO) militärisch verbündet.“ (Geschichte, Band 3, S. 195, Beltz-Verlag, Weinheim, 1968) Ebenso deutlich heißt es in einem anderen Lehrbuch: „Abgeschirmt durch den „Eisernen Vorhang“ setzten die Sowjets die Beherrschung der mittel- und osteuropäischen Völker ins Werk. Es besteht kein Zweifel, daß es ihr Ziel ist, weitere Länder — vor allem Deutschland — in ihre Gewalt zu bringen.“ (Wir erleben die Geschichte, Bd. 2, S. 242, Bayerischer Schulbuchverlag, München, 1968)

Von dieser Behauptung führt der Weg direkt zurück auf die Begründung, die das erwähnte Nazi-Lehrbuch für den deutschen Überfall auf die Sowjetunion gab: „Unendliches Unheil drohte über Deutschland hereinzubrechen. Daher entschloß sich der Führer, die deutsche Wehrmacht zum Entscheidungskampf zur Rettung Europas vor dem Bolschewismus antreten zu lassen (22. 6. 1941).“ (Geschichte der deutschen Nation, 1943, S. 161)

Ohne Zweifel müssen unsere Schulen endlich einmal Schulbücher erhalten, die nicht „aus anderen Schulbüchern“ herzuleiten, sondern aufgrund sorgfältiger Studien der einschlägigen Fachliteratur und der zeitgeschichtlichen Dokumente zu erarbeiten sind. Eine Politik des Friedens und der Verständigung, wie sie

durch die „Ostverträge“ der Regierung Brandt/Scheel möglich werden kann, ist gegen reaktionäre Rückfälle nur abzuschirmen, wenn die Erlasse fallen, die aus dem Kalten Krieg stammen; wenn die Zulassungsverfahren für Lehrbücher in Übereinstimmung zu der Verfassung und den völkerrechtlichen Verpflichtungen der BRD gebracht werden; wenn Lehrer, Schüler und Eltern, Jugend- und Gewerkschaftsorganisationen auf eine Korrektur der bisherigen Schulbücher drängen.

Ernst Hueber Deutsch in der SU — Russisch in der BRD

Während einer mehrwöchigen Reise hatte ich wiederholt Anlaß, über das Interesse zu staunen, das man in der Sowjetunion der deutschen Sprache und der deutschen Kultur entgegenbringt. Ich sprach mit Vertretern offizieller Stellen und mit Privatpersonen, mit Schriftstellern, Übersetzern deutscher Literatur, Direktoren von Schulen und deren Schülern, mit Universitätsprofessoren und Studenten und begegnete in diesen vielfältigen Gesprächen nicht nur einer überraschenden Aufgeschlossenheit, sondern vielfach sogar einer ausgesprochenen Wißbegier in allen Fragen, die mit dem Kultur- und Geistesleben in der Bundesrepublik zusammenhängen.

Dieser längere Aufenthalt in der UdSSR zeigte mir wieder einmal deutlich, wie tief verwurzelt die Beziehungen der beiden Völker auf geistiger und kultureller Ebene sind. Immer wieder wiesen die sowjetischen Gastgeber auf die jahrhundertealte Tradition eines fruchtbaren Gedankenaustausches hin, um deren Fortsetzung sich beide Partner ernsthaft bemühen müssen.

Die sowjetischen Gesprächspartner erinnerten daran, daß schon der Barocklyriker Paul Fleming auf seinen Rußlandreisen bis nach Astrachan kam und in begeisterten Gedichten die Freundschaft zwischen Wolga und Rhein verherrlichte. Auch Goethe pflegte den Kontakt mit bedeutenden Vertretern des russischen Geistesleben, unter ihnen Karamsin, der bekannte russische Historiker und Schriftsteller, und Wilhelm Küchelbecker, Puschkins engster Freund. Heute noch ist in einem Moskauer Museum auf Puschkins Schreibtisch ein vergilbter Feder-

kiel zu sehen, den Goethe Puschkin schenkte. Schiller zeigte besonderes Interesse für russische Geschichte. Sein letztes Drama „Demetrius“ legt beredtes Zeugnis davon ab. Umgekehrt wurden seine Werke sehr früh ins Russische übersetzt, und es ist erwiesen, daß Schiller einen ungeheuren Einfluß auf das progressive russische Denken und auf das literarische Schaffen Gogols, Alexander Herzens und vieler anderer hatte. Dostojewskij schrieb: „Schiller hat in der russischen Seele ein Brandmal hinterlassen.“ Gerade anlässlich des Heine-Gedenkjahres sollten wir uns auch daran erinnern, daß vor 100 Jahren Rußland eine wahre Heine-Welle erlebte.

Mein ganz persönliches Interesse galt dem Deutschunterricht in der Sowjetunion, und so benutzte ich jede Gelegenheit zum Besuch von Schulen, insbesondere von Unterrichtsstätten, an denen Deutsch gelehrt wird. Ich überzeugte mich in mehreren Dolmetscher-Instituten von den ausgezeichneten Deutschkenntnissen der Studierenden und den modernen Sprachlaboreinrichtungen. Ferner besuchte ich Schulen mit verstärktem Fremdsprachenunterricht. Im Volksmund werden diese Schulen einfach als deutsche, englische und französische Schulen bezeichnet.

Nach der letzten Statistik aus dem Jahre 1957, die über die Schülerzahlen in den verschiedenen Fremdsprachenfächern Aufschluß gibt, entfielen auf den Deutschunterricht 4 197 700 Schüler, auf den Englischunterricht 1 519 100 Schüler, auf den Französischunterricht 327 000 Schüler und auf den Spanischunterricht 1900 Schüler. Eine neuere offizielle Statistik wurde seitdem wegen der rasch aufeinanderfolgenden Änderungen der Zahlen nicht mehr veröffentlicht, doch kann man aufgrund der Auskünfte, die von zuständiger Stelle erteilt wurden und an Hand der verfügbaren Zuwachszahlen bei Lehrkräften und Schülern folgende Schätzung aufstellen: Deutschunterricht: 4,8 Millionen Schüler; Englischunterricht: 5,2 Millionen Schüler; Französischunterricht: 1,3 Millionen Schüler; Spanischunterricht: 40 000 Schüler; also Englisch 40 Prozent, Deutsch 30 Prozent, Französisch 20 Prozent, Spanisch und alle übrigen Sprachen ca. 10 Prozent. Erreicht werden diese Zahlen allerdings nur in den größeren Städten, in denen für die einzelnen Sprachen genügend Lehrkräfte vorhanden sind. Auf dem Land verschiebt sich das Bild infolge des noch nicht überwundenen Lehrermangels.

Das Schulsystem der SU trennt nicht wie das der meisten westlichen Länder die Höhere Schule von der Grundschule ab. Der Besuch der achtklassigen Grundschule beginnt für alle schulpflichtigen Kinder nach der Vollendung des 7. Lebensjahres. Daneben führen 10- bis 11klassige allgemeinbildende Schulen, die auf dem Stoff der achtklassigen Grundschulen aufbauen, zur Hochschulreife. Diese zehnklassigen allgemeinbildenden Schulen sind mit den verschiedensten Fachrichtungen gekoppelt. So gibt es beispielsweise Schulen mit polytechnischer, künstlerischer, kaufmännischer oder besonderer sprachlicher Ausrichtung. Der Abschluß einer 10- bis 11klassigen allgemeinbildenden Schule berechtigt theoretisch zum Besuch einer Universität oder Hochschule. Theoretisch deshalb, weil angesichts des ungeheuren Andrangs zu den Hochschulen ein außerordentliches

strenges Auswahlprinzip den Eintritt in eine Hochschule regelt. Der Fremdsprachenunterricht an den allgemeinbildenden Schulen ohne sprachliche Fachausrichtung beginnt in der 5. Klasse. Die Zahl der Unterrichtsstunden in der Fremdsprache ist folgendermaßen gestaffelt: im 5. Unterrichtsjahr 4 Stunden pro Woche; im 6. und 7. Unterrichtsjahr 3 Stunden, im 8., 9. und 10. Unterrichtsjahr je 2 Stunden. Auf diese Weise soll sich der Schüler in den Jahren, in denen die Erlernung einer Fremdsprache noch besonders leichtfällt, grundlegende Sprachkenntnisse aneignen, damit die Aufmerksamkeit in den höheren Klassen auf das Studium anderer allgemeinbildender Fächer gerichtet werden kann. In den zehnklassigen Schulen mit fremdsprachlicher Ausrichtung beginnt der Unterricht in der 1. Fremdsprache bereits im 2. Unterrichtsjahr. Eine zweite Fremdsprache kommt in den höheren Klassen hinzu. In diesen Schulen, von denen es in der Sowjetunion z. Zt. rund 700 gibt, ist die Schülerzahl auf maximal 30 für jede Klasse beschränkt. Im Sprachunterricht werden diese Klassen noch einmal in Gruppen von höchstens 10 Schülern unterteilt. Von der 7. Klasse an werden verschiedene Fächer — im Normalfall Geschichte, Geographie und Literatur — in der Fremdsprache unterrichtet.

Ich besuchte die Moskauer Schule Nr. 3, in der verstärkter Deutschunterricht gegeben wird. Die Direktorin zeigte für den Besuch eines westlichen Gastes großes Interesse und Entgegenkommen und begleitete mich beim Gang durch die Schule, in der die Aufschriften an allen Türen zweisprachig sind, ebenso die Plakate und die Bildunterschriften an den Wandtafeln im Klassenzimmer. Die Schule trägt den Namen Otto Grotewohls, eines der sichtbaren Zeichen für den engen Kontakt, der zwischen der Schule und den zuständigen Stellen der DDR besteht. Wie ich aus Gesprächen erfuhr, erstrecken sich diese Kontakte nicht nur auf die offizielle Förderung der Schule, sondern auch auf zahlreiche persönliche Verbindungen zu gleichaltrigen Schülern in der DDR. Wie sehr sich die DDR um Förderung dieser Schulen bemüht, zeigt sich bei einem Blick in die Schulbibliothek. Die Bücher dort stammen — soweit es sich nicht um russische Veröffentlichungen handelt — fast ausschließlich aus der DDR. Dagegen sind die Lehrbücher in jedem Fall von sowjetischen Autoren verfaßt und in der UdSSR selbst hergestellt. Lehrbücher sind in der Sowjetunion übrigens im Vergleich zu westlichen überraschend billig. So kostet beispielsweise ein Deutschlehrbuch von 340 Seiten, in Halbleinen gebunden, mit zahlreichen farbigen Zeichnungen und einigen zusätzlichen farbigen Tafeln nur 35 Kopeken, also nach dem offiziellen Umrechnungskurs DM 1,40. Überdies sind Lehrmittel für die Schüler an den meisten Schulen kostenlos. Wie in vielen anderen Schulen überraschten mich auch die Schüler in Schule Nr. 3 mit ihren überdurchschnittlichen Deutschkenntnissen. Von Anfang an wird mit den Schülern im Deutschunterricht die freie Rede, das Lesen von Prosastücken und das Rezitieren von Gedichten geübt. Sehr beliebt bei Schülern, Eltern und Lehrern sind Aufführungen deutscher Theaterstücke. Die Schüler waren mit Recht stolz darauf, daß sie die Stücke zum Teil

nicht nur selbst inszenieren, sondern im Werkunterricht auch eigene Kostüme anfertigen. Außerdem verfügt die Schule auch über ein Schulorchester, das bevorzugt Werke deutscher Komponisten spielt. So beschränkt sich der Unterricht nicht allein auf die Sprache, sondern er versucht, die Schüler auch mit der deutschen Kultur und Geistesgeschichte vertraut zu machen.

Ein ähnliches Bild bot sich mir beim Besuch der einzigen Moskauer Internatschule mit verstärktem Deutschunterricht. Die Leistungen waren hier sogar noch besser als in der zuvor geschilderten Tagesschule, da sich hier die Lehrkräfte auch in den freien Stunden den Schülern widmen. Ein Schüler dieses Internats schrieb mir seinen Tageslauf auf: 7 Uhr Wedken; 7.15 bis 7.30 Uhr Morgengymnastik, Waschen; 7.30 Uhr Frühstück; 8 Uhr Spaziergang im Hof; 8.30 bis 11.05 Uhr drei Stunden Unterricht; 11.05 bis 11.35 Uhr große Pause; 11.35 bis 14.10 Uhr drei Schulstunden; 14.10 bis 15 Uhr Mittagessen; 15 bis 16 Uhr Spaziergang im Schulhof, Spiele; 16 bis 18 Uhr Vorbereitung der Hausaufgaben; 18 bis 19.30 Uhr Spaziergang und Arbeit in verschiedenen Zirkeln; 19.30 Uhr Abendbrot; 20 bis 21 Uhr Lesen schöpferischer Literatur; 21 Uhr Nachtruhe für die Unter- und Mittelstufen (Klassen 1 bis 8); 22 Uhr Nachtruhe für die Oberstufe (Klassen 9 bis 10).

Der Unterricht wird auch an dieser Internatsschule nach den für das ganze Land einheitlichen Lehrplänen geführt. Die Schule hat einen Verwaltungsdirektor, der für Organisation und Disziplin des Internats verantwortlich ist, und einen schulischen Leiter, der in allen Unterrichtsfragen zuständig ist. Er muß vor allem den Unterricht überprüfen und dafür sorgen, daß er nach den streng vorgeschriebenen Methoden erfolgt. Neue Unterrichtsmethoden dürfen nur mit besonderer Genehmigung in einzelnen Schulen erprobt werden. Bewährt sich eine neue Methode, so wird sie durch ministeriellen Erlaß als verbindlich für alle Schulen des entsprechenden Typs erklärt und kann erst dann allgemein Anwendung finden. Wie streng die Überwachung der Lehrpläne gehandhabt wird, zeigt die Tatsache, daß allen Dozenten das Unterrichtspensum für jede einzelne Woche des Schuljahres detailliert vorgeschrieben ist.

Die Schulstunden, denen ich beiwohnen konnte, verliefen alle nach dem gleichen Schema: Im ersten Teil Überprüfung der Hausaufgaben und Wiederholung, im zweiten Teil der neue Stoff. Im allgemeinen trägt der Lehrer den neuen Stoff vor und prüft dann durch Fragen, ob die Schüler seine Ausführungen in sich aufgenommen haben. An dieser Stelle des Unterrichts ist auch den Schülern die Gelegenheit gegeben, Fragen zu stellen. Zum Ende der Stunde faßt der Lehrer den alten und den neu behandelten Stoff kurz zusammen und stellt den Schülern neue schriftliche oder mündliche Aufgaben für die nächste Stunde. Die Fortschritte der Schüler werden in regelmäßigen Abständen durch Tests geprüft, aus denen die Zwischennoten ermittelt werden (die beste Leistung wird mit 5, die schlechteste mit 1 bewertet). Sehr aufschlußreich war es, am Beispiel der Internatsschule feststellen zu können, daß sich das Schwergewicht im Deutschunter-

richt allmählich von der reinen grammatischen Analyse auf die Beherrschung der gesprochenen Sprache und Konversationsübungen verlagert, wobei auch immer mehr mit technischen, besonders mit auditiven und visuellen Hilfsmitteln gearbeitet wird.

Die Erfahrungen, die ich im Verlauf meiner Reise durch die Sowjetunion machen konnte, waren so positiv, daß ich es mehr denn je als meine Aufgabe betrachte, für gegenseitiges Verständnis zu werben und auch von unserer Seite aus Interesse an den Problemen der Sowjetunion zu wecken und zur Förderung der russischen Sprache beizutragen.

Im Gegensatz zu dem großen Interesse an der deutschen Sprache in der Sowjetunion, wird die russische Sprache in der Bundesrepublik immer noch stiefmütterlich behandelt, obwohl Russisch zu den wenigen großen Weltsprachen zählt. Erfreulicherweise zeigt sich jedoch hier eine steigende Tendenz: Innerhalb eines Jahrzehnts war in den Oberschulen der Bundesrepublik Deutschland eine hundertprozentige Zunahme festzustellen: 207 Oberschulen mit 4488 Schülern im Jahre 1958 und 413 Schulen mit 8436 Schülern im Jahre 1968.

Im Jahre 1972 wurde an 20 Universitäten und 505 Schulen, darunter auch Sprach- und Dolmetscherinstitute sowie Einzellehrgänge, Russischunterricht erteilt. Die Gesamtzahl der Lernenden betrug 40 000. Außerdem laufen seit einigen Jahren Fernsehkurse „Russisch für Sie“, im Augenblick beim Südwestfernsehen S 3 für das Saarland, Rheinland-Pfalz und Baden-Württemberg. Diese Kurse finden außerordentlich Anklang, ihr Teilnehmerkreis kann jährlich auf etwa 10 000 beziffert werden, so daß die gegenwärtige Gesamtzahl sich auf etwa 50 000 Russischlernende erhöht. Ab Januar 1973 wird dieser Russischkurs auch im westdeutschen Fernsehen gesendet. In unserem Verlag „Hueber-Sprachen der Welt“ nimmt das Russisch-Programm einen hervorragenden Platz ein. In Zusammenarbeit mit dem Verlag Enzyklopädie in Leipzig veröffentlichten wir Lehrbücher (Weltsprache Russisch, Russisch für Sie) zur Grammatik, Aussprache, Idiomatik, Formenlehre, Syntax, Fachsprache, auch Wörterbücher, Sprachführer, Lektüren und Zeitschriften.

Sowjetische Autoren tragen zur Vervollständigung des Programms für Russisch und für die Slawistik bei.¹ Umgekehrt erscheinen aber auch in unserem Germanistik-Programm sowjetische Autoren.²

Zu den Übersetzungen: in der Bundesrepublik bleibt die Zahl der aus dem Russischen übersetzten Bücher noch weit hinter den französischen und englischen Werken zurück, immerhin ist sie aber in den letzten Jahren ständig angestiegen. An Anknüpfungspunkten für verstärkten kulturellen Austausch fehlt es also nicht, und es wäre außerordentlich zu begrüßen, wenn der Moskauer Vertrag auf dem kulturellen Sektor mit weiterem Leben erfüllt wird.

¹ Letzte Neuerscheinung auf diesem Gebiet war eine Anthologie sowjetrussischer Prosa nach 1945 von Grischin, die u. a. folgende Autoren enthielt: Aksjonow, Bondarew, Ehrenburg, Fedin, Fadew, Katajew, Leonow, Paustowskij, Pasternak, Simonow, Scholochow.

² Im Augenblick werden zwei bedeutende Werke ausgeliefert: von Pawlow „Die substantivische Zusammensetzung im Deutschen als syntaktisches Problem“ und von Admoni „Die Entwicklungstendenzen des deutschen Satzbaus von heute“.

1

Der Plan: eine Arbeit über sowjetische Gegenwartsliteratur, speziell über Jewtuschenko. Das müßte man mal an Ort und Stelle nachprüfen. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft gewährte ein dreimonatiges Stipendium für den Herbst 1971. Winterstiefel, Waschmittel und Büchsenöffner: alles für eine richtige Expedition. Im Wartesaal dritter Klasse steigerten Betrunkene und melancholische Gastarbeiter die Mischung aus Unbehagen, Neugier und Ängstlichkeit. Um Mitternacht der D-Zug mit russischem Wagen und Schaffnern, in einer Ecke schmurgelte ein Teeofen ein Stück Rußland durch die Welt — wie wird die Metropole des Kommunismus aus der Nähe aussehen? Ich habe mir darüber noch keine Gedanken gemacht.

Nicht wahr, es gibt dort kein frisches Obst? Haben Sie, außer in Beriozka-Läden, Zitronen gesehen? Die Russen haben keine Privatautos, nur die Parteibonzen? Es stimmt doch, daß alle kritischen Schriftsteller in psychiatrische Kliniken kommen? Stehen die Leute immer noch Schlange? Keine westliche Zeitungen — das muß doch fürchterlich sein?

Ja, es war fürchterlich — nach der Rückkehr, als er die bösartigen Fragen zu korrigieren versuchte, gelegentlich auf hiesige Zustände verwies und fragte, woher denn die Frager ihren so sicheren neutralen Beobachtungsort her hätten. Die Neugier schlug in Ablehnung um. „Rußland ganz in rosa“ schrieb eine Bayreuther Zeitung, als er seine Zuhörer enttäuscht hatte über soviel Erfreuliches — und so viel Unerfreuliches über die BRD. Je genauer er danach die westdeutschen Zeitungen las, desto unerträglicher wurde die Schizophrenie: kaum ein Tag ohne ein Aperçu gegen die kommunistischen Länder; Neostalinismus, Dogmatismus, Verfolgung, Parteischablonen, Scheinfreiheit, Kollektivismus, Sozialismus: diese Schimpfworte waren im Umlauf. Und als er sich dagegen öffentlich gewehrt hatte, fielen die Visiere zu, es folgte die Aussperrung aus dem Feuilleton, für das er bislang geschrieben hatte. Woran lag dieser unversöhnliche Haß?

2

Zwei Tage rollte der D-Zug, eine Schlafwagendampfwalze, gemächlich über Frankfurt/Oder, die Oder, polnische Soldaten, das sind also die Polen, Pferdewagen, nachts Brest, warum heißt das Heldenfestung, jetzt bist du also in Rußland. Er sagte es sich laut vor bis es richtig rollte: Rußland — Am weißrussischen Bahnhof kam er an: seine Russischkenntnisse waren mit einem Schlag verschluckt. Angekommen, ratlos, kauerst auf Koffern, kein Taxi: so ein Mist. Vor der Halbkreisfassade des Bahnhofs fädelten sich diszipliniert Leute in die Taxiwarteschlange. Endlich, nach 10 Minuten bist du dran: zur Universität, MGU. Das Taxi, ein alter Wolga, rumpelte los, die Tachonadel kletterte auf 80, 90, 100,

dort drüben, sagte der Taxifahrer, das Nowodejwitschi-Kloster, da ist kürzlich Chruschtschow begraben worden. Aha. Das wird den Fremden interessieren. Sag nichts, vielleicht ist es ein Spitzel. Später besuchte er diese rotsteinige Klosterfestung, Fresken an der Kirchenwand, Ikonen, Drachenkämpfe, wüst in den Farben, Dämonen: wahnsinniges Mittelalter und natürlich besuchte er auch den Friedhof, auf dem fast ausschließlich Generale begraben sind, um Chruschtschows Grab zu sehen, mit mehr Blumen als anderswo. Das Foto zeigte ein bärisches Schlitzohr. Dann platzte aus den Herbstbäumen der Koloß der Universität und er erschrak. Unsicher kam er an die Tür und immer saß jemand an jeder Tür und schien beschäftigt. Die Formalitäten wurden erledigt, er wurde wieder Fußgänger. Hast war keine russische Erfindung. Jetzt bist du also da.

3

Natürlich ist das eine Ausnahmesituation: Nicht als Tourist, nicht als offizieller Gast, sondern Stipendiat. Das Mosaik wird bruchstückhaft bleiben. Zu groß war der Moskauer Stadtplan in seinem Zimmer in der MGU, das er allein bewohnte — mit Vorraum, WC und Dusche. Als er nach 14 Tagen immer noch keinen Aufpasser hinter sich sah und in seinem Zimmer trotz sorgsamem Abklopfen kein Mikrofon fand, seine Schubladen nicht durchwühlte fand, im Nebenzimmer ein junger Wissenschaftler aus der DDR wohnte, wurde er unbefangener und machte Streifzüge. Nirgends sonst als in Moskau ertappte er sich bei einer überwachten Aufmerksamkeit. Das mitgebrachte Fremdbild steckte in den Knochen.

4

Häuser prägten sich ein. Klassizismus und Neubauten klopften sich auf die Schultern. Als er mit einem Bus in die verkehrte Richtung gefahren war, sah der Vorort ländlich und wie Neuland aus. Nachts auf dem Roten Platz: das ist er also; die bunte Basiliuskathedrale, das Mausoleum — nein, du gehst nicht hinein, du magst keine Toten sehen. Warum stellen sie sich in langen Schlangen an, um Ihn zu sehen? Warum diese Marionetten von Wachsoldaten? Er geht um den Kreml herum, kommt mit der Größe kaum nach. Am anderen Morgen brennt die Herbstsonne auf die Kuppeln der Kremlkirchen: Schönheit bildet sich hier aus Synthesen — Moskau wird zu einem Magazin.

5

Unsichere Rundgänge aufs Gradewohl. Der Oktoberwind fährt in die Mäntel, breitbeinig zwischen Neubauten, in den Siedlungen wie Stützpunkte Kliniken, Kindergärten und Kinos — und Kirchen; vier Ka's an Nachmittagen, in einem Friedhofsgarten eine der Kirchen, er wunderte sich über ihre Vielzahl und hatte sie sich abgerissen oder als Museen vorgestellt. In einer sprach ein Pope zu seinem Volk. Das Wort Glauben fuhr kläffend wie ein Schäferhund um seine Herde: alte, schöne Gesichter, die die Gegenwart abwehrten. An einem Kirchenfeiertag, nicht weit von dem Drei-Bahnhofsplatz, jeder Bahnhof ein Startplatz zu schein-

bar monatelangen Expeditionen und Reisen, vollgepflastert mit Apfelsäcken und Koffern, geriet er in die große Kathedrale, die französischgrüne, und die Alten standen dichtgedrängt. Kein Polizist? Kein Polizist!

6

Mit der Metro hinaus: Industrielandschaft, dann franst die Stadt aus, auf einem Hügel Kloster Kolomenskoe. Diesmal die Kirchenkuppeln königsblau, ein Hochzeitspaar fuhr mit einer Tschajka vor, Goldsterngesprengeltes. Im Septembergras saß ein Mann und hetzte mit seinem Pinsel dem wechselnden Licht nach: er malte die Kirche ab. Den sprichst du jetzt an — aber so schnell tauten die Leute nicht auf. War es Abwehr vor dem Fremden? Vor dem Westdeutschen? Er hatte DDR-Soldaten in Uniform in der Stadt gesehen, als wären es Einwohner. Nicht wahr, die Russen haben Angst vor uns? Doch niemand störte sich an seinen langen Haaren. Endlich und umständlich kamen wir ins Gespräch. Werden die Verträge ratifiziert? Was sind das für Überfallfragen? Der Mann arbeitete in einem Chemiekombinat und malte in seiner Freizeit. Ich rekapitulierte die Moskauer Zeitungen der letzten Wochen: kaum eine ohne ausführliche Berichte aus der BRD. Ja, die Verträge werden ratifiziert, verscheuchte ich die Frage. Und dann, die unvermeidbare Frage kam: was ist mit den Neonazis? Ach Gott, die NPD, das ist doch ein kümmerlicher Haufen! Aber die CSU! Die CSU! Lest doch den Bayernkurier, dann wißt ihr, welche Sprache der Faschismus heute bei uns spricht. Und was ist mit der Arbeitslosigkeit? Ach, dieses lächerliche Prozent! Und die höhere Arbeitslosenquote im bayerischen Wald? Und was ist mit der Wahl des freien Arbeitsplatzes, wenn Betriebe schließen? In den De-jure-Möglichkeiten ist die Westseite immer eine Nasenlänge voraus — nein, entschloß ich mich, es gibt bei uns, im Gegensatz zu den USA, keine Arbeitslosigkeit. Und was ist mit Kurzarbeit und Aussperrungen nach Streiks und bei sinkender Konjunktur? Ohne Schadenfreude fragte der Russe wunde Stellen der freien Marktwirtschaft bloß. Wie ich auch fragte, in der UdSSR gibt es keine Angst bezüglich der Arbeitsplätze, und wenngleich manche Wohnverhältnisse beengt waren, zwei, drei Familien sich in eine Küche teilen mußten, es gab keine Ohnmacht gegenüber Maklern oder Hausbesitzern. Er entdeckte, wie er auf Fragen vorprogrammiert war. Was verdient hier einer, wie hoch sind die Mieten? Bei 150 Rubeln, umgerechnet 600 Mark, machen die Mieten zwischen 7 und 12 Rubeln ein schönes Prozent aus.

7

Wie wäre diese Stadt in den Griff zu bekommen? Nicht der Faszination der Architektur erliegen — schwelt etwas unter der Oberfläche? Als ich durch die Stadt ging, Verkaufsbuden sich einprägten, die Gelassenheit der Leute immer deutlicher wurde, endlich einmal nicht verfolgt von Kaufanträgen und greller Werbung, nur an einer Ecke ein Schild entdeckte mit einem Hinweis auf die

Erfüllung des Parteitagsbeschlusses mit Leben, mich mit einigen stereotypen Wendungen in den Zeitungsüberschriften abgefunden hatte, fiel mir ein Satz aus Max Frischs Reisetagebuch ein, das 1971 in der *Süddeutschen* veröffentlicht worden war: „Keine Diskussionen. Hier gibt es nur Lösungen.“ Aber es wurde doch in Zeitungen diskutiert — er mußte sich erst daran gewöhnen, daß der gewohnte Pluralismus (mit all seinen Vortäuschungsmechanismen) hier nicht stattfand, daß hier eine Basis gegeben war. Frischs Tagebuch stand mit seiner Resignation den Gesprächen gegenüber. Da stand bei Frisch: „Ohne Kenntnis der russischen Sprache hat die Reise wenig Sinn; ein Stummfilm mit Titeln.“ Wenn das Frisch selbst eingesehen hatte, warum veröffentlichte man den Bericht einer sinnlosen Reise? Irgendjemand mußte er doch willkommen sein, welche Vorurteile bestätigte er? Hier begann sein Dilemma: Du darfst hier vieles schön finden, sogar besser finden, man glaubt dir, daß das Eis schmackhafter als das italienische ist, die Bäckereien delikater als in Wien, die Abhängigkeit von denen entfällt, denen die großen Kapital- und Sachwerte allein gehören — aber für die Ursachen der im Vergleich konstanteren Preise und niedrigen Mieten darfst du nicht sein. Natürlich hast du's schwer, den Wodkakonsum mit Kommunismus zu erklären, obgleich dir außer zwei Angehöerten und zwei reichlich betrunkenen Studenten keine Besoffenen begegnet sind. Und das alles weiß man auch dort. Als wieder einmal ein Taxifahrer die alte Platte vom Krieg auflegte, raunzte er ihn an: die junge Generation in der BRD will doch keinen Krieg. Aber wer war schon die junge Generation? Es war keine Abwehr, sondern eine ganz verbissene Friedensliebe. Er erinnerte sich an Reisen nach Italien, Frankreich, Bulgarien, Griechenland und die Türkei — nirgends wurde so nachdrücklich von Frieden geredet und doch sah er viel Militär. Wie ließ sich das in Zusammenhang bringen? Wenn es sich neben der Arbeit in der Leninbibliothek einrichten ließ, ging er ein paarmal die Woche ins Kino; billig war das Vergnügen. Hier beginnen die Kinos schon am Vormittag und meistens sind sie ausverkauft. Warum haben die Leute soviel Zeit? Warum stellen sie sich eine Stunde für Kinokarten an? Das gab es doch bei uns nicht. Immer stärker verdichtete sich der Eindruck jener merkwürdigen Souveränität: so selbstsicher wie sich die Verkäuferinnen mit ihrer erotischen Schnippischkeit nicht um Kunden rissen, so selbstsicher gingen die Leute durch die Stadt, fuhren sie im Bus — jeder ein Souverän, der weiß, daß hier zwar noch lange nicht alles geschafft ist, aber die Grundvoraussetzungen geschaffen sind. Nur wenige Spuren davon hatte er in Berichten westdeutscher Reisender gefunden — er war doch kein Slawophiler; sondern nur der erste westdeutsche Schriftsteller, der bislang am längsten in der UdSSR gewohnt hatte. So kam er immer vom Hundertsten ins Tausendste — also zurück zu den Filmen. Im Kinotheater, ja Theater heißen die Kinos, gab es „Goya“; die Karte hatte er durch 40 minütiges Anstehen erworben. Goya: eine DDR-UdSSR-Koproduktion, keine Klischees, sondern wie Goya, der Maler des

spanischen Hofes, ein Abhängiger von Herrschenden, die Wirklichkeit der Macht erfährt, daß Macht keine abstrakte Größe ist, sondern auf Personen reduziert wirkt. Goya erfährt, daß Kunst an der Politik nicht ungeschoren vorbeisegeln kann — daß auch das Unpolitische gewissen Politikern paßt. Auch technisch ein guter Film; man glaubte den spanischen Hintergrund, bis einmal die ‚spanische‘ Stadt in der Totale gezeigt wurde und da erinnerte er sich: das war doch Dubrovnik. Aber sonst fiel das niemand auf. Ihn verwunderte die Länge der Filme. Tags darauf die Verfilmung des satirischen Romans „Die 12 Stühle“. Auch hier die wuchernde Liebe zum Detail. Das jeweils vorausgehende „Kinojournal“, eine Art Wochenschau, hinkt hinter der Aktualität her. Und dann immer wieder Kriegsfilme. U. a. „Polonais oginskogo“. Frischen sie das Gedächtnis auf? Sie verbreiten keinen Haß, sie erinnern an eine Wunde. Der Tod aber tritt als Held auf. Stimmt sein Verdacht, daß solche Filme eine ähnliche Rolle wie bei uns die Western spielen, in denen auch klare Verhältnisse herrschen? Oder ist es der Fetisch der Erinnerung oder ist diese Vergangenheit des faschistischen Überfalls ein Trauma, so daß du nach dem Film sagen kannst: das haben wir endlich hinter uns. Erstaunlich wenig Resonanz fand in Leningrad ein Film über einen sehr kritischen jungen Mann und dessen Mutter, die sich mehr und mehr in privaten fetischistischen Abhängigkeiten verstrickt. Ein anderer Film, „Minuta moltschanija“, beschrieb die Distanz zwischen der jungen Generation und der Kriegsgeneration, die zwar kein Generationenproblem ist, sondern einfach zeigt, daß da etwas aus dem Bewußtsein verschoben wurde zugunsten aktueller Probleme. Der Film erinnerte ihn an ein Jewtuschenko-Gedicht: wir, die junge Generation, können nicht mehr ausschließlich in der Erfahrungswelt von Bürgerkrieg und Vaterländischem Krieg leben, wir kämpfen an einer anderen, nicht minder schwierigen Front.

8

Und dann natürlich die Faszination des Winters: Schnee lagert sich um die Häuser wie Brennglas — die „Wärme“ der Kälte verstärkt die Intimität der Stadt, ihrer alten Häuser, ihrer Neubauten, zwischen denen plötzlich zwei Busse aufeinanderzufahren: gleich muß es krachen, die Busse stoppen, Fahrerhaus neben Fahrerhaus und ein Fahrer läßt sich vom anderen Zigaretten weiterreichen und es geht weiter. Er entdeckt Trambahnfahrerinnen, Verkäuferinnen, alte Garderobierinnen, Dozentinnen: Frauen heben sich hier nicht als Zierpuppen von der Arbeitswelt ab. Die jüngeren wirken schnippisch-überlegen — doch es ist mehr Lässigkeit; der Resolutheit folgt Umgänglichkeit. Daß sie gierig nach westlicher Mode seien, konnte er nicht in vollem Umfang bestätigen: Soso, so zieht man sich also bei euch an; wir machen sowas auch selbst. Ihre Kleider erdrücken nicht die Individualität der Gesichter. Es gibt bei manchem Kleidungsstück Engpässe. „Nein, über Sex wird nicht in unseren Zeitungen geschrieben. Vielleicht müssen wir da noch etwas nachholen. In unseren Zeitungen ist

von familiären Problemen die Rede; zum Beispiel heut in der *Prawda*: das ist doch unmöglich, wie sich dieser Vater, noch dazu ein Fabrikdirektor, seinem Sohn gegenüber benimmt, aber auch der Sohn macht sich mit dem Mädchen zu leicht. Oder das: warum macht ein Kind schlechtere Hausaufgaben? Weil, antwortet ein Pädagoge, die Eltern zu sehr mit Befehlen operieren.“

9

Rundgänge. Um den Roten Platz, von der Moskwa weg, legen sich zwei weite Ringe: Boulevards mit Grünzonen, deren Bänke noch abends bei leichtem Schneefall besetzt sind: wo es geht, wird geredet. Zusammensein steht über dem Alleinsein. Auch das wirkt therapeutisch. Bei den Rundgängen Denkmäler: Puschkin, Dolgorukij, Gribojedow posieren für die Ewigkeit; nur die Figur Gogols vor einem Zeitschriftenredaktionsgebäude am Twerskij-Boulevard interpretiert die Spannungen des Werkes dieses Dichters.

10

Über die Moskwa zur Tretjakowgalerie: Ikonen leuchten aus dem Magazin der Geschichte. In die neueste springen Bilder hinein, als trauten sie dem Fotoapparat nicht. Die Schrecken des Naziüberfalls werden festgehalten. (Auch im intimen Museum des Jaroslawler Kreml quellen die Erinnerungen an den Befreiungskampf nicht zum hohlen Pathos auf, und sogar im Leningrader Museum bei den beiden Schiffsschnabelsäulen wuchert der Heroismus nicht aus zur Farce). Und jetzt die Gegenwart: kann man noch so malen? Ohne das Dogma der Abstraktion? Da sind Bauern mit der Ernte beschäftigt, in einem Stahlwerk schweißt einer Metall, Soldaten, Versammlungen: typische Situationen, zu Schnappschüssen erstarrt stehen die Personen in den Bilderrahmen. „Das sind wir — nicht ohne Stolz“. Wieder geht es nicht ohne Gegenüberstellung: Während der kapitalistische Realismus, so Martin Walser, den Inhalt aus der Kunst verdrängt, will es vielen Leuten nicht in den Kopf, daß in dieser Malerei endlich Arbeiter die Helden der Bilder sind. Das irritiert die Avantgardisten einer Kunst, die selten den Sprung aus ihrer elitären Ecke schafft, weil sie den Menschen und seinen Arbeitsplatz verdrängt. Hier aber gehört Kunst in den Alltag, wird ernst genommen. Das ehrt Staat und Bewohner.

Moskauer Gedichte I

In Moskau
begann ich über die BRD nachzudenken:
„Ach, kommen Sie uns doch nicht immer
mit diesen albernen Vergleichen!
Was hier faul ist, wissen wir ja;
sagen Sie uns klipp und klar,
was drüben nicht stimmt!

Berichten Sie doch mal ganz neutral!“

Ja, gern — aber von wo aus?

Wer kennt diesen neutralen Ort?

Wer kann ihn für sich beanspruchen?

Die Vorteile des Kapitalismus genießend
schließe ich seine Veränderung nicht aus.

Keine Angst! Ich lege zwischen die BRD und UdSSR
kein Pauspapier und drücke durch.

11

Sind die sowjetischen Zeitungen langweilig? Ich finde keine Journale mit aufdringlicher Werbung, keine Mord-und-Totschlag-Geschichten, vermisste weder *Bild* noch *Welt*. Lange Artikel irritieren mich, Fotos tragen nicht den Stempel des Aktuellen. Die *Prawda* veröffentlicht Artikel unter der Rubrik „Nach der Kritik“. Ich frage mich, wem nützen Artikel über das Privatleben von Onassis, Soraya, Jackie Kennedy und Udo Jürgens und wovon lenken sie ab? Welche Funktion hat der Nachrichtenüberfluß unserer Tagesschau? Welche westdeutschen Zeitungen berichten über das Innenleben von Betrieben? In der Lokalzeitung *Wetschernaja Moskwa* beklagten sich Leser, bei genauer Nennung der Ortlichkeiten, über das Nichtfunktionieren von Liften. Es scheint hier alles mehr aufs Praktische ausgerichtet zu sein. Wöchentlich erscheint die *Literaturnaja Gaseta*, formal der *Zeit* ähnlich: Politik, Wirtschaft, Ausland, Kino, Theater, Gedichte, Satire. Lediglich die Fotoklischees sind meistens miserabel. Man kann da lesen: z. B. nach einem langen Vorwort Professor Melnikows, in Auszügen die Übersetzung von Bölls „Gruppenbild mit Dame.“ Wenig später bekam ich einen Ausschnitt aus den *Nürnberger Nachrichten* per Post: Wanda-Bronskapampuch schreibt unter Bezug auf diese Ausgabe, die Bemerkung Melnikows — einige Aspekte des Böllromans seien für den sowjetischen Leser unannehmbar —, daß der Roman, wie vieles andere, dem sowjetischen Leser vorenthalten bleibe und die Herausgeber von Samisdat „spitzen schon ihre Ohren“. Inzwischen erschien dieser Propagandaprognose zum Trotz der Böll bereits in Ukrainisch in Kiew. Wem nützen solche Verdächtigungen? Ich lese, Solschenizyn würde totgeschwiegen. Immerhin nahmen in der *Literaturnaja weißrussische Schriftsteller* zu dessen neuestem Roman Stellung. Sie fragten „Welches Rußland bejammert Solschenizyn?“ Und Solschenizyn jammert — gewiß, daß ihm auch dies Honore einbringen wird. Ist es nicht merkwürdig, wenn ein Autor eines sozialistischen Landes einen Brief an den Moskauer Patriarchen schreibt (der Brief zirkulierte dann in der BRD, von einer Missionseinrichtung vertrieben) und darin den verschütteten Glauben als einzige Rettung Rußlands anpreist? Solschenizyns Mystizismus und Weltbürgerträume scheinen blind vor der Wirklichkeit. Wo aber bleibt da nun die Freiheit? Ich frage: welche? Man könnte doch, wenn der Sozialismus schon so stark ist, wie er vorgibt zu sein, negative Elemente falscher Theorien riskieren? Man könnte — aber hier kommen die Politiker zu Wort

und legen ihr Veto ein. Und das mit Recht, denn unter gesellschaftlichen Gesichtspunkten sind diese Dinge weder abstrakt, noch neutral, noch gleichgültig. Eine Literatur, die Überwundenes zusammenmixt, so tut, als hätte sich in Russland zwischen 1917 und 1971 nichts verändert, die die westliche Freiheit zur Inkarnation der Freiheit erhebt, eine solche Literatur übersieht die gesellschaftspolitischen Implikationen. Wenn man sich nun einmal für diese Form des Sozialismus entschieden hat, müssen Trennungslinien gezogen werden und der Kampf dafür führt zu Beschränkungen jener „Freiheit“. Man sollte es nicht verdrängen, daß ein Kampf geführt wird — auch wenn die Vokabel von der Sozialpartnerschaft irreführt; spätestens das CSU-Rundfunkgesetz zeigt solche Trennungslinien.

Moskauer Gedichte II

dunkelblau unten und hellblau oben
rollt die Metro an —
für 5 Kopeken Verbindungen unter der Stadt.
Moskau dröhnt auf Metrorädern
und Eure Verachtung
verdoppelt ihren Glanz,
denn die Metro gehört denen,
die sie gebrauchen zu einem minimalen Preis.

Moskauer Gedichte III

die Kuppeln von Moskau,
sie gleichen goldenen Zwiebeln —
nur läßt sich die Stadt auf Zwiebeln allein
nicht reduzieren.
Unter den fünfkuppligen Kirchen
arbeiten noch immer die Popen und segnen ihr Volk,
das schlägt seine Kreuze im gewohnten Konzept.
Wo du auch hinkommst, sie arbeiten,
spielen vor vollem Haus, es hat niemand verboten.
Das Personal stellen Pensionisten
und alte Frauen aus dem Bilderbuch.
Sie singen, ich hör das so gern,
Slawa Bogu, Ehre dem Herrn.
Radi Boga, Gottseidank,
junge Leute sind nicht mehr dabei.
Und bei uns treiben sie die Kinder noch immer
zweimal die Woche zum Religionsunterricht
und das Kultusministerium teilt das Volk
in eine katholische und eine evangelische Schicht.

12

Er fährt mit der Metro zurück, fast egalisiert sie den Richtungssinn. In einem der langen Umsteigeschächte, in dem es außer obligatem Eis, Zeitungsverkäufer, Buchstände und Ansichtskarten gibt, saß eine Frau und verkaufte einen Schallplattenstapel: Lieder russischer Zigeuner. Das schwimmende Zigeuner-restaurant auf der Moskwa fiel ihm ein, Zigeuner bei Lermontow und Puschkin — das Gewürz in der slawischen Landschaft. Bulgarien fiel ihm ein, wo die Zigeunersprache als offizielle Sprache gelehrt wird, wo niemand ihre Sommerwanderungen stört. Du Zigeuner — das kannte ich nur aus Westdeutschland. Schallplatten in der Metro — was ist das für ein komisches Verkaufssystem? Bei uns kannst du in einen Plattenladen gehen und verlangen, was du willst, es ist sicher auf Lager. Hier wird etwas produziert, auf den Markt geworfen, kommst du zu spät, ist es schon weg. Da mußt du fix sein, das erzieht zu aufgeweckten Augen. Es wird dir nichts aufgedrängt, deine Neugier steigert sich, die Ware verliert an Diktat. Und ganz natürlich gibt es auch hier noch Leute, die glauben, eine Stange amerikanischer Zigaretten sei eine Scheibe vom Paradies. Die Schallplatten sind preiswerter — und will ich mir denn, kann ich mir denn jeden Tag Beethoven und Strawinskij kaufen?

Moskauer Gedichte IV

am 7. 11. 1917
nahm die Revolution
Rußland
in ihre Hand,
oder sagen wir besser:
Revolutionäre legten Hand an.
Vier Monate später, der Krieg
war noch nicht verschmerzt,
fand im Moskauer polytechnischen Museum
ein Abend statt:
„Werke der Dichterfürsten“.
Bei dem Dichterwettbewerb
wurde Sewerjanin Erster,
Majakowskij Zweiter
und der Symbolist Balmont Dritter.
Die Poesie, mit hängender Zunge,
ist Sieger geblieben —
nicht nur im ersten Jahr der Revolution.
Die russische Poesie
kommt dem Leser entgegen,
sie bestätigt, sie übt Kritik,

sie macht sich zum Gesprächsstoff.
Gefräßig wie sie nun mal ist,
frißt sie immer mehr Papier
und bringt vor allem die Papierfabriken
in Schwierigkeiten —
beide können den Bedarf kaum decken.

13

Eine Straßenbahn hält: die aggressiv quängelnde Menge stürzt sich in die Türen, verknäult sich, jeder möchte dem anderen auf die Füße treten — so geht es doch zu bei uns. Hier pendelt sich alles in einer Reihe ein. Dieses Sich-Selbst-Einordnen ist wohltuend. Verärgert haben ihn nur Taxifahrer abends: entweder sie fuhren nicht in seine Richtung, oder grade in den Park oder hatten in 10 Minuten Dienstschluß oder sie wollten überhaupt nicht. Aber nicht alle waren so bockig. Das wog dann die Metro wieder auf, oder der Bus — noch im ölsardinendicksten reicht jeder die Kopeken des anderen weiter und den Fahrtschein aus der Selbstbedienungsrolle wieder zurück. Bombastisch seien die Metrostationen, spätbürgerlicher Protz, prunküberladen. Das klingt so, als gönne man diesem roten Proletenpack den Prunk nicht, als stünde er ihm nicht zu. Die Metrostationen der Ringbahn sind in der Tat prunkvoll: Mosaiken, historische Friese, heroische Figuren, Kronleuchter — noch nach drei Monaten hatte er sich nicht alle einprägen können. Vielleicht war da ein ungeheueres Nachholbedürfnis der Arbeiter, das sie nach dem Bau von 1935 befriedigten. Bert Brechts Moskauer Metrogedicht hat das beschrieben. Sie mußten es sich einmal beweisen: das können wir auch, das steht auch uns zu Gesicht. Inzwischen sind die neuen Stationen kühler, nüchtern, „moderner“ geworden, nicht ohne Farbe, und jede der über 50 Stationen sieht anders, individuell aus. Wie sehen die U-Bahnstationen in Berlin oder München aus? Werbeslogans überall. Wo ist nun die Uniformität? Nur die Pariser Metro ist mit ihrem stinkenden Seifenparfüm und ihrer Gammatmosphäre nicht zu übertreffen.

Was aber vermißte er in den breiten Boulevards? Waren es die nervös zappelnden Automobilklapperschlangen Roms? Es fehlten die motorisierten bunten Knallfrösche — der dröhrende Verkehr sah rustikaler aus, als wäre die Welt eine Baustelle. Außer den vielen Lkw's gab es die großen schwarzen Tschajkas, die Regierungslimousinen, dann die unverwüstlichen beiden Wolgas, den Moskwitsch, den kleinen Saporoschetz, den Lizenzflat Schiguli und die winzigen Wägelchen für Invalide. Das war das ganze Angebot. Armseliges Rußland! Nicht mal jeden zweiten Herbst wenigstens ein neues Modell, keine Autos, die schon nach einem Jahr zu rosten anfangen — alles so schrecklich praktisch und haltbar. Kunststück, sagten sie: Planwirtschaft. Aber nicht wahr, die Russen haben kaum Privat-Pkw's?! Viel weniger als bei uns — aber wie lange fahren sie vom Frankfurter Kreuz bis zum Westkreuz nach Arbeitsschluß? Und dann:

eine Metrofahrt kostet 5 Kopeken (20 Pfennig), der Bus 4, die Trambahn 3 Kopeken. Teuer, nicht wahr? Aber was ist mit den Privat-Pkw's? Die sind, sage ich lachend, erstens bei den Preisen unnötiger und zweitens, sie sind nicht so verwendungsfähig. Wenn ich einen Freund in der nächst größeren Stadt, sagen wir Nowgorod, 600 km entfernt, oder Leningrad, 800 km entfernt, besuchen will, sind Bahn und Flugzeug schneller und bequemer. Wollen Sie bei Eis und Schnee — und das sind rund 6 Monate im Jahr, und 30 Grad Kälte 800 km im Wagen fahren? Es geht natürlich zur Not. Von Nowgorod nach Leningrad, etwa 200 km, fuhr ich auch mit dem Taxi, wir waren zu viert, es kostete jeden 20 Mark. Da wurden sie sehr ärgerlich, nicht wahr haben wollend, daß manches Luxusgut nicht überall in gleichem Maße tauglich ist. Und schnell hakten sie nach: aber Sie müssen doch zugeben, daß die Moskauer Mädchen nicht mal Maximantel tragen dürfen! Worauf die Leute doch aufpassen! Nur, bei 20 Zentimeter Neuschnee und anschließendem Tauwetter möchte ich mal jemand mit Maximantel durch die Pfützen steigen sehen. So einfach erklärt sich vieles. Und wieder fiel den Enttäuschten etwas ein: Ist es nicht Überwachung, daß man Zug- und Flugreisen vorher anmelden muß? Naja, so ein Zug hat maximal soundsoviel Sitzplätze — möchten Sie 800 km (Moskau-Leningrad) stehen? Was verdrängen solche Fragen? Vielleicht das KPD-Verbot, vielleicht die Rechtmäßigkeit der Entlassung, wenn ein Bankangestellter Flugblätter für die DKP verteilt?

Moskauer Gedichte V

So ein Novembermorgen in Moskau:
Granatäpfel leuchten, vermischt mit dem Geruch
von Apfelsinen, die in allen Geschäften
den gleichen Preis kosten.
So ein Novembermorgen in Moskau:
Vor den weißen Hochhäusern des Kalinin-Prospekts
kauert grünkuppelig ein Kirchlein;
bescheiden nimmt es Platz mit seinem zierlichen Prunk
in der Andenkensammlung der Sowjetunion.
Die Zeiten der Kirchenschließungen sind vorbei.
Vorher war es nötig, ihre Macht zu bekämpfen
mit groben Mitteln — manche möchten das entschuldigen
mit den bekannten Hobelspanen; aber es war ernster:
eine Macht mußte zerbrochen werden.
So ein Novembermorgen in Moskau:
viele Leute verbringen einen Teil ihrer Freizeit
mit Schlangestehen. In den Ämtern gibt es noch viele
Grobiane: Letzteres beklagte Leonid Breschnew 1971 öffentlich.
So ein Novembermorgen in Moskau

erlaubt den Hinweis, daß es weder in Moskau noch in Leningrad einen Herrn Diehl, wie in Nürnberg, gibt, der über Nacht 480 Arbeiter entlassen kann und mit seinem Entlassungsschreiben den Entlassenen ihre Unbrauchbarkeit bescheinigt.
 Wie wäre es, wenn diese 480 Entlassenen Herrn Diehls Unbrauchbarkeit bescheinigten?
 Teilte doch ein Sprecher des Diehl-Betriebsrates dazu mit: „Bei den Gekündigten handelt es sich hauptsächlich um angelernte Kräfte.“
 Sind Angelernte weniger wert? — Wie freundlich aber von anderen Unternehmern, daß sie Kurzarbeit den Entlassungen vorziehen.
 Wächst da nicht eure Dankbarkeit, Ihr angelernten Kräfte?
 Was man euch angelernt hat, hilft euch nicht weiter — so lernen wir die Gesetze der freien Marktwirtschaft verstehen, in der nur wenige frei wirtschaften können.
 Ich wollte nur sagen:
 Die Klassiker des Sozialismus wüßten darauf schon eine Antwort.

14

Impressionen:

Die mexikanischen Zeichnungen von Sergej Eisenstein erscheinen in einem prächtigen Buch. Schauspieler lesen aus den Werken der Dichter. Die Kulturgüter gehören zum Selbstverständlichen. Die Klassiker der Literatur haben sich in Arbeiterhosentaschen eingenistet. Die dicken Literaturzeitschriften: keine unter 160 000 Monatsauflage, das meiste über Abonnements schon verkauft. Darum bekommst du auch schwer manches neue Buch: es wird vorher im Subskriptionsverfahren angeboten. So regelt sich der Markt zum Teil allein. Dennoch kann der Bedarf kaum gedeckt werden. Jewtuschenkobände sind nirgends zu bekommen. Kleinere Städte bekommen zu wenig zugeteilt. Es kommt nicht auf Saison-Bestseller an. Mode, sagte Vadim Koschewnikov, der Chefredakteur von *Snamja*, ist bei uns kein Literaturkriterium. Seine Redakteure sind oft im Land unterwegs um auf Leserforen mit den Wünschen und Kritiken konfrontiert zu werden. Oft folgen in den Zeitschriften den Darstellungen Gegendarstellungen. *Sa Rubeschom* bringt in Übersetzungen Artikel aus der Westpresse, *Inostrannaja literatura* publiziert Literatur aus dem Ausland: von Quenau über Sartre, Camus und Böll, bis zu indischen, japanischen Texten.

Moskauer Gedichte VI

(Briefwechsel Gorkij-Lenin)
 der Schriftsteller Maxim Gorkij

156

bittet 1920 den Revolutionär Lenin um Hilfe im Kampf um das Kinderverbrechertum — beide gehen den Ursachen auf den Grund. 1920, die Revolution geht ins dritte Jahr, bittet Gorkij Wladimir Illjitsch um Hilfe beim Bücherherausgeben. Nicht um neue Bücher Gorkijs ging es, sondern um dem Volk kurz nach Krieg und Bürgerkrieg Einblick zu geben in die Werke Turgenjews und Tschedhows. Auch solche Bücher wurden gebraucht. 1920, die Revolution im dritten Jahr, kostet eine Fensterscheibe 1200 Rubel — trotzdem geben sie die Bücher heraus. Gorkij, der Dichter, schreibt an Lenin, den Revolutionär: Wladimir Illjitsch antwortet mit Geld und JA. 1920, die Revolution geht ins vierte Jahr, und es ist nachzulesen in Gorkijs Briefen, wie die Literatur konkreten Einfluß nimmt auf die Politik im Land und den Fortschritt der Revolution.

15

Impressionen (2)

Herbstnachmittag in Zarizyno — den Park bewacht kein Schild Privatbesitz. Die Architektur der zaristischen Zeit ist Ausstellungsgut geworden. Winternachmittag im Schloßpark Archangelskoje: Wir schwärmen über die schwarzen Kahlbäume und das matte Schloßgelb, lachen uns aus in den Filzpantinen, damit wir das zaristische Parkett nicht zerkratzen. Im Ausstellungspark von „VDNCH“: der Stolz der Errungenschaften — Sputnik und Lunochod — eingepackt in steinerne Lebkuchenhäuser. Es strotzt vor Prunk — es ist kein falscher. Die Leute gehen hindurch mit dem bedächtigen Stolz eines Sammlers, der seine Kostbarkeiten versammelt hat und sich daran erfreut: nur daß der Sammler nun kein Einzelner mehr ist, sondern ein großes Kollektiv. Warum murrst du ausgerechnet hier über die Restaurants? Wenn innen kein Platz frei ist, läßt dich der Portier nicht rein. Da verschrecken einen aufs erste die Wartenden vor den Restaurants. Aber das hat den Vorteil, daß weder Aufbruchs- noch Durchgangsatmosphäre die Eßbehaglichkeit stört. Gelegentlich schmuggelt sich doch ein Schlitzohr ein unter Berufung auf einen Freund, der ihm einen Platz reserviert habe. An den Tischen beginnen Gespräche. Der behäbige Genuß ist wie ein Diktator: die Speisenfolgen nötigen dich, die Zeit weniger wichtig zu nehmen. Erst erschreckten ihn die tanzsaalgroßen und viel zu wenigen Restaurants —

157

dann schlug auch das um in Intimität. Das Essen nimmt barocke Ausmaße an — jetzt sind die Unterhaltungsartisten Privilegien für die Allgemeinheit. Irgendwo hatte er einmal gelesen, es gäbe in Moskau keine intimen Plätze, alles sei so groß. Er mußte zugeben, daß allenfalls die kleinen Lokale in Riga oder die Altstadt Tallins diesem Anspruch sofort entgegen kamen. Aber Tanja zeigte ihm solche versteckten Ecken: zum Beispiel das Jugendstilhaus, in dem Gorkij gearbeitet hatte, ein Haus, in dem jeder Fensterrahmen, jede Türe ihre eigenen Linien hatte. Ein paar Seitenstraßen weiter, im Arbat, entdeckten sie zwischen normalen Häusern ein anderes: zwei ineinandergeschobene Zylinder — das eigensinnige Gebilde eines futuristischen Architekten. Und dann, ich habe noch was, feixte Tanja, und zeigte ihm ein hellgelbes Haus; schau mal, der plastische Fries am ersten Stock rund um die beiden Eckfronten: zwischen zwei hübschen Mädchen jeweils eine Männerfigur. Bei genauerem Hinsehen erkannte er die klassischen Dichter: Puschkin, Lermontaw, Tolstoj und andere — umringt von anschmiegsamen Mädchen. Das war, sagte sie, das alte Moskauer Bordell.

16

Und immer wieder ins Theater gehen — aber es war nicht zu schaffen. Dreifaches leisteten die Aufführungen: zum ersten das Stück selbst, dann die langen Pausen, die das Abendessen zu ersetzen schienen und schließlich die langen Gespräche darüber — und nicht bloß von „Experten“. Es war, als kämen die Zuschauer direkt von der Arbeit, als münde ihr Tag mit innerer Logik im Theater, in der Beschäftigung mit gespielter Literatur; natürlich auch das Moment der Unterhaltung spielt da eine wichtige Rolle. Da er Konstantin Schach-Asisow, den Leiter des Moskauer Kindertheaters einmal in Nürnberg kennengelernt hatte, suchte er ihn auf und Konstantin zeigte sich ganz von der Gönnerseite: von da ab war er ständiger Freigast im ZDT, im Zentralen Kindertheater, neben dem Bolschojtheater. Wo wird so ernsthaft für Kinder gespielt? Er hatte sozialistischen Religionsunterricht erwartet. 200-Prozentige rote Helden und Klischees — nichts von alledem. Das Moskauer Kindertheater experimentierte mit Spielformen und Musik, es gab Stücke, in denen die Kinderrealität an der der Erwachsenen zerbrach (ein Stück nach Janusz Korczak), die Sinne wurden gefordert mit Musik, Tanz, abstrakten Bühnenbildern, Anstrengungen für die Phantasie, es war eine Konfrontation mit Reichhaltigkeit und nicht selten begannen Kinder mitzuspielen, wucherte die Bühne in den gesamten Zuschauerraum, gingen die Spieler auf die Einwürfe der Kinder ein. Konstantin ließ ihn Proben besuchen: der junge Regisseur Leonid Ejdlin erklärte ihm die Arbeit des Probenkollektivs — da entschied nicht einer allein, und das Merkwürdigste: zu den Proben kamen Delegationen von Schulklassen, die einzelne Szenen scharf-augig betrachteten, Kritik übten, sagten, jenes verstehe man nicht, dieses sei überflüssig, da wäre die Musik zu laut, hier paßten die Farben nicht zusam-

men. So entstanden lebendige Stücke — vom indischen Märchen bis zur Dramatisierung von klassischen Romanen, ein Repertoire für alle Altersklassen.

17

Dann der große Feiertag. Rote Fahnen werden aufgehängt. Köpfe auf reichlich großen Schildern starren von Häuserfronten herunter. Überlebensgroß lacht ein Papierlenin vor dem Roten Platz. Die Stadt wird wie für großen Besuch auf Hochglanz gebracht, die Stadt gleicht einer Wohnung, in der Verzierungen angebracht werden. Am Morgen fällt leichter Schnee. Die Straßen sind überfüllt, alles zieht zum Roten Platz. November und Moskau blüht scharlachrot. In den sich stauenden Zügen wird auf der Straße getanzt, Verkaufsstände versorgen die gemächlich Dahinziehenden. Nirgends kam er mehr durch. Endlich kam er bis zur Kropotkinskaja: es dröhnten Raketenpanzer, Schützenpanzer, Lkw's. Ein kolossales Militärspektakel. Er, ein Antimilitarist, wehrte sich, diesem Gepränge zum Opfer zu fallen. Aber es half alles nichts: nichts Preußisches ließ die Paradesoldaten wie Marionetten erscheinen. Kinder knüpften an Panzer und Jeeps bunte Luftballons und Papierschlangen. Nirgends überfielen ihn aggressive Sätze. In der allgemeinen Heiterkeit erfuhr er das ungebrochene Verhältnis zur Roten Armee — die noch nie einen Weltkrieg vom Zaun gebrochen hatte. Hurra-Patriotismus war das nicht. Natürlich sahen manche dicken Generale wie dicke Generale aus, aber das schwuppte über zum Volksfest. Wogegen er sich immer gewehrt hatte, das Hineinstrudeln des Einzelnen in eine amorphe Masse, das fesselte hier die Leute: die Identität mit dem Ganzen.

18

Feiern konnten die Russen, Zeit hatte hier nichts mit Hektik zu tun. Als es auf Weihnachten und Neujahr zuging, — nanu! — wurden auf den Plätzen Tannenbäume aufgestellt; Plastikspielzeug, Sterne, Glasfiguren, buntes Flitterzeug flatterte in den Bäumen auf dem Newskij-Prospekt in Leningrad und auf dem Karl-Marx-Platz in Moskau. Die Glückwunschkarten zum Neuen Jahr zierten Weihnachtsmänner mit wallenden Bärten und Trojkaschlitten. Mein Gott, überkam es ihn, was für ein bürgerlicher Kitsch im Sozialismus! Onkel Frost heißt hier der Weihnachtsmann. Seid ihr denn verrückt, so ein Kitsch? Aber warum denn, antworteten sie ihm gelassen, das ist bei uns nun mal Tradition, oder sollen wir vor lauter Liebe zum Sozialismus auf ein gutes Essen und Festlichkeiten verzichten, nur weil manches das Bürgertum schon vorher erfunden hat. Er gab sich geschlagen: lässig ging man hier mit Tradition um. Das fing schon in der Literatur an: Puschkin und Lermontow opponierten gegen den Zarismus — was wollen wir da mit Minister Goethe? Scheinbar Heterogenes fiel zusammen: junge Leute tanzten ohne ideologische Bedenken nach Udo Jürgens Seelenschmalz, vor einer Kirche in Nowgorod meckerten Bettler, wenn sie nur eine Kopeke bekamen, in Sagorsk sahen die Mönche aus, als ob sie Schlittschuh ließen,

ein Ingenieur im Zug nach Nowgorod erzählte begeistert, wie sie Häuser und neue Industrie bauen, wie es vorwärts geht, wie alles im Lande jeden etwas angeht, wie man mit Stolz die alte Kunst zeigt und wie in Gesprächen, wie nirgends sonst, das Wort Sozialismus sich in das Wort Frieden, wie in ein Synonym verwandelt. Sagen Sie das Ihren Freunden, sagte der Prorektor der Rigaer Universität voller Rührung und freundschaftlichem Ernst, daß wir in Frieden leben wollen. Da dachte er dann nach über das Überangebot an Wahlmöglichkeiten hierzulande, wo du wählen darfst und über die entscheidenden gesellschaftlichen Veränderungen doch nie zur Wahl gebeten wirst, wo du in einem Wahlkreis gegen den CSU-Kandidaten sein kannst, sogar mit Mehrheit, und dann kommt der Herr doch über die Landesliste in den Bundestag. So gut funktionierte das Ablenkungssystem. Und je länger er wieder zu Hause war, desto mehr bekam er Angst, zu empfehlen, jene antisozialen Zustände abzuschaffen, die den Wohnungsmarkt beherrschen, die die Preise diktieren — gegen den scheinheiligen Gott, der da Pluralismus hieß, war anscheinend kein Kraut gewachsen. Diese Reise bewirkte Veränderung: Heute bin ich ein anderer. Die mich vorher kannten, leben im Irrtum.

Moskauer Gedichte VII

dies ist kein Gedicht über Lenin.
Es genügt, auf seine Arbeit hinzuweisen,
auf Weihrauchliteratur legte er keinen Wert.
Literatur, schrieb er, „durf überhaupt keine individuelle
Angelegenheit sein!“ Solange Verleger junge Schriftsteller
als Zugpferde gegeneinander ausspielen, bleibt jeder
im individuellen Geschirr.
Lenins Frage — „Herr Schriftsteller, sind Sie frei
von Ihrem bürgerlichen Verleger?“ — beantwortete ich mit Nein.
Auch ist sein Rat, „das literarische Schaffen verträgt
am allerwenigsten eine mechanische Gleichmacherei“,
ist zu bedenken. Bedenklich,
daß es Fabriken gibt, die Leninköpfe herstellen,
und Geschäfte voller Leninköpfe
aus Gips, Eisen und Bronze, ansonsten aber leer.
Er verträgt es zwar, multipliziert zu werden,
sein Gesicht als Fließbandproduktion vervielfältigen,
bekommt weder seinen ursprünglichen Gedanken,
noch nützt uns ein Heiligenbild für den Export.
Was sind es für Umstände, die Literatur
zu einer individuellen Angelegenheit machen,
ihre Verfasser zwar berühmt,

aber den Problemen der Arbeitenden entfremdet?
Sind es nicht jene, die fürchten,
Dichter könnten ihre Schrebergärten
aus Metafern, LSD-Trips und Seelenjammer verlassen
und den Staat zu ihrer Angelegenheit machen?
Am meisten aber fürchten die Arbeitgeber,
die sich Künstler als freie Mitarbeiter halten,
den Aufruf Lenins: „Die Literaten müssen unbedingt
Parteiorganisationen angehören!“
Vor einer solchen Partei, in der die Veränderung
betrieben wird, haben sie große Angst
und ihre Argumente gegen das Radikale,
das die Wurzeln bekämpft, also auch den Privatbesitz
an Produktionsmitteln, diese Argumente
werfen rechts und links in einen Topf.
So wird noch viel bei Lenin zu lernen sein —
über das Besteigen kleiner Berge.

Friedrich Hitzer
Gespräche mit Freunden

Zum 50. Jahrestag der UdSSR

Die Hoffnung des Menschen auf die „neue Welt“ ist so alt wie seine Geschichte. Jede Epoche enthält Versuche, diese Hoffnung zu verwirklichen. Ist es wahr, daß bislang noch jeder Versuch fehlgeschlagen ist? Es gibt eine bequeme, oft sehr brillante Philosophie des Skeptizismus, die Hoffnung lächerlich macht, ausreden will: Geschichte sei der Abglanz einer blinden, sich selbst gehorchnenden Natur, sei ein Kreislauf von Wachstum und Zerstörung, Leben und Tod, Macht und Ohnmacht. Und wehe dem, der diese „Gesetze des Lebens“ mißachte! In Wirklichkeit dient diese Philosophie nicht dem Wachstum, dem Leben und der Macht des Menschen, sondern der Zerstörung, dem Tod, der Ohnmacht. Und — wie die Wirklichkeit der vom Imperialismus beherrschten Welt täglich zeigt — sind diese Philosophen und ihre Anhänger bequeme Zuschauer, wenn Menschen, die die angeblichen „Gesetze des Lebens“ verletzen, durch Gerichte, Polizei, Militär aus der Gesellschaft ausgeschaltet werden. Wahr ist sicher, daß Hoffnung, die den alten Traum der Menschen nur mit phantasievollen Konstruktionen ausschmückt, faszinierende Zukunftsmodelle entwirft — und dabei aus der historischen Wirklichkeit flüchtet — fehlschlagen

mußte und muß. Die bürgerliche Ideologie hat dies von Anfang an der kommunistischen Bewegung angedichtet. Dort, wo sie gesellschaftliche und staatliche Praxis nachweisen kann — in den sozialistischen Ländern —, habe sie ihr Ziel verfehlt, hier, wo sie um die Macht des arbeitenden Volkes kämpft, verfolge sie eine niemals realisierbare Utopie. Dabei hatte schon Marx klargestellt: „Der Kommunismus ist für uns nicht ein *Zustand*, der hergestellt werden soll, ein *Ideal*, wonach die Wirklichkeit sich zu richten haben / wird /. Wir nennen Kommunismus die wirkliche *Bewegung*, welche den jetzigen Zustand aufhebt.“ (Marx/Engels: Die deutsche Ideologie, Berlin 1960, S. 33)

Friedrich Hölderlin schrieb vor über 100 Jahren:

Neue Welt,
und es hängt, ein ehern Gewölbe, der Himmel
über uns, es lähmt Fluch die Glieder der Menschen, und
die erfreuenden Gaben der Erde sind wie Spreu, es
spottet unser mit ihren Geschenken die Mutter, und alles
ist Schein —

O wann, wann
schon öffnet sich
die Flut über die Dürre
Aber wo ist er?
daß er beschwöre den lebendigen Geist —

Als er an der Wirklichkeit der deutschen und europäischen Restauration des Feudalismus, nach den Rückschlägen der Revolution von 1789, nach seiner Resignation auf das Verhalten von Menschen hin, die — wie es schien — gar nicht frei, gleich, brüderlich sein wollten, als Hölderlin, an seinem in die ehernen Gesetze des Weltgeistes flüchtenden Studienkollegen Hegel verzweifelnd, seinen Hoffnungsschrei auf die „neue Welt“ niederschrieb, fügte er eine einfache Zeile hinzu:

Aber in Hütten wohnet der Mensch —

Die Hütten waren damals für die meisten klein, im Winter ungeheizt, Frauen gebaren bis zu zwanzig Kinder, zur Herstellung von Lebensmitteln brauchte man viele Hände. Die Dampfmaschine schien ein Fluch zu sein. Die Herren der alten Feudalstaaten waren nicht so, wie das in manchen westdeutschen Illustrationen des Jahres 1972 beschrieben wird. Mit Polizeibütteln, Spitzeln und Schießgerät wollten sie ihre alte Welt erhalten. Der Himmel der Unterdrückten war das Gewölbe der Gefängnisse. Nur vor 100 Jahren?

Zu der Hoffnung von Menschen auf die „neue Welt“ gehört der Irrtum, weit weg von der eigenen Umgebung alles das finden zu können, was zu Hause fehlt. Es ist die Vorstellung, daß es irgendwo ein Schlaraffenland gäbe, ein Land, wo Milch und Honig fließen, kur zum ein Land, das Genüsse ohne Arbeit und

Kampf für das Neue verheißt. Sekten, politische und religiöse, finden in diesem Bedürfnis nach unaufhörlichem Genuß als naturgegebenem Geschenk — unter Umständen auch nach Vorschriften für spartanische Entzagung — Anlässe für eine Phantasie, die schließlich krank, unglücklich macht — und nichts verändert. In Zeiten der Not sind solche Irrtümer leicht zu entfachen.

Bis die Herrschenden der Bundesrepublik ihre politische und gesellschaftliche Restauration (des großen Kapitals) hinter dem Schleier einer als Wirtschaftswunder ausgegebenen Konjunktur verbergen konnten, wurden den Menschen viele verlogene Variationen einer „neuen Welt“ verkauft. In den Schlagern exotische Länder — die man nicht bereisen konnte, in Filmen die Welt der Fürstlichkeiten — die unerreichbar blieb, in der Politik — AMERIKA, das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“. Auf das „Deutschland-Deutschland-über-alles“ folgte das „Amerika-du-hast-es-besser“. An dieses Vorbild glauben heute nur noch wenige.

Das Vorbild hat ein neues Kostüm bekommen: die „Vereinigten Staaten von Europa“. Wen soll es kleiden? Ist es Ehrenburgs „Trust D. E.“, ein von Rüstungsmilliarden beherrschter Kontinent oder das Europa der Völker?

Als die Völker der Sowjetunion daran gingen, die ihnen vom deutschen Faschismus zugefügten Verbrechen und Verluste durch erneute Aufbauarbeit zu überwinden, stand keine „neue Welt“ im Angebot, in die man sich hätte flüchten können. Die „neue Welt“ lag in der Mühe und den Ergebnissen der täglichen Arbeit. Diese Arbeit hat Konturen angenommen, die bestätigen, daß die Oktoberrevolution — ungeachtet der Schwierigkeiten und tragischen Ereignisse in der Geschichte der UdSSR — die Zukunft der Menschheit in die Gegenwart geholt hat. Die Revolution hatte zu ihrem Schutz und ihrer Entfaltung einen Staat zum Fundament, der neue historische Qualitäten aufweist.

Die bürgerliche Europa-Idee wurde nach dem Krieg als eine der Hauptwaffen gegen Wesen und Wirklichkeit der UdSSR eingesetzt. Sie sprach elementare soziale, wirtschaftliche und kulturelle Interessen von Millionen Menschen an, die einen Ausweg aus der Konfrontation, aus Krisen und Kriegen zwischen den Völkern und Staaten suchten.

Dies wirkte sich besonders nachhaltig in der Bundesrepublik aus, wo aus dem Geschäft mit dem Nationalismus das Geschäft mit dem Supranationalismus gemacht wurde.

1972 — am 50. Jahrestag der Gründung der Sowjetunion und nach den aufwühlenden Diskussionen über die Ostverträge sind die Möglichkeiten gewachsen, die zukunftsweisenden Merkmale des sowjetischen Staates, der sowjetischen Gesellschaft zu begreifen. Welche Voraussetzungen sind notwendig, daß sich so unterschiedliche Nationen einander annähern, gleichberechtigt miteinander leben und sich eigenständig entfalten können? Mit der UdSSR wurde ein in der Geschichte noch nicht dagewesener Prozeß eingeleitet, der diese Voraussetzungen geschaffen hat. Gleichberechtigung und Gemeinsamkeit von Völkern, die in der

Entwicklung von Kultur und Wirtschaft um Jahrtausende voneinander entfernt schienen, sind Wirklichkeit geworden, auch und gerade Wirklichkeit in dem Sinn, daß es sich nicht um einen konfliktlosen Prozeß handelt. Was vor 50 Jahren als Lösung galt — „sozialistisch im Inhalt, national in der Form“ — ist heute Tatsache der Sowjetkultur.

Was wissen wir davon? Als Alexander Herzen den Gewölbten von Nikolaus I. entfloß — ins „neue Jerusalem der Menschheit“, in den gebildeten Westen — dauerte es nicht lange bis zu seiner Enttäuschung: der gebildete Europäer wisse über Rußland weniger als Julius Cäsar über die Gallier gewußt habe. Mit dem Wissen der Westdeutschen über die Sowjetunion ist es nicht weit her. Denn die Verbreitung dieses Wissens ist Teil unseres Kampfes für die „neue Welt“ — in unserem Land, mit unseren Mitteln, in unserer Verantwortung. Wer sich nur in Schul- und Lehrbüchern der BRD informieren kann, hat es schwer. Und die tägliche Berichterstattung der Medien — vom Niveau der *Bild*-Zeitung bis zur „Zeit“ — häuft Illusionen, Halbwahrheiten, Fälschungen und Entstellungen über das Leben in der UdSSR aufeinander. Auch die Kenntnisse aus der russischen und sowjetischen Literatur beseitigen diese Bewußtseinsruinen nicht. Die meisten Sowjetologen und Rußlandspezialisten, die hierzulande zu Wort kommen, leben vom Antisowjetismus. Das Verführerische an den Fachkenntnissen ohne politisches Bewußtsein kenne ich nur zu gut aus eigener Erfahrung. Ich glaube, die Bedeutung der Sowjetunion kann man erst dann begreifen, wenn einem die Verhältnisse im eigenen Land klar geworden sind. Freundschaft zur Sowjetunion, auf die deutsche Kommunisten stolz sind, ist nicht Ausdruck der Hörigkeit Moskau gegenüber, sondern der Liebe und Zuversicht zum eigenen Volk, das endlich die Fähigkeit erwerbe, seine Beherrscher zu entmachten.

Die UdSSR wird von der Bourgeoisie immer noch gut und gerne als „Rußland“ verkauft, im übrigen mit Vorstellungen, die wohl dem entsprechen, was Herzen bereits im 19. Jahrhundert abgestoßen hat. Es ist das Rußland des verkitschten Nationalismus und des deutschen Nationalismus aus Angst vor dem „russischen Kolos“. Aus vielerlei Quellen gespeiste Vorurteile haben zu einem Hochmutsgefälle von West nach Ost geführt, das sich durchaus mit der Spießersentimentalität vom „Mütterchen Rußland“ verträgt, den Vorstellungen vom gläubigen, aber unberechenbaren Muschik, einer Troika, die durch schneebedeckte, im Kerzenlicht schimmernde Tannenwälder saust, von ausgelassenen Kosakentänzen und schwermütigen schwarzen Augen, die sich beim Anhören von Romanzen mit Tränen füllen.

Bei Jugendlichen, die begierig den Roten Oktober studieren, die Lenin für ihren Kampf brauchen — die Erfahrung älterer deutscher Genossen nutzend — zieht das nicht mehr. Sie begreifen den Anteil der Russen an Bildung und Aufbau der Sowjetunion als einen überragenden, weil sich in diesem Volk der Internationalismus gegen den großrussischen, slawophil mystifizierten Chauvinismus durchgesetzt hat.

Lenins Forderung und Beispiel „zu lernen, zu lernen, nochmals zu lernen“ haben ganze Völker wahrgemacht, die noch vor 50 Jahren zum größten Teil aus Analphabeten bestanden. Einer der führenden Prosaiker des Landes mit den Traditionen von Gogol, Tolstoj, Dostojewskij, Saltykow-Schtschedrin, Turgenjew, Gorkij, Scholochow heißt Tschingis Ajmatow. Dieser Kirgise ist kein Naturwunder, sondern Beispiel einer Entwicklung, die in seinem Volk den Weg von Jahrhunderten in einer Generation umfaßt.

Wie reich ist unser Land heute und wie arm macht das allesfressende Kapital die menschliche Gemeinschaft! Wie arm und wenig entwickelt war die junge Sowjetunion vor 50 Jahren und wie reich an gesellschaftlicher, kultureller und individueller Entfaltung sind seine Menschen geworden, auch wenn die Schaufenster weniger glänzen als die der Bundesrepublik. Die Opfer im Kampf für eine Welt des Friedens, eine Welt ohne Imperialismus sind groß. Die „neue Welt“, die sich nicht verteidigen kann, bliebe ein kurzer Traum — ein Alptraum. Was wäre die Welt heute ohne die Siege vor Moskau, bei Stalingrad, am Kursker Bogen, an der Weichsel, um Berlin. Wäre sie nicht schon mehrmals in einen dritten Weltkrieg gestoßen worden, wenn nicht das Gesamtpotential der UdSSR und der sozialistischen Länder imperialistische Abenteuer im globalen Maßstab in Schach gehalten hätte? An der These von der Gleichartigkeit der beiden „Supermächte“ können nur Verblendete oder Demagogen festhalten.

In Kalatosows Film „Salz von Swanetien“ schreit eine schwangere Frau aus dem Volk: „Wir wollen nicht gebären, wir wollen nicht die Erde mit Milch tränken.“ Vor dem Bau der ersten Straße — durch Mittel des 1. Fünfjahrsplans möglich gemacht — schlummerte Uschkul noch den Schlaf eines jahrtausendalten Obskuratorismus. Die Straße sprengt den scheinbar ewigen Kreislauf, der den Unterdrückten nur die Hoffnung über den Tod hinaus gelassen hat. Die Lebensader, die Swanetien befreit hat, steht als Beispiel für die Völker in ihrem Kampf gegen Aberglauben, Ausbeutung und Imperialismus.

1955 beschrieb Bertolt Brecht diese neue Welt so: „Die Impulse der Menschen werden friedlich. Der Kampf aller gegen alle verwandelt sich in den Kampf aller für alle.“

Verständlich, daß die Herren der alten Welt den Millionen Abhängigen im eigenen Herrschaftsbereich vor dem „Kolos“ Angst machen. Die Geschichte spricht gegen sie: zum ersten Mal gibt es eine staatliche Großmacht, die — das Herz des sozialistischen Weltsystems — den Weltfrieden garantiert, in der Gegenwart und in der Zukunft.

Kein Land, wo Milch und Honig fließen, sondern eine Gemeinschaft von Völkern und Menschen, die mit ihren gegebenen Möglichkeiten der Gesellschaft nützend sich selbst nützen — zum Nutzen der Menschheit. Es ist nicht die neue Welt von gestern, die zum Auswandern einlädt. Es ist die neue Welt von heute und morgen, die wir in unserem Land und mit allen Völkern nach den jeweiligen Möglichkeiten und Fähigkeiten erkämpfen können.

Die Gespräche, die ich in diesem Sommer mit einigen Persönlichkeiten des kulturellen Lebens, mit Arbeitern und Angestellten in einem Moskauer Betrieb führte, sind Versuche, Auskünfte zu vermitteln, die vielleicht Vorurteile abbauen helfen, indem wir davon erfahren, worüber einige unserer Freunde nachdenken.

Konstantin Simonow

Frage: Konstantin Michajlowitsch, Sie schreiben an einem neuen Buch, verwerten Material aus Ihren Kriegstagebüchern des Jahres 1945. Warum kommen Sie gerade jetzt auf das Thema Krieg zurück?

Simonow: Man kann wohl nicht sagen, daß ich zum Thema des Krieges zurückkehre. Ich setze es einfach fort. Schon früher habe ich einmal auf eine ähnliche Frage geantwortet, daß ich über den Zweiten Weltkrieg sicher so lange schreiben werde, wie ich die Möglichkeit eines dritten Weltkrieges nicht ausschließe. Diese Möglichkeit bedroht die Menschen vorläufig immer noch. Mir scheint es notwendig, daran zu erinnern, was der Zweite Weltkrieg bedeutete — für die Menschheit. Dem Wesen nach ist das sogenannte Kriegsthema nicht nur das Thema des Krieges sondern das des Friedens, nicht nur ein Thema der Vergangenheit sondern das der Zukunft, der Zukunft der Menschheit. Wie wird diese Zukunft aussehen? Eine Zukunft mit Kriegen oder eine Zukunft ohne Kriege?

Außerdem drängt mich natürlich meine Lebenserfahrung zu diesem Thema. Ich habe meine Jugend im Krieg verbracht und erinnere mich nur zu gut daran. Offenkundig hat jeder Schriftsteller eine solche Periode im Leben, deren Erfahrungen am stärksten ins Gedächtnis, in die Psyche eindringen. Er wird dann ein ganzes Leben über dieses Thema schreiben.

Das Buch, das ich jetzt schreibe — ich muß es genauer sagen: an dem ich arbeite — ist mit der Erfahrung jener Jahre verknüpft. Zu verschiedenen Zeiten, mit unterschiedlicher Genauigkeit und verschiedenem Grad der Aufzeichnung von Einzelheiten führte ich während des Krieges Tagebücher, machte mir Notizen. Keine Tagebücher mit persönlichem Charakter, in dem Sinn, daß ich meine Empfindungen vom Standpunkt eigener Erlebnisse, Trennungen, Begegnungen, Gefahren, Furcht usw. festhielt — das ist beiläufig. Es sind Tagebücher, die eher gesellschaftlichen Charakter tragen. Ich habe einfach aufgeschrieben, was ich gesehen und worüber ich im Krieg nachgedacht habe. Deshalb ist hier viel objektives Material aus jener Zeit enthalten, natürlich zusammengetragen aus der Sicht eines Menschen der Jahre 41, 42, 43 oder 45.

Ich habe aus diesen Tagebüchern schon etwas veröffentlicht, über die Ereignisse des Jahres 1939 in der Mongolei. In den mongolischen Steppen fand unser erster

bewaffneter Zusammenstoß mit den Japanern statt. Dann habe ich einige Tagebücher der Jahre 1941 und 42 veröffentlicht. Jetzt bereite ich alle Tagebücher und Aufzeichnungen für den Druck vor; es sind ziemlich viele.

Gegenwärtig arbeite ich an meinem Material des Jahres 45. Für die schriftstellerische Arbeit war es recht günstig, daß im Stab der Armee, wo ich mich damals befand — an der Vierten Ukrainischen Front — eine Stenographin war, der ich täglich oder jeden zweiten, dritten Tag, unmittelbar nach der Rückkehr von der Front oder einem anderen Ort, alles diktieren konnte, was ich gesehen, worüber ich nachgedacht hatte. Das ergab manchmal 30, 40, ja 50 maschinen geschriebene Seiten. Das dauerte etwa einen Monat lang. So enthält auch dieser Teil der Tagebücher mehr Einzelheiten als andere Abschnitte. Genau diesen Teil will ich mit einem Buch verbinden.

Die Zeit des Geschehens: zweite Hälfte März, Anfang April 1945; der Ort: polnisches, tschechisches Gebiet, das Gebiet der Kämpfe um Mährisch-Ostrau, der Kämpfe bei Rybnik in Oberschlesien und das Gebiet einer Fahrt in das seinerzeit schon eineinhalb Monate lang besetzte Schlesien, der Kreis der Städte Kattowitz, Gleiwitz, Hindenburg, hauptsächlich Hindenburg.

In Hindenburg, einer Stadt im Zentrum Schlesiens, 1933 neu ausgebaut, gab es 1945 eine beträchtliche deutsche Mehrheit — etwa 90 Prozent der Bevölkerung. Ich habe in Hindenburg Gespräche geführt, interessiert haben mich Gespräche mit Deutschen, mit verschiedenen Kategorien von Menschen. Ich habe mich mit einem ehemaligen Häftling eines faschistischen Konzentrationslagers unterhalten, mit einem Deutschen, Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands, einem Menschen meiner Generation. Sehr ausführlich sprach ich mit einem Feldwebel des ersten Weltkrieges, einem Metzger und Besitzer einer kleinen Wurstfabrik. Ich habe mich mit einem katholischen Pater unterhalten. Diese drei ausführlichen Gespräche und eine ganze Reihe von Reflexionen über diese Gespräche will ich in mein Buch aufnehmen.

Dem Text selbst werde ich nichts Neues hinzufügen. Ich will die damaligen stenographischen Aufzeichnungen lediglich vom Standpunkt literarischer Lesbarkeit redigieren, keineswegs aber meine heutigen Ansichten und Vorstellungen einbringen oder gar meine damaligen Auffassungen korrigieren. Sie werden vor dem Leser in ihrer damaligen Gestalt stehenbleiben ...

Frage: ... als Zeugnis jener Zeit?

Simonow: Ja, ich bin ein typischer Vertreter meiner Generation, habe eine ziemlich typische Biographie, wenn man davon absieht, daß mein Beruf — Schriftsteller — verhältnismäßig selten ist. Im übrigen bin ich mit 14 Jahren in die Arbeit gegangen, in der Zeit der ersten Fünfjahrpläne, habe in der Abendschule Hochschulkurse absolviert, später studierte ich auch am Tag, danach kam der eine Krieg in der Mongolei, dann die vier Jahre dieses Krieges. Meine Auffas-

sungen zu jener Zeit sind ziemlich charakteristisch für die Menschen meiner Generation.

Frage: Wo — wenn überhaupt — erkennen Sie einen Unterschied zu Ihren jetzigen Ansichten? Wie kommt in Ihrem Buch das Thema Deutschland zur Sprache, das Thema Deutschland—Sowjetunion?

Simonow: Sehen Sie, bei der Arbeit an einem solchen Buch ist man der Versuchung ausgesetzt, seine damaligen Ansichten mit den heutigen in Einklang zu bringen. Ich kann nicht sagen, daß mir meine damaligen Auffassungen heute unbegreiflich wären oder daß sie von den gegenwärtigen im Prinzip abweichen würden. Sie sind aber von der Glut des Krieges gekennzeichnet, von der Glut dessen, was ich gerade gesehen hatte. Im März 1945 war ich einer jener Menschen, der 1941, 1942, 1943 schon viel Schweres erlebt und gesehen hatte. Ich wußte auch, was „Gasmaschinen“ waren, habe in Charkow dem ersten Prozeß gegen diejenigen beigewohnt, die an diesen Maschinen gearbeitet hatten — die russischen Hilfswilligen der Faschisten.

Dann war ich der erste Journalist, der nach Maidanek kam. Kurz vor meinen Gesprächen in Schlesien war ich in Auschwitz gewesen. Man kann sich also die Heißglut meiner Auffassungen vorstellen und die Kompliziertheit meiner Beziehungen zu den Deutschen — zu jener Zeit. Natürlich gibt es in meinen Ansichten jener Jahre Behauptungen, die mir heute zu kategorisch vorkommen, zu verallgemeinernd, sogar zu hart. Es gibt Positionen, die sich historisch nicht bestätigt haben.

Es gab Zweifel, auf die im Laufe der Jahre die Geschichte geantwortet hat — das ist vor allem die Geschichte der Deutschen Demokratischen Republik sowie die Geschichte der demokratischen, kommunistischen Bewegung Westdeutschlands. Die damals geschriebenen Kapitel bleiben inhaltlich unangetastet. Allerdings vermerke ich nach diesen Kapiteln — das gilt auch für rein militärische Darstellungen — vermerke ich Korrekturen gegenüber meinen früheren Ansichten.

Dabei erscheint mir eines wichtig zu sein, vielleicht nicht so sehr für unseren als für den deutschen Leser — wenn er das Buch lesen wird. Er kann hier erfahren, was für Menschen wir damals waren. Welchen komplizierten Weg von den damaligen Vorstellungen und Leidenschaften — natürlich starken Leidenschaften, in ihren Beziehungen zu den Deutschen, zu einer wirklichen Zukunft unserer Beziehungen, zu einer Beziehung, die in den erst kürzlich ratifizierten Verträgen zum Ausdruck kommt.

Bei der Arbeit an diesem Buch erinnere ich mich oft der Fragen, die mir im Frühjahr dieses Jahres in der Bundesrepublik Deutschland gestellt wurden: „Wie stehen Sie zu den Verträgen?“

Mir scheint, daß der Kern der Verträge Möglichkeiten für Beziehungen und Verhältnisse eröffnet, die günstiger wären als früher. Für Menschen, die sich mit diesen Fragen beschäftigen, könnte es interessant sein, die Ansichten und Gefühle eines Mannes meiner Generation kennenzulernen, eines Menschen, der auf unserer Seite gekämpft, der über Probleme der Zukunft nachgedacht hat — darunter über das deutsche Problem — damals, im Frühjahr 45, sechzig Tage vor Ende des Krieges.

Frage: Sind Ihnen, Konstantin Michajlowitsch, die Ansichten der Deutschen Ihrer Generation vertraut? Sei es durch Kontakte mit Personen oder aus Artikeln, Büchern?

Simonow: Bücher kenne ich nicht sehr viele. Die Grundlage der Auswahl ist nicht breit genug. Dennoch würde ich drei, vier Bücher benennen, die wohl den stärksten Eindruck auf mich gemacht haben, vom Standpunkt der in ihnen behandelten Probleme. Über die künstlerische Qualität will ich hier nichts sagen; es sind Arbeiten unterschiedlichen Niveaus, verschiedener Stärke, aber sie haben mich alle bewegt.

Nehmen wir die Auffassungen eines jungen Deutschen, im Krieg noch ein Kind, also kein Mensch meiner Generation. Ich habe mit großem Interesse Alexander Kluges Buch über die Schlacht von Stalingrad, einen Wendepunkt des Krieges, gelesen — für die russische Ausgabe habe ich das Vorwort geschrieben. Das ist ein dokumentarisches Buch, ein — wie ich meine — sehr ernsthaftes. Abgesehen von allem anderen deckt es in objektiver Form grundlegende Zusammenhänge zwischen Faschismus und traditionellem preußischen Militarismus auf. Genauer als in vielen anderen Arbeiten werden hier die Zusammenhänge zwischen Hitler und dem Generalstab, der Tradition der preußischen Militärakademie, die Verbindung zwischen dem einen und dem anderen bloßgelegt.

Vorzugsweise versuchen ja genau das die deutschen Generäle jenes Krieges zu leugnen, ohne Ausnahme, in Artikeln, Büchern, Memoiren. Die habe ich fast alle gelesen — von Halder zu Manstein, von Guderian zu Mellenthin. Als Autor, der über den Krieg schreibt, muß ich diese Bücher kennen.

Das zweite Buch, das auf mich einen starken Eindruck gemacht hat, stammt von einem Schriftsteller, der einer anderen — wenngleich während des Krieges noch jungen Generation angehört: Dieter Nolls „Abenteuer des Werner Holt“. Hier haben wir die psychologische Analyse der Verfassung der in den Krieg hineingezogenen Halbwüchsigen, ihren Ausgangspunkt und ihre Suche nach einem Ausweg aus der Sackgasse des Lebens, in die sie Hitler getrieben hatte.

Einen großen Eindruck machte auf mich Wolfgang Koeppens „Tod in Rom“, als Betrachtung der psychologischen Folgen des Krieges auf die durch den Krieg geformten Charaktere, dargestellt von der Position jener deutschen Intellektuellen, die immer schon eine antifaschistische Haltung eingenommen hatten. Der Autor gehört schon eher einer älteren Generation als der meinen an.

Vom Standpunkt der Probleme nach dem Krieg — sie sind immer, in der historischen Erinnerung, mit dem Krieg verbunden: hier beginnen alle Fragen — ist für mich das Buch „Der geteilte Himmel“ von Christa Wolf am interessantesten. Ich habe diesen Roman mit großer Aufmerksamkeit gelesen, mit Hochachtung vor der Autorin, die hier nicht nur für die Helden des Buches, sondern auch für die Autorin selbst schwierige Probleme formuliert hat. Wenn sich ein Schriftsteller Probleme stellt, die auch für ihn selbst nicht einfach sind, gewinnt die Sache gewöhnlich an Tiefe.

Frage: Wir befinden uns hier und heute auf historischem Boden, in der Georgischen Sowjetrepublik, am Fuße des Kaukasus. Es ist die Küste der Kolchis, das klingt exotisch für uns. Betrachtet man das Leben der Menschen, die hier arbeiten und wohnen, ist das mitnichten Exotik. Ist das Buch, an dem Sie arbeiten, das erste, was Sie hier in Gulripsch, südlich von Suchumi, schreiben?

Simonow: Ich komme schon seit 24 Jahren hierher, mindestens einmal jährlich, ich lebe und arbeite hier bis zu drei Monaten. Fast die Hälfte dessen, was ich in diesem Vierteljahrhundert geschrieben habe, ist hier entstanden. Es läßt sich gut arbeiten. Außerdem ist es für mich, einen russischen Menschen, interessant hier in Abchasien, dieser kleinen autonomen Republik, die ihrerseits zu Georgien gehört.

In dieser Republik gibt es eine ganze Internationale: Abchsen, Georgier, Armenier, Griechen, Russen, sogar Esten gibt es hier, in einigen estnischen Kolchosen. Abchsen sind es gar nicht mal so viele — weniger als 400 000. Trotzdem blüht und wächst eine ziemlich reichhaltige abchäische Literatur. Ich bin Zeuge ihrer Entwicklung.

Mit ihrem Begründer, dem inzwischen verstorbenen Dmitrij Gulija, war ich befreundet. Gulija hat den ersten Roman, die erste Fibel, das erste Stück und Kinderbuch verfaßt — alle in abchäischer Sprache. Er hat außerdem in seiner Muttersprache hervorragende Gedichte geschrieben, die in Millionenauflagen, in Übersetzungen ins Russische und andere Sprachen über die Grenzen Abchasiens hinausdrangen.

Abchäische Schriftsteller haben eine ganze Reihe von Romanen herausgebracht, die in der Union in hohen Auflagen verbreitet wurden. Zum Beispiel Iwan Tarba, bei dem wir gestern abend zu Besuch waren, wird jetzt einen Roman über das Leben in einem kleinen abchäischen Ort in einer ersten Auflage von ein- bis zwei Millionen Exemplaren vorlegen. Es wurde von Solouchin, einem unserer guten Schriftsteller, ins Russische übertragen.

Ich habe auch schon einiges aus dem Abchäischen übersetzt und will mir in absehbarer Zeit einen historischen Roman vornehmen. Den ersten Teil des Romans kenne ich schon. Der Autor — Bagrat Schinkuba — gehört zu den großen Autoren Abchasiens. Seine Arbeit ist den komplizierten Problemen der Eroberung des Kaukasus durch die Russen gewidmet, einer dramatischen und tragischen

Seite im Leben der kaukasischen Völker. Als russischer Schriftsteller, als Russe und Internationalist, halte ich es für meine geistige Verpflichtung, dieses Buch in meine Muttersprache zu übersetzen, ein Buch, das von Zeiten handelt, die mit den schwierigen Problemen der historischen Beziehungen zwischen den Völkern zu tun haben.

Frage: Konstantin Michajlowitsch, Sie haben mir in Ihrem Arbeitszimmer Gegenstände aus Vietnam gezeigt. Wir haben unser Gespräch mit der Frage begonnen, warum Sie Ihr Hauptthema fortsetzen. Sie haben unlängst Gedichte über Vietnam veröffentlicht. Besonders für die jungen, wirklich revolutionär eingestellten Menschen bei uns ist das Thema Vietnam wohl eines der wichtigsten. Welche Zusammenhänge gibt es für Sie persönlich zwischen dem, was zur wichtigsten Periode Ihres Lebens gehört, und dem, was heute in Südostasien geschieht? Sie wollen an der Verhinderung eines dritten Weltkrieges mitarbeiten, als Leser Ihrer Gedichte über Vietnam erinnere ich mich an die Zeile: „Fremdes Leid gibt es nicht . . .“

Simonow: Der Krieg in Vietnam wurde nicht zum dritten Weltkrieg. Das ist heute eine Tatsache. Man muß aber die Dinge nüchtern betrachten: solange dort Krieg ist, wird die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sein, daß er in den dritten Weltkrieg hinüberwächst. Dies als erstes.

Zum Zweiten: ob Weltkrieg oder kein Weltkrieg, das ist ein Krieg, in dem meine Teilnahme einer Seite gehört. Als Mensch, als Schriftsteller, will ich das mit all der Hilfe beweisen, deren ich fähig bin. Und solange die Amerikaner das vietnamesische Volk vom Antlitz der Erde ausradieren wollen, trete ich für militärische Hilfe für das vietnamesische Volk ein — für jegliche erdenkliche Militärhilfe. Solange die Amerikaner in Vietnam fortfahren, das anzurichten, was sie tun, ist das unsere Pflicht und — wie mir scheint — auch die Pflicht aller anständigen, ehrenhaften Menschen: alles von ihnen Abhängige zu tun, um diesem Volk zu helfen, mit allen Mitteln, einschließlich der Waffenhilfe, das heißt aller Waffen, die gebraucht werden.

Nach allem, was ich dort gesehen habe, denke ich, ist es die Pflicht der Menschheit, alles zu unternehmen, um eine politische Lösung zu finden, eine Lösung, die die Beendigung des Krieges ermöglichen würde, den Krieg unter solchen Umständen zu beenden, die dem Volk von Vietnam die Entscheidung, wie es leben möchte, selbst überläßt, auch die Entscheidung über die eigene Regierung. Die ganze Menschheit muß diese Probleme verstehen. Manchmal scheint mir, daß das Nicht-Verstehen zum Abwinken führt: das ist ja irgendwo weit weg. Wer das Problem von Vietnam nicht versteht, wird auch einige der eigenen Probleme nicht begreifen.

Frage: Wenn wir von eigenen Problemen sprechen, können wir nicht eine Lehre für uns ziehen — ich denke an die Begegnung der Schriftsteller in Brüssel zu Fragen der europäischen Sicherheit und Zusammenarbeit —, daß wir in unseren

Anstrengungen für einen gesicherten europäischen Frieden, einen Frieden für Vietnam, für die Völker Südostasiens, praktische Schritte unternehmen?

Simonow: Ich meine beispielsweise, daß eine Reise von Schriftstellern aus verschiedenen europäischen Ländern nach Nordvietnam, die dort zwei Wochen die Folgen der Bombardierung sehen oder unter Umständen miterleben würden, für das Verständnis des Problems nützlich wäre. Unterschiedliche Ansichten und Ideologien dürfen dem nicht im Wege stehen — der Krieg ist für keinen eine Lösung. Vielleicht würde eine solche Reise mit dazu führen, für die Völker eine gerechte Lösung durchzusetzen. Für mich jedenfalls war die Reise nach Vietnam sehr wichtig. Für mich sind andere Probleme klarer geworden, die zum Teil keine direkte Beziehung zu Vietnam haben.

Die Schriftsteller müßten Nordvietnam gemeinsam erleben und dann — jeder auf seine Weise, aber wieder gemeinsam — in Presse, Zeitschriften, Funk, Fernsehen usw. auftreten. Das verlangt die Situation der Welt von uns.

Gulripsch, 1. Juli 1972

Grigorij Tschuchraj

Frage: Bei uns — und wohl auch bei Euch, wenngleich unter anderen Bedingungen — spielt die Frage nach dem Helden in der Kunst erneut eine wichtige Rolle. Daß sie nicht von der bürgerlichen Kritik gestellt wird, die sich in einer tiefen Krise befindet — manche meinen, sie sei gar keine Kritik mehr — stellt an Marxisten um so höhere Anforderungen. Wir leben in einer Zeit, die Übersicht und Einsicht in die Wirklichkeit äußerst schwer macht. Bei so vielen komplizierten Fragen gibt man sich leicht mit einfachen Antworten, Modellen, Formeln zufrieden, um sich überhaupt noch zurecht zu finden. Solche Einsichten sind aber von kurzer Dauer. Welche Eigenschaften, welche Möglichkeiten, sollte der Held unserer Zeit haben?

Tschuchraj: Du hast mit der Bemerkung recht, daß die Frage breit und umfassend ist. Wir alle suchen diesen Helden. Niemand kann behaupten, daß einer von uns etwa das Rezept wüßte: „wie kann man den Helden unserer Zeit machen?“

Der Held unserer Zeit bleibt immer eine künstlerische Entdeckung. Helden kann man nicht ausdenken, man kann sie entdecken — im Leben, in sich selbst. Nur dann wird es den „Helden“ geben.

Natürlich kann man diese Frage einfach beantworten. Der Held ist für mich — allgemein formuliert — ein Mensch, der unter beliebigen Bedingungen des Lebens bewußt, nüchtern und reif für den Kommunismus kämpft. Wir hatten schon andere Helden. Helden, die für den Kommunismus nicht sehr bewußt

kämpften, aber jung, aufrichtig und voller Hingabe. Das sind die einfachen Helden des Bürgerkriegs. Zugleich hatten wir Helden, die bewußt und gereift für den Kommunismus kämpften; sagen wir Lenin, Furmanow und andere, die in unseren Filmen gezeigt werden, wie der Arbeiter Maxim.

Dann kamen Helden eines anderen Typs, Helden, die absolut an den Kommunismus glaubten, an die Ideen, bereit, alle ihre Kräfte dafür herzugeben, ihren ganzen Enthusiasmus für den Aufbau des neuen Lebens. Das sind die Helden der 30er Jahre. Prima Kerle ohne Kompliziertheiten, ohne Zweifel. Es ist nicht verwunderlich, wenn gerade solche Helden in jener Zeit dominierten. Denn die historische Funktion dieser Menschen, ihre historische Aufgabe bestand gerade in dieser bedingungslosen Hingabe. Mit Hilfe ihres eigenen Enthusiasmus, ihres Glaubens und ihrer Ergebenheit für die Sache sollten sie die Basis dieses Landes schaffen, die ökonomische und die politische Basis. Sie sollten lernen — und sie lernten. Sie sollten arbeiten — und sie arbeiteten, ehrlich, viel und ohne sich zu schonen. Sie erbauten unsere Industrie, unsere Kolchosen usw.

Dann kam ein neuer Typ des Helden, der dem der 30er Jahre ähnlich war: der Held des Großen Vaterländischen Krieges. Das war ein Mensch, der in den Jahren der Sowjetmacht erzogen wurde, der keinerlei Kompliziertheiten und Feinheiten des Kampfes kannte, damit für den Klassenkampf schlecht vorbereitet war, auf Grund seiner Erziehung. Das heißt: dieser Held wußte zwar schon und er hatte es gelernt, daß jenseits der Grenzen unserer Heimat Kapitalisten leben, hatte sie aber in seinem Leben noch nie gesehen, wußte nicht, was das für Leute sind und hatte sich darunter einfach schlechte, häßliche und böse Menschen vorgestellt.

Die Nachkriegszeit stellte, wie mir scheint, für die Gestaltung des Helden unserer Zeit andere Aufgaben. Gemessen an den Fragen nach Krieg oder Frieden, der Reflexion über den Aufbau des Sozialismus, der Erfassung seiner Richtigkeit und der Fehler beim Aufbau. Dazu verhalf uns besonders die Periode des Kampfes mit dem Personenkult. In dieser Periode war es wichtig, die Probleme klar zu durchdenken, nicht in Panik zu verfallen, nüchtern zu erfassen, was Hauptsache, was Nebensache ist, was Wirkliches, was Unbeständiges, wie das möglich wurde und was nötig ist, um es unmöglich zu machen.

Mir scheint, daß der Klassenkampf die Menschen schon immer nicht vor elementare und einfache, sondern vor komplizierte Aufgaben gestellt hat. Dennoch hat es Perioden gegeben, die einfacher waren als die gegenwärtige. Wir leben in einer außergewöhnlich schwierigen Periode. Denn der ideologische Kampf hat sich zugespitzt, er ist subtiler und heimtückischer geworden. Der Gegner verfügt heute über äußerst wichtige technische Mittel der Lenkung, der Information und der Desinformation usw.

In unserer Gesellschaft ist das Ideal des Helden nicht einformig, weil unsere Gesellschaft nicht einformig ist. Sie ist einheitlich und einig in ihren Bestrebun-

gen, in ihren Idealen, aber damit nicht von vornehmerein einig in Fragen der Taktik und Realisierung der Ideale. Ich meine, es gibt gegenwärtig zwei Ideale des Helden. Das eine ist orientiert an Bekanntem, an dem, wie es früher war. Ich denke aber, weder ein Mensch noch eine Gesellschaft kann zu dem zurück, was schon einmal war. Das Leben der Gesellschaft ist historisch bestimmt. Das erlaubt die Möglichkeit zur Neuerung, zur Verjüngung. Der bleibt doch letztlich ein Held unserer Zeit, wenn wir von unserer Revolution sprechen, der nachdenkt und sich alles zu Herzen nimmt — nicht nur unsere Erfolge, sondern auch unsere Fehler.

Es gibt Menschen, die meinen, was ist das für ein Held, der an Fehler denkt. Das ist nicht richtig. Uns folgt auf dem Weg zum Sozialismus eine riesige Zahl von Menschen. Und wenn uns unsere Fehler Blut gekostet haben, so möchte ich nicht, daß es jene Blut kostet, die uns folgen.

Über den Helden möchte ich noch etwas sagen. Ich habe gesagt, ein Mensch, der bewußt, nüchtern und reif für den Kommunismus kämpft. Unser Land ist sozialistisch; unser Programm — auf dem Weg zum Kommunismus. Warum dann kämpfen? Viele Leute meinen und sagen es so: wir haben doch mit nichts zu kämpfen. Das ist falsch. Es gibt Gründe für den Kampf. Wenn man unsere Presse liest — *Iswestija, Prawda*, nur die Zentralorgane —, sehen wir, daß viele Mängel entstehen, mit denen zu kämpfen ist, um auf dem Weg zum Kommunismus voranzuschreiten.

Nur auf dem Friedhof gibt es keine Fehler. Wenn sich die Gesellschaft vorwärts bewegt, gibt es Widerstände. Wir verstehen das, wir — die sowjetischen Kommunisten. Deshalb bemühen wir uns um Nüchternheit. Und so meine ich auch, daß die wichtigste Eigenschaft des Helden unserer Zeit — die kommunistische Reife ist. Uns wird jetzt keinerlei Naivität helfen, die in früheren Etappen vielleicht sehr wichtig war. Das Wachstum des Kommunismus vollzieht sich schon nicht mehr an der Oberfläche. Das ist Arbeit in die Tiefe. Viele, die das von außerhalb betrachten und bei uns auf keine linken Phrasen stoßen, die reifen Kommunisten noch nie zu eigen waren, die nicht den wilden Hahnenkämpfer sehen und sagen — was sind denn das für Kommunisten, die studieren da ernsthaft — nein, eine neue Gesellschaft aufzubauen ist nicht eine so leichte Aufgabe wie die Zerstörung der alten. Zerstören läßt sich alles ziemlich leicht. Unter anderem die alte Gesellschaft. Beträchtlich schwieriger ist es, die neue Gesellschaft aufzubauen.

Frage: Speziell in manchen Kreisen der Intelligenz in kapitalistischen Ländern gehört es fast schon zum guten Ton, die Sowjetunion als revisionistisch zu bezeichnen, als hinter der Bewegung herhinkend, als verbürgerlicht. Als Teilnehmer und Besucher westeuropäischer Filmfestivals hast Du sicherlich feststellen können, wie wortreich das kritische Repertoire dieser Kreise ist. Wie reagierst Du auf solche Vorwürfe?

Tschuchraj: Ich kenne diese Leute, es sind vor allem die „Rrrrevolutionäre“, wie Lenin zu sagen pflegte, mit dem rollenden R, zum Beispiel die „Revolutionäre“ des trotzkistischen Typs, die sich an der Idee laben, daß sie „revolutionär“ seien, faktisch aber, so meine ich, das nicht sind.

Vor eineinhalb Jahren war ich in Belgrad und schaute mir Filme bei einem Festival an, das sich „Junge freie Welt“ nannte. Das Festival hat einen großen Eindruck auf mich gemacht, in dem Sinn, daß viele der Filme weder jung noch frei waren, obgleich sie das beanspruchten zu sein. Das Wort Freiheit kann man auf unterschiedliche Weise verstehen, verschieden behandeln und benutzen. Das ist eine sehr ernste Frage. Was ich im westlichen Film — auch aus der Hand jener Ultrarevolutionäre — sehe, gefällt mir überhaupt nicht. Die wirkliche Bewegung geht nicht in diese Richtung.

Was bedrückt mich an der Pseudobewegung? Vor allem die tiefgründige ultralinke Pose auf dem Gebiet der Gewalt und des Sexes. Als wir damals zusammen in Westberlin waren, habe ich mir noch eine kleine Partie von pornographischen Filmen angesehen, später auf dem Festival in Belgrad.

Was ist dort zu sehen? Man belustigt sich an Übungen, die langweilig und vulgär sind. Wenn sich mit dieser Sache Künstler von Rang und Namen beschäftigen, dann wird das ganz und gar schlecht. Zum Beispiel Pasolini, den man für links hält. Er hat einen Film gedreht, der letzte, den ich gesehen habe — offenbar folgten darauf noch zwei weitere — mit dem Titel „Teorema“. Natürlich kann man darin viel sehen, was gar nicht vorhanden ist. Wenn aber dieses Bedürfnis nicht da ist, das zu sehen, was es nicht gibt, dann zeigt sich deutlich, was er wirklich gemacht hat — einen gefährlichen Film. Ich betone das, obgleich Pasolini sich als Revolutionär bezeichnet und meint, er habe hier ungeheure Entdeckungen für die Menschheit gemacht, auf dem Gebiet des Sexes, natürlich revolutionäre Entdeckungen.

Warum sage ich das? Ich erlaube mir das zu sagen, weil solche Dinge imstande sind, den Faschismus mit zu erzeugen. Hier wird von einem jungen Mann erzählt, der in Sachen Liebe sehr großzügig ist, ganz einfach aus Liebe zu dem Nächsten. Nacheinander schläft er zunächst mit der Dienerin seines Onkels, dann mit der Frau seines Onkels, dann mit dem Sohn seines Onkels, dann mit der Tochter des Onkels und schließlich mit dem Onkel selbst. Das ist die erste Serie. Sodann kommt es zu einer merkwürdigen Verwandlung dieser Menschen, nachdem sie diesen Neffen verloren haben. Die Tochter wird krank, die Dienerin eine Heilige, vollbringt ein Wunder und macht sich freiwillig auf den Weg zu Gott, der Neffe beschäftigt sich mit Kunst, die Mama sucht Männer, findet sie nicht, der Papa sucht Knaben und findet sie nicht. Das ist die ganze Tragödie.

Als ich Anhänger des Films fragte, was sie daran fänden, hatte ich den Eindruck, daß sie über Freiheit sprachen: der Mensch sei frei, wenn er tut, was er möchte. Die zweite These — einer hatte das ganz ernst gemeint — lautete, das sei eine eigentümliche Auffassung des Christentums. Es hat verschiedene Deutungen des

Christentums gegeben, und der Umstand, daß es sich hier um eine dieser Deutungen handle — womit ich nicht einverstanden bin, sogar als Spaß kann ich das nicht zugestehen —, beweist ein übriges Mal, daß das Christentum von interessierten Kreisen eben so dargestellt wurde, wie sie es gerade haben wollten. Und viele Deutungen hatten mit Christentum gar nichts zu tun.

Doch darum geht es nicht; lassen wir die Lappalien außer acht und betrachten im ganzen, was uns gegenwärtig in Unruhe versetzt, was zum Beispiel mich persönlich erregt, was mir als gefährlich erscheint. Das sind die Filme des Grauens, der Brutalität und Pornographie. Warum? In welcher Soße auch immer dies eingerührt sein mag, lehren diese Filme, wie leicht es sei zu töten. Wenn wir sie als Gesamterscheinung betrachten, besteht ihr Hauptziel darin, einen zu der Einstellung zu zwingen, daß der Mensch ein schmutziges und gemeines Tier sei, ein brutales, niederträchtiges Wesen. Und genau das ist für unsere ideologischen Gegner sehr wichtig. Entscheidend für die Gegner des Sozialismus und Kommunismus. Aus welchem Grund? Wenn der Mensch ein dummes, schmutziges Tier ist, wenn er wirklich so ist, wie ihn diese Filme darstellen, oft sogar talentvolle Filme, dann ist es ja völlig sinnlos, eine neue soziale Gesellschaftsordnung aufzubauen, völlig sinnlos, für diese neue soziale Ordnung zu kämpfen. Wenn er nicht mehr als ein Vieh ist, dann lebt er eben im Dreck. Mehr nicht.

Der ganze Kommunismus ist aber nicht auf der anarchistischen Vorstellung von Freiheit gegründet, wie das manche glauben. Der Kommunismus ist auf der Achtung vor dem Menschen gegründet. Seine Grundlage ist Achtung vor dem Menschen, seiner Würde, seiner Seele.

Man stelle sich vor: im Saal sitzt eine große Menge von Soldaten oder zukünftigen Soldaten. Wenn sich diese Leute davon überzeugen lassen, daß der Mensch ein schmutziges Tier sei, dann ist es sehr leicht, auf den Knopf zu drücken, sogar auf den Knopf, der Atomwaffen auslöst.

Es gibt gegenwärtig in der Welt zwei Lager von Filmemachern. Die einen kämpfen für eine gerechte, soziale Gesellschaft. Davon gibt es viele: in Italien, Frankreich, den USA, in der BRD und in anderen Ländern. Von den anderen gibt es viel viel mehr: sie kämpfen gegen den Menschen.

Wenn man ihnen sagt, Freunde, da geht ihr doch etwas zu weit, dann antworten sie gleich eifertig: Aber die Freiheit. Was ich will, das mache ich. Freiheit hat aber mit Rowdytum nichts zu tun, aber Rowdys jeder Art schreien eben immer „Freiheit“.

Mit Freude sehe ich jedoch die Filme sozialen Engagements, für die sich westliche Filmemacher in der jüngsten Zeit zu interessieren beginnen.

Nehmen wir zum Beispiel einen italienischen Film mit dem russischen Titel „Eine Italienerin in Australien“, gemacht im Stil des traditionellen Neorealismus. Ich habe ihn angesehen und dabei gedacht, viele italienische Regisseure und Kritiker tönen ständig darüber, daß der Neorealismus eine abgeschlossene Etappe sei. Ich bin nicht dieser Meinung. Im Gegenteil: der Neorealismus liegt

vor uns, und jene, die ihn angeblich hinter sich gelassen haben, sind zurückgeblieben. Wer in Moden schwelgt, meint immer, er bewege sich vorwärts ...

Frage: Grischa, Du hast einmal vom Kind der Revolution gesprochen, das weise geworden ist. 50 Jahre UdSSR — historisch gesehen ein winziger Zeitraum, für die Lebenden eine verhältnismäßig große Erfahrung. Bei der Arbeit mit sowjetischen Filmen in der Bundesrepublik wird mir immer wieder bewußt, wie wenig uns von dieser Erfahrung bekannt ist — wir müssen sie selbst erkämpfen. Erfreulich, daß das klassische Filmrepertoire etwas bekannter geworden ist, aber von der zeitgenössischen Filmkunst, insbesondere aus den verschiedenen Republiken, kann man das noch nicht sagen. Allerdings ist gerade das westdeutsche kommerzielle Kino auf einer so niedrigen Stufe angelangt, daß sich der Zuschauer zurecht fragt, warum er denn ins Kino weggehen soll. Und darunter leidet ja auch der gute Film anderer Länder. Wie steht es um den sowjetischen Kinofilm heute? Wie schätzt Du Eure Arbeit ein — unter den von Dir selbst genannten Aspekten des Weges der Menschheit zum Sozialismus?

Tschuchraj: Als die Oktoberrevolution gesiegt hatte, veränderte sich Rußland, das in Lenins Worten ein Gefängnis der Völker war; die Türen des Gefängnisses wurden geöffnet, die Völker befreit. Was dann geschehen sollte, war zunächst unbekannt. Als erster Staatsmann in der Geschichte der Menschheit hatte damals Lenin die Idee von der Schaffung eines multinationalen Staates verkündet. Die Schaffung des sowjetischen sozialistischen Staates erscheint uns heute als eine ganz einfache Sache. Natürlich entspringt sie den Idealen der Internationalisten. Für die praktische Politik war das seinerzeit eine ungeheuer schwierige Aufgabe. Denn die Feindschaft zwischen den Völkern, die unter der zaristischen Regierung entstanden war — so wie in unserer Zeit viele interessierte Kreise in vielen Teilen der Welt solche Feindschaften ständig erzeugen und schüren — diese Feindschaft schien unüberwindlich.

Aber im Verlauf der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und des Bürgerkrieges konnten sich die Völker von einer Tatsache überzeugen: Es gibt einen gemeinsamen Feind — den Kapitalismus. Die Völker sind sich keine Feinde. Das ist alles sehr leicht gesagt. Solche Feindschaften sind über Jahrhunderte hinweg genährt worden. Sich ihrer zu entwöhnen ist schwierig. So etwas setzt sich in den Menschen fest, und nicht alle sind Kommunisten, im Sinne gebildeter Leninisten.

Man kann nicht sagen, daß die Geschichte mancher Völker unseres Landes mit der Oktoberrevolution begonnen hat. Das ist falsch. Manche hatten eine weit zurückreichende, ruhmvolle und vielleicht zivilisiertere Geschichte als Rußland. Richtig ist, daß die Menschen fast hundertprozentig Analphabeten waren, aber es gab eine Kultur — die Kultur dieser Völker.

Viele amerikanische Theoretiker behaupten heute, daß sich alles um die Kultur drehe, daß die Schwierigkeiten der Völker im Verkehr miteinander in der Nichtvermengbarkeit ihrer Kulturen lägen.

Natürlich haben Kulturen eine immense Bedeutung, und nur wenige wollten daran glauben, daß es uns gelingen würde, eine gemeinsame Existenz der verschiedenen Völker in einem Staat aufzubauen. Lenin hatte es prinzipiell formuliert — die Kultur unserer Völker sollte in der Form national, im Inhalt sozialistisch sein.

Innerhalb von 50 Jahren haben wir uns davon überzeugen können, wieviel unsere Freundschaft der Völker allen Kulturen — darunter auch der russischen — gegeben hat. Obgleich die russische Kultur eine der gewichtigen ist, haben die Kulturen der anderen Völker unseres Staates Einfluß auf uns genommen, so wie die russische Kultur die anderen beeinflußte. Sie haben sich gegenseitig bereichert und nicht vernichtet. Das ist einer unserer hervorragenden Erfolge.

Wenn wir vom Film vieler unserer Republiken sprechen, kann man schon nicht mehr von einer rückständigen oder jungen Kunst sprechen. Das Urteil fällt einem inzwischen schwer, wer nun die besten Filme macht — die russische Föderation oder sagen wir die georgische. In der ukrainischen Föderation sind in letzter Zeit sehr inhaltsreiche Filme herausgekommen. Eine Gruppe junger Regisseure arbeitet an einem ganz neuen Stil, gemessen an dem, was bei uns bisher produziert wurde, dabei durchaus in nationaler Eigentümlichkeit und auf dem besten internationalen Niveau. Wichtige Filme werden in den Republiken produziert, in denen vor nicht allzu langer Zeit fast niemand lesen und schreiben konnte: nur eine Handvoll Menschen war mit dem überlieferten Schrifttum vertraut. Die Mehrheit des Volkes bestand aus Nomaden, zum Beispiel bei den Kasachen. Ich bin oft dort gewesen. Einer meiner Schüler drehte dort seine Diplomarbeit, nahm den Film zum Festival von Monte Carlo mit — ein Festival für Fernsehfilme — und erhielt dafür den Preis in Silber. Vor einiger Zeit hätte man das von Kasachstan niemals erwartet. Und was für einen großartigen Film hat der leider schon verstorbene Kasache Schaken Ajmanow gemacht — „Das Ende des Ataman“. Man kann ohne weiteres sagen, daß der kasachische Film mit Erfolg in die Weltfilmproduktion vorgestoßen ist. Starke Filme werden in Georgien gemacht. Kürzlich sah ich einen Streifen von hohem Rang — „Die Braut“ des turkmenischen Regisseurs Norlyw.

Warum erwähne ich diese Beispiele? Die in Moskau ausgebildeten nationalen Kader der Republiken — in der Hauptsache am Staatlichen Allunionsinstitut für Film — treten gegenwärtig in ihrer nationalen Filmkunst als hochqualifizierte, gebildete Persönlichkeiten auf.

Auf dem Festival von Locarno, wo ich vor einigen Jahren Mitglied der Jury war, wurde einer unserer Filme aus der Produktion einer baltischen Republik vorgeführt. Man fragte mich: Wieviel Einwohner hat Lettland? Und die haben

bei 3 Millionen Einwohnern eine eigene Filmproduktion, eigene Studios? Wieviele Filme werden jährlich produziert? Sechs pro Jahr? Das ist unmöglich. Etwa abendfüllende Spielfilme? Unmöglich! Doch, es ist möglich.

Alle Republiken haben ihre eigene Filmkunst, in manchen gibt es sogar mehrere Produktionen.

Je weiter sich unsere Republiken entfalten, um so schneller kann es dazu kommen, daß sie die russische Föderation überflügeln. Das wäre großartig. Sowjetische Filmemacher, Internationalisten, kann das nur beglücken. Im Wettbewerb der Künste sind wir bereit, gemeinsam das Beste zu erreichen. Überrundet eine Republik die andere — es bleibt unsere Sache.

Frage: Für Deinen Film „Erinnerung“ hast Du unter anderem in der Bundesrepublik gedreht. Er wurde anlässlich des 25. Jahrestages der Befreiung Europas vom Faschismus hergestellt. Der Film ist bei uns leider noch nicht gezeigt worden. Du hast darin jüngere und ältere Bürger unseres Landes angesprochen. Unter anderem ehemalige Soldaten, Teilnehmer der Schlacht von Stalingrad. Sie haben Dir vorgeschlagen — bei der Aufnahme in einem Münchener Lokal —, warum man denn nicht auch den deutschen Soldaten, die an der Wolga nach „tapferem Kampf“ gefallen sind, an Ort und Stelle ein Denkmal errichte. Wie erklärst Du Dir eine solche Haltung?

Tschuchraj: Als ich diesen Film gedreht habe, wollte ich in keiner Weise den Triumph des Siegers anklingen lassen. Mich interessierte die Frage: woran erinnern sich die Menschen und haben sie daraus Lehren gezogen?

Wir alle sind Teilnehmer des großen Dramas, das Geschichte heißt. Kraft einer Reihe von Umständen können wir in jede beliebige Lage geraten. Nehmen wir zum Beispiel die tragische Rolle deutscher Menschen — der deutschen Arbeiter, der Bauern, der deutschen Werktätigen in der Geschichte des Faschismus und seiner Entstehung in Deutschland, sie ist tragisch. Aber all das bleibt nicht schrecklich, wenn man daraus Schlußfolgerungen zieht, richtige Schlüsse. Falsche Schlüsse sind angenehm und tun nicht weh. Viele Deutsche haben wirklich nachgedacht. Viele haben es aber nicht getan. Und das kann man in diesem Film sehen.

Die Alten, die sagen, baut uns ein Denkmal bei Stalingrad, sind, psychologisch gesehen, vielleicht zu verstehen. Aber nach dem höheren menschlichen Prinzip nicht. Sie haben offenbar nicht erkannt, an welcher Tragödie sie beteiligt waren. Das ist schrecklich. Mir fallen da die großartigen Worte über die Tragödie ein — sie läutert das Bewußtsein. Viele haben das begriffen, andere sind weit davon entfernt. Das finde ich sehr traurig.

Ich will noch etwas erwähnen. Ich habe nicht die alten Leidenschaften wieder erwecken wollen. Die helfen uns gegenwärtig nicht weiter. Es gibt neue Aufgaben, neue Leidenschaften.

Aber ich bin Soldat, meine Jugend habe ich in der Armee verbracht. Ich weiß, das beste Verfahren bei der Lösung unserer Aufgabe ist das friedliche. Wenn die Europäer eine Zone des Friedens erhalten wollen, wenn sie danach handeln, dann haben sie aus ihrer Geschichte — einer ruhmreichen und doch recht blutigen — die entsprechenden Schlüsse gezogen.

Ich habe in Westdeutschland Revanchisten getroffen, die mit hysterischem Affekt von verlorenen Territorien sprechen. Man kann verstehen, wenn ein Mensch mit Trauer von seiner Heimat spricht, von dem Land, wo er geboren wurde und das ihm jetzt nicht mehr gehört.

Der Mensch aber, der sagt, ich bin hier geboren, erlauben sie mal, das gehört mir, wird von Millionen Sowjetbürgern hören: erlauben sie mal, ich hatte einen Vater, einen Onkel, einen Sohn, eine Mutter. Deutschland hat viele Menschen verloren, unser Land sehr viel mehr. Die Deutschen waren grausam und hart, als sie unsere Gebiete besetzt hatten. Wenn wir also mit Aufrechnungen anfangen, wird es keine Ende geben — außer Feindseligkeit und Wut wird nichts dabei herauskommen.

Am weisesten, und auch revolutionär, ist jetzt vor allem die Anerkennung der Grenzen. Wer nicht will, daß erneut Blut vergossen wird, erreicht das nur durch die Anerkennung der Grenzen und die inhaltliche Füllung der Verträge. Das Leben hat gezeigt, daß Menschen unterschiedlicher Ideologie miteinander kooperieren können, sich sogar befreunden können. Warum nutzen wir diese Möglichkeiten nicht? Im gemeinsamen Kampf gegen den Antihumanismus in der Kunst? Mit vielen progressiven, vernünftigen und ehrlichen Künstlern des Westens? Die Erfahrung hat gezeigt, daß noch kein einziger Krieg etwas Gutes hervorgebracht hat, der Frieden aber hat prächtige Dinge geschaffen. Das brauchen wir.

Moskau, 20. Juni 1972

Robert Roschdestwenskij

Frage: Robert Iwanowitsch, Du bist ein Vertreter der jungen Sowjetliteratur. Wie sieht der Weg eines jungen Autors in die Literatur Deines Landes aus?

Roschdestwenskij: Ich bin davon überzeugt, daß alle Menschen in einem bestimmten Lebensabschnitt Gedichte schreiben. Jeder hat irgendwann einmal ein paar Wörter gereimt. Für die meisten Leute ist es wichtig, damit rechtzeitig aufzuhören. Den einen gelingt das; sie fangen damit an, sich mit verständlicheren Dingen zu befassen, wählen sich Berufe aus, die verständlicher sind als der des Dichters, werden Ingenieure, Facharbeiter, Ärzte, was auch immer. Anderen gelingt es nicht, mit dem Schreiben aufzuhören, sie tun das bis ans Ende ihrer Tage. Vielleicht ist das komisch, aber ich liebe meinen Beruf, obwohl bei uns ein

Dichter, ein sehr guter — Michail Swetlow —, einmal gesagt hat, die Poesie sei kein Beruf, sondern ein Seelenzustand. Also ich liebe diesen Seelenzustand.

Wie kommt man bei uns in die Literatur, wie bin ich dazu gekommen? Ich bin 40 Jahre alt, 1932 in Sibirien, im Altaj, geboren. Mein Vater ist Berufssoldat, meine Mutter Ärztin. Ich erzähle diese biographischen Details, weil sie auf meine Arbeit Einfluß hatten. Mein erstes Gedicht wurde vor sehr langer Zeit veröffentlicht — 1941. Vater und Mutter gingen an die Front, schon in den ersten Tagen des Krieges. Ich blieb allein zurück und schrieb, erschüttert vom Ausbruch des Krieges, Gedichte. Ich lernte noch in der Schule, mein Lehrer nahm die Gedichte in die Zeitung mit. Dort wurden sie veröffentlicht. Ich schreibe also schon seit langem Gedichte, aber eigentlich tun das Tausende, Millionen von Jungen und Mädchen.

Der Weg in die Literatur wird in unserem Land von einer Menge Dinge, meiner Ansicht nach nicht schlechter Dinge, erleichtert, vor allem schon in der allerersten Phase.

Der Dichter schreibt Gedichte, weil er es einfach nicht fertigbringt, sie nicht zu schreiben. Die Poesie ist eine sehr natürliche Sache, so natürlich, als wäre sie eine Fortsetzung des Atmens. Sozusagen das erste Stadium der Arbeit. Die Niederschrift eines Gedichts aufs Papier. Dann gehört es dir schon nicht mehr. Du existierst getrennt davon. Jetzt beginnt der Weg zum Leser, denn natürlich möchtest du, daß deine Gedanken, deine Gefühle und Erlebnisse jemand bewerte, damit einverstanden ist oder Einwände hat.

Wir haben ziemlich viele literarische Vereinigungen. Was ist das? Sie gruppieren sich vor allem um Jugendzeitungen in verschiedenen Gebieten, in allen Republiken. Das sind Gruppen schreibender Leute, Gruppen — wie wir das nennen — beginnender Schriftsteller. Diese Leute versammeln sich, je nach Vereinbarung, einmal in der Woche, zweimal im Monat, einmal im Monat; versammeln sich und diskutieren miteinander über ihre Arbeiten, streiten miteinander am Beispiel ihrer Arbeiten. Der Leiter einer solchen Gruppe ist in der Regel ein professioneller Schriftsteller, einer mit Erfahrung, mit pädagogischer Begabung ...

Frage: ... sind diese Vereinigungen mit dem Schriftstellerverband verknüpft?

Roschdestwenskij: Nicht immer mit dem Verband. Im Grunde sind gerade diese Vereinigungen — abgesehen von Ausnahmen — nicht beim Schriftstellerverband, sondern bei Zeitungen organisiert. Bei den Zeitungen des Komsomol, bei Jugendzeitungen, bei Universitäten und Instituten, kurzum, wo viel Jugend, viele schreibende Menschen sind.

Frage: Wie sieht die soziale Zusammensetzung aus?

Roschdestwenskij: Unterschiedlich. Bei Instituten sind es hauptsächlich Studenten, bei einer Jugendzeitung sowohl Studenten als auch Arbeiter, Angestellte, Bauern. Ihr Alter ist ganz verschieden, denn beginnende Schriftsteller können

auch 50 Jahre alt sein. Die Zeitungen stellen den Mitarbeitern der Vereinigungen gerne ihre Seiten zur Verfügung, vorzugsweise den Gruppen, die der Zeitung angeschlossen sind. Die Leute gehören dann gleichsam zum Aktiv dieser Zeitung und arbeiten gerne mit.

Nun zu den Buchausgaben. Wir haben zum Beispiel den Verlag „Molodaja Gwardija“ (Die junge Garde), den Zentralverlag des Komsomol. Dieser Verlag hat in jeder Republik Filialen, auch in einigen großen Städten. Ein Riesenverlag, der nur schöpferische Literatur verlegt. Der Idee nach ist er für die Herausgabe der Werke junger Autoren vorgesehen, was er auch tut. Im übrigen ist jeder andere Verlag, nach unserem Plan, verpflichtet, je nach Größe der Produktion, im Jahr mindestens drei bis fünf Titel von Erstlingswerken junger Autoren herauszugeben. Die Verlage können das nicht ablehnen. Sie sind deshalb selbst an einer guten Auswahl interessiert, suchen und fördern junge Autoren, die man aber so sehr gar nicht suchen muß — sie kommen von selbst mit ihren Manuskripten.

Alle drei bis vier Jahre findet eine Allunionskonferenz junger Autoren statt. Eine solche Konferenz wird es nächstes Jahr geben, Anfang Herbst 1973. Ich bin sozusagen auf dem Laufenden, weil ich im Auftrag des Schriftstellerverbands für die Durchführung dieser Konferenz verantwortlich bin. Hier kommen nicht nur Anfänger zusammen, sondern auch Autoren, die schon Bücher herausgebracht haben. Etwa 150 bis 200, vielleicht sogar 300 Autoren, ich weiß jetzt noch nicht, wie viele da zusammentreffen werden. In Moskau. Und unsere bedeutendsten Schriftsteller werden mit ihnen Seminare durchführen. Jeder dieser Schriftsteller wird etwa sechs bis sieben junge Autoren betreuen. Man wird über ihre Arbeiten diskutieren. Es werden professionelle Gespräche sein.

Frage: Wie lange dauert das Seminar? Wer bezahlt die Reise und den Aufenthalt?

Roschdestwenskij: Das dauert 10 Tage. Die Kosten werden vom Schriftstellerverband und dem ZK des Komsomol getragen.

Frage: Ist das dem „Djen poesii“ — dem „Tag der Dichtung“ ähnlich?

Roschdestwenskij: Nein, aber es wird eine Lesung geben. Im wesentlichen konzentrieren wir uns auf das Studium der Arbeiten junger Autoren. Nahezu alle unsere Schriftsteller sind durch solche Konferenzen gegangen, fast alle. Ich meine jetzt auch die bekannten Namen. Prosaiker, Lyriker, Dramatiker, Kritiker, Drehbuchautoren werden eingeladen. Dem geht eine sorgfältige Arbeit voraus. Vorher werden viele Manuskripte, Bücher gelesen, um auf diese Weise die Begabtesten zu entdecken. Nach den Konferenzen werden Bücher veröffentlicht, Arbeiten der Teilnehmer, aber wiederum nicht aller Teilnehmer, sondern der Besten. Die Kritik, Verlage, Zeitschriften befassen sich mit den Konferenzen recht aufmerksam. Das hilft den Jungen, in die Literatur zu gelangen.

Außerdem gibt es in Moskau — vielleicht hätten wir damit anfangen sollen —

ein einzigartiges Literaturinstitut, das Gorkij-Institut. Es ist dem Schriftstellerverband angeschlossen. Ein kleines Institut. In dieses Institut treten auch schon schreibende Leute ein, um sich weiterzubilden.

Viele, die von der Existenz eines solchen Instituts hören, fragen, wie geht denn so etwas überhaupt, Schriftstellerei zu erlernen? Das wird dort nicht gelehrt. Die Studierenden erhalten eine philologische Ausbildung. Der Akzent liegt auf einem sorgfältigeren — als etwa an Hochschulen praktiziertem — Studium der Literatur und ihrer Geschichte. Hier werden die Werke der Klassiker eingehender analysiert, unserer Klassiker und der anderer Länder. Es gibt Arbeitsseminare, zweimal in der Woche, an denen bis zu 10 Menschen teilnehmen. An diesem Institut unterrichteten und unterrichten unsere großen Dichter. Also: so ein Lyriker, Prosaiker, Dramatiker, Kritiker hat sein Seminar vom ersten bis zum fünften Jahr des Studiums.

Um in das Institut zu kommen, wird man von einer Aufnahmekommission geprüft, die ebenfalls aus Schriftstellern besteht. Voraussetzung sind eigene poetische Arbeiten: Gedichte, Prosastücke, dramatische und publizistische Arbeiten. Der Wettbewerb ist groß. Es bewerben sich bis zu 300 Personen um einen Platz. Das Entscheidende für den Zugang ist die Begabung. Die Feststellung der Begabung ist nicht fehlerlos. Ich habe schon gesagt, daß Poesie und Prosa sehr natürliche Betätigungen sind, die nicht unbedingt durch Ausbildung hervorgerufen werden können.

Es gibt Leute, die das Institut abgeschlossen haben und keine Schriftsteller wurden. Sie haben aber eine gute Ausbildung und Bildung erhalten, arbeiten in Zeitungen, Zeitschriften, Verlagen, Funk und Fernsehen.

Wie viele meiner Kollegen habe auch ich das Institut abgeschlossen. Zum Beispiel Simonow, Michalkow, Lukonin, Jewtuschenko, Kasakow, Tendrjakow und viele andere haben hier studiert.

Das Wichtigste an dem Institut — neben den Seminaren — ist die Kommunikation junger schreibender Menschen untereinander. Mir hat diese Atmosphäre am meisten gegeben. Alle um dich herum versuchen zu schreiben. Jede Stunde kann man jemanden im Korridor treffen, der dir seine neuen Gedichte vorträgt. In den Seminaren gibt es ungeheure Streitgespräche. Alles lebt durch Gedichte, Texte, Argumente und Diskussionen, über das Alte und das Neue, über ausländische und die einheimische Literatur.

In einem Studiengang sind nicht mehr als 25 Personen. Die Diplomarbeit besteht aus einem literarischen Werk, einem Gedichtbändchen, Erzählungen, einem Roman, einer Verserzählung, einem Stück, einem Band Kurzgeschichten. Viele der Studierenden werden schon im Laufe ihrer Ausbildung Mitglieder des Schriftstellerverbands.

In die Literatur kommt man aber nicht nur durch Schulen, Institute, Vereinigungen, sondern aus ganz unterschiedlichen Lebensbereichen, d. h. aus fast allen Berufen. Da gibt es ehemalige Ärzte, Matrosen, Ingenieure, Geologen, Bau-

ingenieure, Architekten, Arbeiter, Angestellte — Andrej Wosnessenskij ist zum Beispiel Architekt, Wassilij Aksionow Arzt.

Trotz dieser Möglichkeiten und Unterstützung ist der Weg in die Literatur schwer. Denn letztlich hängt das vom Talent, von der Fähigkeit und der Arbeitsweise des Menschen ab. Ist keine Begabung vorhanden, wird keine Hilfe etwas ausrichten können.

Frage: Vor zehn, elf Jahren war ich mehrfach Zuhörer von Moskauer Dichterlesungen, zum Beispiel bei einem „Wetscher poesii“, einem Lyrikabend, im Tschajkowskij-Saal, wo — außer Dir — Achmadullina, Martynow, Jewtuschenko, Wosnessenskij u. a. auftraten. Die Säle waren immer überfüllt, die Stimmung für die Poeten wie bei einem frühen Beatles-Konzert im Münchner Deutschen Museum. Es war nicht so laut, im Gegenteil, wenn einer vorträgt, müssen einige Tausend Zuhörer schon still halten. Sie taten es gerne, weil sie das Bedürfnis hatten, alles zu verstehen. Ist das Interesse für Lyrik ungebrochen groß? Sind die Veranstaltungen noch Sensationen?

Roschdestwenskij: Das Interesse für Poesie ist bei uns bis heute kolossal. Man sagt, das Interesse habe nachgelassen. Als Beweis führt man dafür gerade die Abende der Poesie an, die es vor zehn Jahren gab. Jene Abende hatten alle ein Element des Skandals, in dem Sinn, daß ein Lyrikabend ohne berittene Miliz als erfolglos angesehen wurde. Miliz ist immer dabei, wenn sich sehr viele Menschen auf einem Platz versammeln. Überlege Dir einmal: da stürmen Tausende einen Saal; da ist es ganz normal, daß die Miliz da ist. Wir hatten uns daran gewöhnt. Die Säle wurden gestürmt, wenn eine neue Dichterlesung war. Jetzt werden die Säle nicht mehr gestürmt.

Ich kann aber mit Bestimmtheit sagen, daß damals ein Teil des Publikums gekommen war, nicht um Gedichte anzuhören, sondern um bei der Premiere dabei zu sein. Also das sogenannte Premierenpublikum, das bei der Premiere dabei sein will, ganz egal, was geboten wird. Im Theater, im Konzert, bei Lyriklesungen. Es interessiert sich für die Vorgänge im Foyer, nicht für das, was auf der Bühne geschieht. Dieses Publikum kommt jetzt nicht mehr, denn die Poesie hat aufgehört, eine Mode zu sein, im schlechten Sinn des Wortes. Die Poesie ist ein ganz natürlicher Bestandteil, ein nicht wegzudenkender Teil des Lebens der Menschen geworden.

Frage: Wie erklärst Du Dir das? Das Interesse für Poesie in Deinem Land wird ja bei uns zugegeben, vielleicht verfälscht man gerade deshalb die Wirklichkeit um so nachhaltiger. Im Zweifelsfall schreibt man das der Mentalität der Russen zu — von der Sowjetunion wird in dem Zusammenhang selten gesprochen.

Roschdestwenskij: Die großen Lyrikveranstaltungen gibt es in allen Republiken. Wie sieht so ein Abend überhaupt aus? Ich habe in vielen Ländern an Lesungen teilgenommen, im Westen, im Osten, im Süden. Unsere Abende unterscheiden

sich von denen im Ausland doch beträchtlich. Zunächst ist der Andrang zu Dichterlesungen immer noch sehr groß. Wir versammeln uns in den großen Sälen nicht aus Angabe, sondern weil kleine Räume nicht ausreichen. Das sind Veranstaltungen, die manchmal bis zur Größenordnung von Sportpalästen, Stadien gehen, mit 10 000 und mehr Menschen. Normal in Moskau ist der Tschajkowskij-Saal mit etwa 2500 Sitzplätzen, das Estradentheater mit 2000, Kulturpaläste mit 1000 bis 1500 Sitzplätzen.

Meine Kollegen und ich beschäftigen uns schon ziemlich lange mit diesen Lesungen. Bemerkenswert ist auch, wie sich das Publikum verändert. Wenn es vor zehn Jahren *nur* die Jugend war, so sind jetzt Menschen ganz verschiedener Altersgruppen da. Es sind aber immer noch mehr als die Hälfte Jugendliche. Wir haben eine Tradition, die weit zurückgeht. Beschränken wir uns auf den Anfang des Jahrhunderts, so gab es solche Abende schon bei Alexander Blok, aber vor allem nach der Revolution mit Majakowskij und Jessenin. Beide — sehr verschiedenartige Dichter — hatten viele Zuhörer. Ein Poesieabend heißt nicht nur Schreien, das kann auch Flüstern bedeuten. Wir haben sehr verschiedenartige Lyriker, die auf unterschiedliche Weise vortragen.

Für mich, der ich schon lange damit zu tun habe, bleibt dies eine erstaunliche Tatsache, wie tief und groß das Interesse dafür ist. Das freut und wundert einen. Ich weiß, daß ich in der Hauptsache Gedichte vortrage, die schon erschienen sind. Ich trage sie auswendig vor. Manchmal dauert so ein Abend zwei bis zweieinhalb Stunden. Manchmal entfällt mir eine Zeile — sie wird mir aus dem Saal zugerufen, von einigen Stimmen. Was für einen Spaß haben die denn? Die Abende kosten Eintrittsgeld. Und die Leiter der Säle haben es gerne, solche Lesungen zu veranstalten. Sie brauchen nicht einmal einen Arbeiter, der einen Flügel auf die Bühne schiebt, wie das bei Konzerten üblich ist. Sie wissen: kein Platz wird leer bleiben.

Nimm das Interesse für Bücher. Die meisten Schwierigkeiten, die wir auf diesem Sektor haben, hängt mit dem Mangel an Papier zusammen. Die Bücher werden in unwahrscheinlich hohen Auflagen gedruckt, und die Papierindustrie kommt einfach nicht nach.

Frage: Weißt Du, was bürgerliche Kritiker bei uns dazu sagen? Das eine Mal heißt es, hier geht es um eine indirekte Zensurmaßnahme. Das andere Mal sagen sie: der Sozialismus kann nicht einmal für genug Papier sorgen.

Roschdestwenskij: Das ist mir bekannt. Bin selbst damit konfrontiert gewesen. Ich weiß das von mir und von anderen Genossen. Nein, das Papier reicht einfach nicht aus, sogar Lyrikbändchen kommen in Auflagen von 100 000 Exemplaren auf den Markt, 150 000. 50 000 gilt als gang und gäbe, fast normal. Das ist eine hohe Auflage, wundert aber schon keinen mehr. 20 000 — davon spricht man überhaupt nicht. Meine Gedichtbände sind zum Teil in Auflagen von

150 000 Exemplaren erschienen. Prosa kommt in noch höheren Auflagen heraus.

Bei uns sind die Dinge anders organisiert. Jeder Verlag macht einen Jahresplan für seinen Betrieb. Alle Titel werden aufgeführt, mit einer kurzen Inhaltsangabe, für den Fall, daß ein neuer Titel auftaucht, Format und Umfang.

Diese Pläne gehen an alle Buchhandlungen des Landes. Deren Leiter und Mitarbeiter zeichnen an, wieviel sie von den einzelnen Titeln bestellen. Man schätzt ein, wieviel man von dem und dem Titel verkaufen kann. Die Organisation „Knigatorga“ (Der Buchhandel) summiert das und bestellt beim Verlag die und die Menge bestellter Titel. Die Bestellungen liegen zwei- bis dreimal höher als es die Kapazität erlaubt. Wir bauen jetzt weitere Papierkombinate, erweitern die Kapazitäten, aber vorläufig kommen wir bei weitem nicht hin.

Frage: Über die Freiheit des Schriftstellers, seine aktive Beteiligung am gesellschaftlichen Leben in der Sowjetunion wird im Westen viel geschrieben — zu- meist Verzerrtes, Verlogenes, Halbwahres. Ich will die Sache einmal vergröbern: Die einen behaupten — Rechte aller Schattierungen, aber auch einflußreiche liberale Kreise, die gegenüber der UdSSR sich entweder dummm-hochmütig oder konservativ verhalten — für Schriftsteller und Künstler gebe es keine Freiheit. Die anderen — Teile der Jugend, der politisierten studentischen Jugend, die nach revolutionären Lösungen suchen — kommen mit der „linken“ Kritik. Ich meine nicht nur unsere maoisierenden Gruppen, sondern vor allem jene, die — oft aus mangelnden Kenntnissen — behaupten, in der Sowjetunion hätte die Intelligenz die alte bürgerliche Freiheit bekommen, sei der Kapitalismus restauriert worden. Sie meinen, das revolutionäre Engagement sei abgeschwächt oder gar verraten. Man befasse sich dort nur noch mit verinnerlichten individuellen Interessen. Kein Interesse für Politik — die Revolution stehe „im Museum“, wie das einmal ein bekannter Literat formuliert hat. Kennst Du diese Argumente?

Roschdestwenskij: Ich bin viel gereist und habe ziemlich originelle Einstellungen über das, was wir schreiben, kennengelernt, um das einmal milde auszudrücken. Nehmen wir die Politik der literarischen Redaktionen großer bürgerlicher Zeitungen gegenüber unserer Literatur — nicht alle Verlage, nicht alle Zeitungen natürlich —, aber wenn wir die Grundlage der bürgerlichen Zeitungen und Verleger betrachten, gilt die Regel: das Interesse gegenüber unserer Literatur wird vom Skandal, der Anstößigkeit gewisser Werke, der Skandalsucht gewisser Namen bestimmt. Es richtet sich nach dem Prinzip — ich vereinfache und formuliere einmal ganz grob: was dort beschimpft wird, muß man hier loben, was bei uns gelobt wird, muß man beschimpfen oder gar nicht zur Kenntnis nehmen. Ich kann diese Worte verantworten, da ich damit selbst konfrontiert war. Immer wieder werden Namen herausgepickt, die vom literarischen Standpunkt aus gesehen, keinerlei Perspektiven haben. Das geben die Herren dieser Verlage nach einiger Zeit sogar selbst zu.

Die Namen passen in ihre politischen Vorstellungen, entsprechen dem vorgefaßten politischen Schema, das offenkundig in den Köpfen von Theoretikern des ideologischen Kampfes existiert, der die ganze Zeit stattfindet.

Da wird manchmal die Frage des sogenannten *Samisdat* gestellt und was damit alles zusammenhängen mag. Ich versuche einmal zu erklären, was auf dieser Ebene wirklich vor sich geht. Es gibt die Literatur, gibt erfahrene Schriftsteller, gibt Leute, die anfangen, gibt Mitglieder und Nichtmitglieder des Schriftstellerverbandes bei uns.

Unter denen, die anfangen, gibt es Leute, die von sich sehr überzeugt sind, glauben, sie seien — milde gesagt — keine gewöhnlichen Menschen, seien Genies, Auserwählte Gottes. Zunächst überzeugen sie sich selbst davon, danach ihre Verwandten und Freunde. Manchmal werden sie verachtet. Aber: ein Genie, ein Poet, ein Mensch von großen Absonderlichkeiten, ein Mensch von außergewöhnlicher Originalität. Leider ein Genie, das schlechte Gedichte schreibt.

Das Genie bietet seine Arbeiten einem Redakteur an, der ihm sagt: Alter Freund, die sind schlecht. Der Mann bringt sie zu einer Zeitung und erfährt: die sind schrecklich. Ein Verlag schließlich lehnt das Manuskript aus dem einfachen Grund ab, daß die Texte schlecht geschrieben sind, keine Spur von Begabung vorhanden ist oder gar Können, bestenfalls ein Plagiat, nichts Eigenes, keinerlei Talent. Der Mann fängt an, böse zu werden. Wie kann das nur sein? Sein bester Freund sagt, du bist ein Genie, deine Gedichte sind besser als alles, was gedruckt wird — er wird aber nicht gedruckt. Der Mann wird nun immer hartnäckiger, will nun mit allen Mitteln seine Anerkennung als Genie durchsetzen.

Der Mann findet einen Menschen, sagen wir den Korrespondenten einer bürgerlichen Zeitung in Moskau. Dem gefallen die Gedichte dieses erbitterten Genies, das über dieser Welt, über dieser Gesellschaft, überm Erdball schwebt. Der Korrespondent kann daraus eine Sensation machen — ein Mensch, der in Opposition steht. Ist aber kein Widerspruch, sondern Pose.

Für den Poseur wird jetzt Reklame gemacht.

Jetzt beginnt die Kampagne: Das ist eine Gruppe begabter, großartiger, progressiver junger Menschen. Das Wort progressiv klingt hier besonders komisch — aus der Sicht extrem rechter bürgerlicher Zeitungen. Und nun fängt unser Genie schon an, Gedichte nicht mehr nur für sich zu schreiben, er weiß und hat begriffen, was gefallen wird — dort! Was dieser Verleger oder jene Zeitung aufgreift. Dafür schreibt er nun. So werden Genies gemacht, so werden absolut unbekannte Leute zu Vertretern der Literatur gemacht. So ist das in den meisten Fällen, grob skizziert.

Nun noch zu den Vorwürfen von Seiten der extremen Linken. Zunächst: allen wird man es nicht recht machen können. Der Beruf des Schriftstellers ist davon in jedem Fall betroffen. Dem einen mögen die Gedichte gefallen, dem anderen nicht. Hier geht es aber um die Tatsache, daß die Revolution, die im Jahr 1917 stattfand, weitergeht. In der Suche nach den Formen — in der Industrie, der

Landwirtschaft, der Produktionsorganisation, der ökonomischen Leitung, der Wissenschaft und Kultur usw. Dieser Prozeß geht ständig weiter.

Offenkundig gibt es bei uns Leute, die sehr aktiv am politischen und gesellschaftlichen Leben teilnehmen, andere tun das weniger. Sprechen wir über die politischen Einschätzungen der Literatur, so gibt es erstaunlich viele Berührungs-punkte der Ultralinken mit den extremen Rechten. Den einen wie den anderen widerstrebt die Politik. Die einen begründen es von „links“, die andern von rechts. Ich glaube aber, wir werden niemals so vorgehen, daß es beiden paßt. Wir werden einfach arbeiten, schreiben, leben.

Frage: Robert Iwanowitsch, Du bist als Mitglied der sowjetischen Sportmannschaft zu den Olympischen Spielen nach München gekommen, wohnst mit ihr im Dorf. Offensichtlich interessierst Du Dich für Sport. Ich frage, weil bei uns progressive Literaten oft ein recht kritisches Verhältnis zum Sport haben, was verständlich ist. Das Geschäft mit dem Sport, Politik und Profit, vor allem der Nationalismus ist stark ausgeprägt und wie so oft wird man dazu verleitet, Ursache mit Wirkung zu verwechseln. Was fesselt Dich am Sport? Warum bist Du mit der sowjetischen Olympiamannschaft gefahren?

Roschdestwenskij: An der Sache ist überhaupt nichts Erstaunliches. Denn bei den ersten Olympiaden in Griechenland haben sich Poeten beteiligt. Es gab damals sogar den Wettbewerb der Dichter. Ich habe also nichts Neues entdeckt, sondern erinnere lediglich an längst Vergessenes.

Sprechen wir ernster über das Thema, so sind Wettbewerb und Sport Anlässe, bei denen ein Teil des ganzen Menschen erstaunlich genau hervortritt, im Augenblick höchster Anspannung, im Moment des höchsten Punktes seiner Möglichkeiten.

Davon habe ich mich häufig überzeugen können. Im Versuch, dies von innen zu sehen, den Menschen in seiner Anspannung von innen zu begreifen, erkenne ich nichts Schlechtes. Das ist sehr interessant und eine unmittelbare Aufgabe der Menschen, die schreiben.

Ich liebe Sport, habe Sport getrieben, als ich jünger war, habe mich in verschiedenen Sportarten geübt. Unter Sportlern habe ich viele Freunde. Sich dem Sport gegenüber als etwas Zweitrangigem zu verhalten, als etwas Überflüssigem, kann ich nicht. Sport ist ein Teil des Lebens. Wenn dich das interessiert, du dich aber davon künstlich abschneidest, entfernst du dich vom Leben. Letztlich zeigen sich im Sport menschliche Eigenschaften in voller Ausprägung. Daran ändern auch nichts die Dinge, die Du erwähnt hast. Es sind Eigenschaften des menschlichen Geistes, seiner Beharrlichkeit.

München, 30. August 1972

Frage: Als Vizepräsident der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften der UdSSR sind Sie, Alexej Iwanowitsch, mit den Problemen der Bildung und Ausbildung in Ihrem Land vertraut. Welche theoretischen und praktischen Aufgaben stellt sich Ihre Akademie?

Markuschewitsch: Unsere Akademie ist die höchste Institution der wissenschaftlichen Forschung, die sich mit der Untersuchung von Fragen der Pädagogik und Psychologie befaßt. Die Basis der Akademie sind ihre Mitglieder, ordentliche und korrespondierende Mitglieder der Akademie, die je nach freien Sitzen gewählt werden: Vertreter der verschiedenen wissenschaftlichen Gebiete, nicht nur der Pädagogik. Es sind Vertreter der Volksbildung, Lehrer mit langer Arbeitserfahrung. Sie werden auf Lebenszeit gewählt und erhalten vom Staat eine monatliche Zuwendung, die mit ihrem Rang als Mitglied der Akademie verbunden ist.

Wir haben gegenwärtig in unserer Akademie 50 ordentliche und 80 korrespondierende Mitglieder. Ursprünglich war sie als Akademie der Republik gegründet worden. Doch seit einigen Jahren — nach ihrer Umbildung in eine Allunionsakademie — gehören zu ihren Mitgliedern Gelehrte aller Republiken der Sowjetunion.

Zur Akademie gehören 12 wissenschaftliche Forschungsinstitute. Sie befassen sich mit der Ausarbeitung von Theorie und Geschichte der Pädagogik, mit Lehrplänen und -programmen, mit Lehrmaterial und -büchern, didaktischen Hilfsmitteln für die Schule, Fragen der vorschulischen Erziehung, mit Fragen der körperlichen, der ästhetischen Erziehung sowie der Erziehung in Fragen der Arbeit, Fragen der Moral und Ethik, der Psychologie, Fragen der Erwachsenenbildung usw. usf.

Eines dieser Institute befindet sich in Moskau, ein anderes in Leningrad. Der Akademie steht eine riesige Bibliothek zur Verfügung — mehr als eineinhalb Millionen Bände —, die Bücher, periodisch erscheinende Zeitschriften in verschiedenen Sprachen für Probleme der Pädagogik und Schule enthält. Wir haben unseren eigenen Verlag, geben einige Dutzend Zeitschriften heraus, wissenschaftliche Zeitschriften sowie populär-wissenschaftliche Zeitschriften, die für den Massenleser vorgesehen sind. Eine dieser Zeitschriften heißt „Familie und Schule“. Sie ist für Familien bestimmt, erscheint monatlich. Darin sind auf einfache, allen zugängliche und anregende Weise alle die Dinge dargestellt und beschrieben, die wir als „Werbung für die Leistungen“ auf dem Gebiet der pädagogischen Wissenschaften bezeichnen können.

Die Akademie der Pädagogischen Wissenschaften ist — wie schon erwähnt — eine Institution der Forschung. Sie hat gegenüber Schulen und Lehranstalten keine administrative Funktion. Sie arbeitet jedoch Empfehlungen aus für den

Bereich der Ausbildung und Erziehung. Diese Empfehlungen werden dem Ministerium für Volksbildung der UdSSR zur Verfügung gestellt. Nach Erörterung dieser Empfehlungen erklärt sie das Ministerium als verbindlich für Schulen, Kindergärten und andere Ausbildungs- und Erziehungseinrichtungen. Auf diesem Wege dringen die Leistungen der pädagogischen Wissenschaft in die Praxis ein.

Die Akademie der Pädagogischen Wissenschaften war vor einigen Jahren mit der Vorbereitung des neuen Lehrplans befaßt, sowie der Lehrprogramme für alle allgemeinbildenden Schulen der Sowjetunion. Als Ziel hatten wir vor uns, Inhalt und Charakter der Schul-Ausbildung und -Erziehung den Anforderungen der Zeit anzunähern, der sich rasch entwickelnden Wissenschaft, Technik und Kultur. Dabei hielten wir es nicht für möglich, die Ausbildungsdauer der Schule zu verlängern. Ihnen ist bekannt, daß sie bei uns allgemein 10 Jahre beträgt, in der Mehrzahl der Republiken. Wir beließen das so, wie es war.

Wir versuchten jedoch, die inneren Reserven aufzufinden, um im Lehrplan der Schule, in Lehrprogrammen und Lehrbüchern die neuen Ideen und neuen Fakten der modernen Wissenschaft und Kultur darzustellen. Eine solche Reserve haben wir in der Elementarausbildung entdeckt. Im Verlauf vieler Jahre hatten wir die vierjährige Grundschule. Eine systematische Ausbildung begann also erst mit dem fünften Schuljahr.

Nach Durchführung einer beträchtlichen Zahl experimenteller Untersuchungen in den Schulen, an denen sich unsere Pädagogen und Psychologen beteiligten, kamen wir zu dem Schluß, daß das Niveau der Grundschulausbildung erhöht werden kann, wenn die Anforderungen an die Lernenden gesteigert werden, der Prozeß der Ausbildung aktiver gestaltet wird und infolgedessen drei Klassen Grundschule genügen würden. Einer der wichtigsten Teile der Schulreform, die von unserer Akademie vorbereitet und von unserer Regierung angenommen worden ist und jetzt realisiert wird, ist die Verkürzung der Grundschule von vier auf drei Jahre.

Wir haben dadurch nicht nur eine Erhöhung der Effektivität in der Elementarausbildung erreicht, eine höhere Qualität als bisher, sondern erhielten auch die Möglichkeit, spezialisierte Lehrkräfte mit Hochschulbildung ein Jahr früher in den Unterricht einzuführen, die nun mit ihrem Unterricht im vierten Schuljahr einsetzen. Schließlich erhalten wir damit ein zusätzliches Jahr, im Rahmen der 10-Jahresschule, um die systematische Ausbildung weiter zu entfalten.

Wir erhielten die Möglichkeit, eine ganze Reihe von Themen, die früher erst älteren Jahrgängen angeboten wurden, ein bis eineinhalb Jahre eher zu vermitteln. In diesem Zusammenhang konnten wir auch in den geisteswissenschaftlichen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern eine ganze Reihe von Fragen und Themen einführen, die bislang nicht in der Schule, sondern erst auf der Hochschule behandelt wurden.

Sie wissen sehr wohl, welche große Bedeutung in unserem Land den Fragen der

wissenschaftlich-technischen Revolution zukommt. Wir verstehen, daß der wissenschaftlich-technische Fortschritt in allen Ländern der Welt vorstatten geht. Aber vielleicht setzen wir in unserem Land — wie in den anderen sozialistischen Ländern — mehr als sonst irgendwo in der Welt die Hoffnung darauf, daß der wissenschaftlich-technische Fortschritt in unseren Händen als ein mächtiges Instrument für die Menschen dienen wird, zur Lösung einer ganzen Reihe von Fragen, die letztlich darauf gerichtet sind, den Wohlstand des Volkes zu mehren, unsere Wirtschaft, unsere Kultur zu entwickeln, unser Leben voller, reicher und glücklicher zu machen.

Wir kümmern uns gegenwärtig darum, daß die Schule, durch die unsere ganze junge Generation gehen wird, Menschen für das Niveau der Anforderungen vorbereitet, die der wissenschaftlich-technische Fortschritt und die wissenschaftlich-technische Revolution an sie stellen wird. Das bedeutet, daß sie nicht nur eine bestimmte Summe konkreter Kenntnisse und Fertigkeiten beherrschen, sondern schon von der Schule selbst vorbereitet sein sollen, um sich — nach Beendigung der Schule — das ganze Leben lang zu bilden und auszubilden, sich neues Wissen, neue Ideen, neue Fakten anzueignen. Aus diesem Grund geben wir, was den Inhalt der Ausbildungsmethoden betrifft, der Entwicklung der Wißbegierde erst-rangige Bedeutung, der Stimulierung des Interesses unserer Lernenden für die verschiedenen Bereiche der Wissenschaft, Technik und Kultur. Natürlich ist das nicht unsere Erfindung, aber wir stimmen damit überein, daß der moderne gebildete Mensch eine Persönlichkeit ist, die über eine unaufhörliche, brennende Begierde nach Wissen verfügt, die zugleich weiß, aus welchen Quellen diese Begierde befriedigt werden kann. Das heißt: über die Fähigkeit verfügt, mit Büchern umzugehen sowie mit anderen Mitteln der Information, mit Nachschlagewerken und Enzyklopädien, keineswegs aber danach streben soll, seinen Kopf oder sein Gedächtnis in einen Wissensspeicher für alle Lebenslagen zu verwandeln. Letzteres wäre irreal.

Ich habe schon gesagt, daß die Schule jetzt auf eine neue Ebene und ein neues Lehrprogramm übergeht. Wir befinden uns etwa auf halbem Wege des Prozesses der Einführung unserer neuen Programme. Neue Programme kann man sich in einer bestimmten Klasse nur dann aneignen, wenn die Kinder der vorausgegangenen Klassen schon nach diesem Programm gelernt haben. Wir werden noch etwa vier bis fünf Jahre brauchen, um die neuen Programme aller Fächer in allen Schulklassen, von der ersten bis zur letzten, völlig zu verwirklichen.

Natürlich denken wir nicht, daß die Schule für ewig nach diesen Programmen arbeiten wird, die heute als neu erscheinen, morgen aber schon veraltet sein werden. Deshalb befassen wir uns schon jetzt damit, um — gestützt auf die Untersuchungen beim Experimentellen Lehr- und Erziehungsinstitut — die nächsten Vorschläge vorzubereiten, die für die weitere Vervollkommenung sowohl des Lehrplans als auch der Programme und der Unterrichtsmethoden in Frage kommen.

Frage: Sie erwähnten den modernen Menschen, dessen Möglichkeiten der Aneignung und Beherrschung der wissenschaftlich-technischen Revolution. In unserem Land spricht man auch vom „modernen Menschen“. Verfolgen wir diesen Anspruch in der Praxis, stellt es sich heraus, daß höhere Bildung und Ausbildung für die Kinder von Arbeiter- und Bauernfamilien nach wie vor begrenzt sind: nur 5 bis 7 Prozent der Hochschulstudenten kommen aus diesen Schichten. Diese Tatsache verletzt nicht nur Vorstellungen von sozialer Gerechtigkeit, das erscheint auch mehr und mehr als ein Problem großkapitalistischen Interesses. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß die zu erwartenden höheren Qualifikationen nicht ausreichen — etwa für die Entwicklung der wissenschaftlich-technischen Prozesse in der Großproduktion. Wie wird dieses Problem in der gegenwärtigen Etappe des Sozialismus gelöst? Wie sieht das in der Perspektive aus, beim Aufbau des Kommunismus?

Markushevitsch: Sie stellen eine sehr interessante und wichtige Frage. Wir messen diesem Umstand eine sehr hohe Bedeutung bei, daß in unseren Institutionen für höhere Bildung, Hochschulbildung, in technischen, pädagogischen, landwirtschaftlichen, medizinischen Instituten und Universitäten usw. eine repräsentative Zahl von Arbeiterkindern, von Kindern der Kolchos- und Sowchosbauern zum Studium kommt. Ungeachtet der großen Anstrengungen, die wir gerade auf diesem Gebiet bis heute unternommen haben, können wir uns aber noch nicht zufrieden geben, was das Studium der Kinder aus ländlichen Gebieten an den Hochschulen betrifft. Trotz der völligen Gleichheit der Programme und Rechte wirkt sich hier bei allem die faktische Verschiedenheit des Bildungsniveaus aus, das bis heute realiter von der Landschule im Vergleich zur Stadtschule vermittelt werden kann.

Noch heute können Schüler der Stadtschule in höherem Maß all die Kulturgüter wie große Bibliotheken, Ausstellungen, Museen, Vorträge usw. benutzen. Diese gibt es im Dorf, in der Kolchose und Sowchose in einer solchen Konzentration von Quellen der Wissenschaft und Kultur noch nicht. Wahrscheinlich wird es noch Jahre dauern, bis eine Angleichung des Konzentrationsniveaus von Stadt und Land erreicht sein wird.

Aus diesem Grund schenken wir unsere besondere Aufmerksamkeit diesem Umstand — unter anderem meine Kollegen Mathematiker und Physiker. Ich selbst bin Professor für Mathematik an der Moskauer Universität. Wir möchten den Kindern der Landschulen, die Neigungen und Fähigkeiten für die physikalisch-mathematischen Wissenschaften zeigen, besondere Bedingungen schaffen, für die Erlangung einer vollwertigen physikalisch-mathematischen Ausbildung — vor dem Eintritt in die Hochschule.

In Moskau, Leningrad, Kiew, Nowosibirsk und in anderen großen Universitätszentren sind schon seit vielen Jahren Mittelschulen (gemeint sind polytechnische Oberschulen. F. H.) im Betrieb, die den Universitäten angeschlossen sind, mit

physikalisch-mathematischer Schwerpunktbildung. Hier lernen in erster Linie Jugendliche aus ländlichen Gebieten und kleinen Siedlungspunkten, nicht Jugendliche aus Großstädten.

Für die Aufnahme werden Wettbewerbe veranstaltet. Wir nennen sie „physikalisch-mathematische Olympiaden“. Mit den Jugendlichen werden Einzelgespräche geführt, in der Regel geleitet von wissenschaftlichen Kräften — Assistenten, Aspiranten oder den besten Studenten der Universitäten. Bei diesen Gesprächen steht nicht der faktische Vorrat vorhandenen Wissens im Vordergrund der Bewertung, sondern das Vorhandensein von ausgeprägtem Interesse, lebendigem und beharrlichem Interesse für die Wissenschaft. Die Fähigkeit zu selbstständigem Denken, die Fähigkeit, sich zu orientieren, etwa in einer Aufgabenstellung, die sich von den Bedingungen unterscheidet, die für Pflichtaufgaben in der Schule üblich und bekannt sind. Mit einem Wort: Aufgaben, damit in diesen jungen Menschen die wirklichen Befähigungen für die weitere schöpferische Entwicklung auf dem Gebiet der physikalisch-mathematischen Wissenschaften gefunden werden.

Diese Jugend nehmen wir in die besten Schulen der Hauptstädte. Dort vollenden sie in kurzer Frist die Ausbildung für die Hochschulreife und erhalten zugleich vertieftes Wissen in den physikalisch-mathematischen Wissenschaften. Sie erwerben dies nicht nur bei den Fachlehrern der Schule sondern auch schon von den besten Gelehrten unseres Landes. Für sie ist damit der Weg in die besten Hochschulen geebnet.

Dieses System funktioniert seit einigen Jahren mit Erfolg, und wir haben bereits Gelehrte, die diesen Bildungsgang hinter sich gebracht und sich durch Entdeckungen einen Namen in der Wissenschaft gemacht haben.

Das ist aber nur eines der Verfahren, die wir benutzen, um allen Kindern die Möglichkeit einer zusätzlichen Chance für eine höhere Stufe der Bildung zu geben — und damit zur optimalen Entfaltung ihrer Begabung.

Ich will aber noch sagen, daß wir uns keineswegs das Ziel stecken, allen, der ganzen jungen Generation oder der überwiegenden Mehrheit der Jugend, eine Hochschulbildung unter den gegenwärtigen Bedingungen zu geben. In der Hauptsache bleibt Hochschulbildung für uns Voraussetzung für höchste berufliche Qualifikation, die — auch an der Universität — Menschen als *professionals* vorbereitet: zukünftige Lehrer, zukünftige Mitarbeiter wissenschaftlicher Forschungsinstitute des einen oder anderen Profils, Agronomen, Ingenieure usw. Deshalb sorgen wir dafür, daß in die Hochschulen die Jugend in der Zahl und Qualität aufgenommen wird, die innerhalb von fünf Jahren nach Abschluß der Hochschule in den verschiedenen Bereichen unserer Volkswirtschaft und Kultur gebraucht wird.

Wir wollen verhindern, daß die Absolventen von Hochschulen die Anwendung ihrer Fähigkeiten selbst zu suchen haben, enttäuscht darüber sind, daß sie dann gar nicht gebraucht werden. Ich wiederhole also: unsere Hochschulen — bei

allem Unterschied ihres Profils — bereiten qualifizierte Berufstätige vor. Das Land bereitet aber so viel beruflich qualifizierte Kräfte vor, wie es für den angestrebten Zeitraum braucht. Was geschieht mit dem übrigen Teil der Jugend? Etwa fünf von sechs, die eine abgeschlossene Mittelschule — also die Hochschulreife — erreichen, können auf Grund der Platzbeschränkung von Hochschulen nicht aufgenommen werden. Für diesen Teil der Jugend müssen wir — noch breiter als bisher — verschiedene Studiengänge der Ausbildung und Qualifikation zur Verfügung stellen, die Volksuniversitäten weiter entwickeln, die — das zeigt unsere Praxis — Bildung und Wissen ergänzen und erweitern. Im engeren Bereich geht es um die berufliche Weiterbildung, im weiteren um die Aneignung von Wissen über Geschichte, Kultur, Kunst usw.

Wir widmen uns hier auch mehr und mehr dem Zeitschriftenwesen. Zeitschriften gestatten Jugendlichen, an sich weiterzuarbeiten, ihr Wissen zu vervollkommen. Dasselbe gilt für das Buch, das Nachschlagewerk, die verschiedenen Bibliotheken allgemeiner und fachlicher Art. Mit einem Wort: wir meinen, es wird sich natürlich schon in absehbarer Zeit herausstellen, daß die zehnklassige Gesamtschulbildung für die Jugend nicht mehr genügen wird. Das ist das Minimum, das jeder Mensch haben sollte. Daraus folgt aber nicht, daß zur Weiterführung und Erweiterung dieser Bildung lediglich und einzig der traditionelle Weg der Hochschule vorgesehen bleibt, wenn es um die Vorbereitung von *professionals* geht. Man muß daneben mit allen möglichen Verfahren die Wege und Mittel vermehren, die es gestatten, daß die Jugend ihre Wißbegierde stillen kann, in einem bestimmten Spezialbereich voranzukommen und ihre kulturellen Bedürfnisse zu befriedigen.

Moskau, 22. Juni 1972

Wladimir Belousow

Frage: Wladimir Nikolajewitsch, Sie sind Direktor des Zentralen Wissenschaftlichen Instituts für die Erforschung und Planung des Städtebaus der UdSSR und Sekretär des Architektenverbands. Beim 24. Parteitag der KPdSU wurde beschlossen, Moskau als exemplarische kommunistische Stadt zu entwickeln. In welchem Gesamtzusammenhang Ihrer Städteplanung ist diese Orientierung zu sehen?

Belousow: Wo und wie auch immer eine Stadt sich entwickelt haben mag, als Städteplaner betrachten wir keine als einen isolierten Komplex. Auch wenn wir von Moskau — einer Vielmillionenstadt — sprechen, tun wir das nicht. Wir bezeichnen das als ein Gruppensystem der Ausbreitung, einschließlich aller Trabantenstädte und Städte, die sich im Umkreis bis zu 250 Kilometern befinden. Sie stellen ein einheitliches Ganzes der städtebaulichen Elemente der Ausbreitung dar. Keine Aufgabe läßt sich bewältigen, wenn wir auch nur eine Stadt isoliert betrachten. Moskau ist also — mit seinen Schutzzonen von Parkanlagen und

Wäldern, den Vorstadt-Zonen usw. — im Planungszusammenhang zu sehen. Davon wird die Entscheidung bestimmt, daß man sowohl für ideale Bedingungen der Reinheit im Luft- und Wasserhaushalt Moskaus als auch für die erforderlichen Grüngürtel Vorsorge trifft. Die Planung für Moskau wird also mit der Planung einer ganzen Reihe von Städten gelöst, vor allem mit der unmittelbaren Umgebung.

Der Generalplan für Moskau ist orientiert auf das Jahr 2000. Wir fragen: wie soll und wird Moskau zu Beginn des nächsten Jahrhunderts aussehen? Wir können heute nichts bauen, kein Haus, keine Straße oder gar ein ganzes Verkehrsnetz, falls wir nicht 30 bis 35 Jahre vorausplanen. Die Entwicklung der Stadt verläuft stürmisch, die Einschätzung ist deshalb um so wichtiger. Je schneller wir fahren, desto weiter muß die Sicht sein.

Unsere Prognosen für die Gesamtentwicklung der Städte umfassen einen Zeitraum von 50 bis 100 Jahren im voraus. Wir wollen die möglichen Tendenzen in der Städteentwicklung herausfinden. Natürlich können wir heute nicht feststellen, welche ökonomischen Indices und technischen Möglichkeiten in 100 Jahren vorliegen. Das wird sich laufend verändern. Trotzdem bleibt es notwendig, etwa über das Luftreservoir der Stadt Untersuchungen anzustellen, über die Nutzung des Wassers, der Flüsse. In den Grenzen voraussehbarer Perspektiven lassen sich diese Faktoren über einen längeren Zeitraum durchaus im voraus einschätzen.

Außerdem sind folgende Fragen zu lösen: 1. die Stadt wird weiterhin wachsen: man muß also den territorialen Zuwachs voraussehen; wie lassen sich neue Stadtgebiete gliedern; der Bau großer Industriekomplexe in Moskau ist verboten — trotzdem bleibt die Frage, ob eine Industrie entwickelt werden kann — bei Verwertung neuer Techniken für die Erhöhung der Arbeitsproduktivität, unter Vermeidung eines Anstiegs der Arbeitskräfte und bei Weiterentwicklung des Lebensniveaus und der Produktion. Also: wo werden neue Industrie-, Wohn- und Erholungsgebiete untergebracht werden können? 2. Fragen der Bevölkerungsdichte und des Bauens: wir gehen sehr wirtschaftlich an Grund und Boden heran; auch wenn an der Peripherie viel Raum für Neuplanung da ist, bedeutet das nicht, daß wir unsere Normen der Bebauungsdichte hier nicht beachten: sie gelten generell. 3. Wir versuchen jetzt auch solche Territorien zu benutzen, die früher fürs Bauen ungeeignet waren; falls etwa der Grundwasserspiegel zu hoch ist, können wir ihn senken; auch geologische Schwierigkeiten können wir heute bewältigen. Das sind jedoch rein technische Aufgaben.

Wie verbinden wir das Alte mit dem Neuen? Das sternförmige Zentrum Moskaus stellt ein eigenes Zentrum mit seinen öffentlichen Gebäuden dar. Die Städteplanung wird immer mit dem Kerngebiet der Stadt verbunden sein. Im Zentrum haben wir ein Atelier, das sich mit Fragen der Sanierung und der Bewahrung des Alten befaßt — wie etwa dem Kreml oder anderen im Laufe der Zeit entstandenen spezifischen Baulichkeiten. Unsere Sanierungsplanung hat

übrigens schon 1935 begonnen, als der erste Generalplan vorgelegt wurde. Wichtig ist hier beispielsweise, daß der Transitverkehr aus dem Zentrum völlig herausgenommen wird. Verbindung des Alten und Neuen, Erhaltung und Rekonstruktion historischer Baudenkmäler zeigen sich vor allem bei der Lösung großer neuer Baukomplexe.

Frage: Werden bei uns Sanierungsprogramme vorgenommen, wird das zumeist von den Bedürfnissen des Großkapitals bestimmt, von Versicherungsgesellschaften, Banken, Industrieunternehmen usw. Spekulationen mit Grund und Boden, mit der Vermietung von Büro- und Wohnräumen sind die Folge. In diesem Bereich hat sich die soziale Lage vieler Menschen rapide verunsichert und verschlechtert. Nach welchen Kriterien entscheiden Sie? Schließlich dürfte es auch bei Ihnen Konflikte geben, wenn ein altes Viertel saniert wird und die alteingesessenen Einwohner eine neue Wohnung brauchen.

Belousow: Die Sanierung wird von den Städteplanern projektiert. Ein Detailplan wird durch den Rat der Stadtbauverwaltung von Moskau bestätigt. Ihr steht der Chefarchitekt unserer Stadt vor. Diesem Rat gehören unsere bedeutendsten Spezialisten an, nicht nur Städtebauplaner, sondern Vertreter gesellschaftlicher Organisationen, die hier mitbestimmen: Gewerkschaften, Berufsverbände, wie der Schriftstellerverband, der Verband bildender Künstler; oder die Gesellschaft der allrussischen Kultur- und Denkmalspflege. Ohne Zustimmung dieser gesellschaftlichen Organisationen können Architekten zum Beispiel nichts durchführen, auch wenn sie mit den Planern der Auffassung sind, daß es sich nicht um wertvolle Denkmäler handle. Alle diese Organisationen haben hier Wort und Stimme, diskutieren über Sanierungsprogramme, bevor sie realisiert werden. Wie sichern wir, daß bei Sanierungen Wohnraum garantiert wird? Die Wohnungsdichte im Zentrum ist sehr hoch. Das hängt mit der historischen Entwicklung zusammen. In den Wohnungen im Zentrum haben immer verhältnismäßig viel Menschen gewohnt. Wir stehen jetzt inmitten der Sanierung dieser Gebäude.

Jedes Wohngebiet in Moskau hat ein eigenes Büro, das der Öffentlichkeit für vorübergehende Wohnungswechsel zur Verfügung steht. Das gilt für die Menschen vor allem, die auf Grund einer Großreparatur eine Ausweichwohnung brauchen. Wenn alle Bewohner untergekommen sind, beginnt die Sanierung. Nach Abschluß der Arbeiten kommen die Leute zurück. Nehmen wir als Beispiel einen Altbau, in dem vor der Revolution reiche Leute gewohnt haben, in sieben, zehn, zwölf Zimmern. Später wohnten darin mehrere Familien. Aus so einer Großwohnung werden jetzt meinewegen zwei oder drei Wohnungen gemacht (je nach Größe). Wenn dort — bei zwei bisherigen Wohnungen — bisher drei Familien gewohnt haben, so verbleiben zwei: die dritte Familie erhält eine Wohnung in einem Neubauviertel. In der Regel bringt das keine Probleme. Die Jugend zieht es in die Neubauten, die älteren wollen gerne in ihrem alten

Viertel bleiben. Zumeist kann die Sache nach den Wünschen der Betroffenen geregelt werden. Das betrifft die mehrstöckigen Häuser mit guterhaltenen Wohnungen. Aus den Häusern mit weniger Etagen wollen die Leute zumeist ohnehin ausziehen. Das zeigen die Untersuchungen, die wir gemacht haben. Das betrifft die kleinen Häuser im alten Moskau mit den niedrigen Decken. Aus diesen Häusern wollen fast alle in die Neubauten. Gerade hier gibt es auch die Probleme einer bisweilen schrecklichen Enge: der Sohn hat geheiratet, noch keine neue Wohnung, ein Kind wird geboren. zieht die junge Familie schließlich aus, erhält sie eine nach den vorgesehenen Normen bemessene Wohnung, deren Fläche in der Regel zwei- bis dreimal größer als bisher ist. Von Architekten weiß ich, daß der Wunsch, aus diesen kleinen Häusern so schnell wie möglich herauszukommen, die Regel ist. Wollen aber Menschen nicht ausziehen, ist das sehr kompliziert. Gerade bei Älteren gibt es da Probleme.

Sie stellen Bedingungen: wir wollen eine abgetrennte Wohnung mit Telefon, ich bin ein kranker Mensch, im Parterre darf ich nicht, im dritten Stock kann ich nicht wohnen. Die Fenster müssen nach Süden oder Südosten gehen. Für diejenigen, die nicht umziehen wollen, ist das natürlich eine Qual. Unser Architektenverband hat von der Stadt ein großes Haus erhalten, das schon fast abbruchreif war. Mehr als die Hälfte der Familien zogen mit Erleichterung in einen Neubau. Es blieben drei bis vier Familien, die wollten nicht. Sie möchten das neue Viertel nicht, obgleich die U-Bahn-Station nebenan war. Hier muß man große Geduld aufbringen. Sicher ist: nach unseren Gesetzen kann eine alte Wohnung nicht gekündigt werden, bevor eine neue — ohne Mietpreisseigerungen — nicht bezugsreif und garantiert ist.

Frage: Bei uns gibt es die Bezeichnung „Schlafstadt“ — zumeist sind das Trabantenstädte größerer urbaner Zentren. Wie sieht das bei Ihnen aus?

Belousow: Dieses Problem ist gleich nach dem Krieg bei den Engländern aufgekommen, mit dem Versuch, das Wachstum der Städte auf diese Weise unter Kontrolle zu halten. Der Idee nach waren die Trabantenstädte nicht schlecht konzipiert: Entlastungsstädte fürs Zentrum. Die Menschen sollten dort wohnen und arbeiten. Auf Grund der tatsächlichen Erfahrung kam es zu der Bezeichnung „Schlafstädte“.

Wir unterstützen ein völlig anderes Konzept. Wir sagen: das Wachstum der Städte kann man regulieren. Daß das schwierig und kompliziert ist, steht auf einem anderen Blatt. Wir regulieren das vor allem im Bereich der stadtbildenden Basis: wir regulieren die industrielle Entwicklung. Nehmen wir Moskau. Würden wir heute allen Industrieministerien die Möglichkeiten geben, so viel zu bauen, wie sie wollten, wäre Moskau in ein bis zwei Jahren auf 10 Millionen Einwohner, in drei bis fünf auf 15 Millionen Einwohner angewachsen. Wir könnten das Wachstum Moskaus nicht regulieren.

Grundsätzlich entwickeln wir in Großstädten die Industrie nicht. Ihre Entwicklung ist nur zugelassen bei Verbesserung der Arbeitsproduktivität und unter Bei-

behaltung der Zahl der Arbeitskräfte. Moskau wächst gegenwärtig eigentlich nur auf Grund der Tatsache, daß die durchschnittliche Lebenserwartung gestiegen ist. Die Zahl der jungen, arbeitsfähigen Kräfte muß vergrößert werden. Bei der Projektierung neuer Städte haben wir von der Konzeption der Trabantenstadt Abstand genommen. Wir bauen jetzt an der Kama eine neue große Stadt. Unweit davon befinden sich kleinere Städte. Verwirklichen wir unser „Gruppensystem der Ausbreitung“, verlangt das, daß die Industrie in jeder Stadt ein geschlossenes Gleichgewicht der Arbeitskräfte garantieren muß. Wir sind ganz entschieden gegen das Pendlersystem. Das gibt es noch bei uns. Vor allem in Großstädten wie Moskau. Zum Teil röhrt es daher, daß es sich hier um die spezifische Verbindung der Industrie mit der Großstadt handelt, mit wissenschaftlichen und kulturellen Zentren. Es wird nicht in jeder Stadt ein Bolschoj Theater geben. Reisen zur Befriedigung bestimmter kultureller Bedürfnisse, Reisen für bestimmte Einkäufe, zu Ausstellungen etc. werden bleiben. Wir sind aber bestrebt, die Industrie so zu regeln, daß die Menschen nicht nur in bestimmte Ballungszentren fahren. Mit Hilfe von Elektronenrechnern lassen sich übrigens die vielfältigen Zusammenhänge, die ineinander verzahnten Faktoren und wechselseitigen Einflüsse leichter darstellen und für Lösungen vorbereiten. Es geht doch heute um komplexe Reihen von Problemen: Arbeitsplätze, Verkehrsfragen, Erholungseinrichtungen. Neue Industriekomplexe verlangen die Lösung der gesamten Infrastruktur: Freizeit- und Kulturplanung, also die Bedürfnisse der Menschen stellen das Kriterium für die Planung. Sanierung, Umsiedlung, Neubesiedlung kann nur mit Hilfe soziologischer Untersuchungen funktionieren. Wir haben große Gruppen, die an der Feststellung der Bedürfnisse und Nachfrage der Bürger arbeiten. Wir haben Regeln, Gesetze und Erfahrungssätze für Bauprojekte, die an unserem Institut ausgearbeitet werden.

Ein Beispiel: bauen wir eine neue Stadt, muß schon *vorher* für alle Kinder vorgesorgt sein. Jedes Kind muß seinen Platz in der Krippe, in Kindergärten, in der Schule haben, bevor das Projekt zum Bezug freigegeben wird. Junge Mütter, die arbeiten, wollen studieren, sich in ihrem Beruf weiter qualifizieren, sie sollen der Sorge um ihre Kinder enthoben sein und sich nicht auf die Großmutter verlassen müssen. Solche Normen können wir nur mit Hilfe soziologischer Analysen, die Bestandteil der Planung sind, einhalten. Dasselbe gilt für Sanierungen. Jedes Projekt beginnt mit den Untersuchungen über die Zusammensetzung der Bevölkerung, der Familien, ihrer Bedürfnisse und Wünsche, ihrer Einstellungen und Meinungen, ob sie wegziehen wollen oder nicht.

Frage: In einem Interview sagte mir der ehemalige Oberbürgermeister der Stadt München, Dr. Vogel, seiner Beobachtung nach würden die sozialistischen Länder Europas heute die Fehler wiederholen, die bei uns mit der Entwicklung des Individualverkehrs gemacht wurden. Dr. Vogel hat in seiner Beobachtung ausgeslassen, daß in sowjetischen Großstädten — zum Beispiel in Moskau — die Mas-

senverkehrsmittel ständig weiter entwickelt werden, ein schnelles, billiges und sicheres U-Bahn-System vorhanden ist: in Moskau werden täglich viereinhalb Millionen Menschen mit der Metro transportiert. In München fehlt das Geld für den schnellen Ausbau der U-Bahn. Wie berücksichtigen Sie die Wechselwirkungen von Individual- und Massenverkehrsmittel?

Belousow: Wir haben hier ganz klare Vorstellungen über das Gesamtbild der Entwicklung — für heute, für die Zukunft. Wir werden die Anschaffung von PKW's durch die Bevölkerung nicht stoppen. Das ist unmöglich, der Prozeß ist im Gang. In unserem Generalplan — also 30 Jahre im voraus — rechnen wir mit einer Relation von einem PKW auf vier Personen, also mit 250 Autos auf 1000 Einwohner. Das bezieht die entsprechende Zahl von Parkplätzen, Straßen, Garagen usw. mit ein.

Dennoch hat der Massenverkehr Priorität. Die Verbindungen zwischen Industriezentrum, Erholungsraum und Stadt kerngebieten werden durch Massenverkehrsmittel gewährleistet. Wir wollen damit erreichen, daß der Individualverkehr nicht zugleich Arbeitsverkehr wird. Der Individualverkehr soll am Wochenende ablaufen. Der Weg von der Arbeit und zur Arbeit wird durch schnelle, attraktive öffentliche Verkehrsmittel garantiert — in den alten und den neuen Städten. Das hat sich schon in Togliatti-Stadt gezeigt. Wir haben dort den höchsten Durchschnitt privater Automobile. Die Werktätigen benutzen aber fast ausschließlich Omnibusse, die sie direkt aus ihren Wohngebieten zum Werk und zurück bringen. Voraussetzung dafür ist natürlich, daß es funktioniert, bequem und billig ist. Für die Stadt ist das eine Belastung: öffentliche Verkehrsmittel kosten ja einiges Geld. Aber wir geben ihnen den Vorzug.

Dasselbe gilt auch für den Neubau und Ausbau der Untergrundbahnen. Jede Stadt mit einer Bevölkerung von einer Million aufwärts erhält ein eigenes U-Bahn-Netz, sofern es noch nicht vorhanden ist. Als Perspektive steht jetzt schon fest, daß die Grenze für den U-Bahn-Bau bei einer Einwohnerzahl von 600 000 beginnt. Das können auch Verkehrsmittel sein, die über der Erde fahren. Jedenfalls liegt bei der gesamten Städteplanung die Priorität auf der Entwicklung des Massenverkehrs. Im übrigen ist das ein Prinzip, das seit der Errichtung der Sowjetmacht in unserem Land praktiziert wird. Wir sehen, diese Planung hat sich als richtig erwiesen, auch wenn die Investitionen dafür sehr hoch sind.

Frage: Wie hoch ist die Durchschnittsmiete?

Belousow: Im Schnitt liegt sie bei vier bis fünf Prozent vom Einkommen. Das ist außerordentlich niedrig, ist aber Ausdruck unserer allgemeinen Politik. Natürlich sind damit die Kosten nicht gedeckt, dafür sorgt der Staat. Eine andre Frage ist, daß die Bewohner ihre Behausung pflegen, effektiv erhalten.

Ich bin gerade aus Jaroslawl gekommen, einer alten russischen Stadt. Die Bevölkerung nimmt großen Anteil an der Entwicklung der neuen großen Bauprojekte. Arbeiter, Angestellte, die Intelligenz — alle sagen: wir lieben unser Jaroslawl

wegen seiner schönen Baudenkmäler, seinem wunderschönen Kreml, wertvoller alter Kirchen usw. Aber wir möchten auch auf unsere Neusiedlungen stolz sein. Wir haben uns mit dem Bürgermeister unterhalten, mit den Bauingenieuren, mit Vertretern der gesellschaftlichen Organisationen, den Gewerkschaften usw. und sind durch die neuen Gebiete gefahren. Wenn es heißt, Moskau soll die exemplarische kommunistische Stadt werden, dann sagen die Jaroslawler: wir haben eine schöne Stadt und wollen daraus eine beispielhafte Stadt machen.

Wir haben in einem Wohngebiet erlebt, wie stark die Öffentlichkeit daran beteiligt ist. Sie haben ihren eigenen Rat, planen gemeinsam Grünanlagen, Blumenbeete usw. Die Gestaltung ist gelungen, die Menschen sind selbst daran beteiligt und stolz auf ihr Viertel.

Wir werden dieses Viertel wahrscheinlich in eine Ausstellung aufnehmen, die jährlich veranstaltet wird und bei der die besten Wohnviertel vorgestellt werden. Wir wissen, daß mit staatlichen Kräften so etwas kaum erreichbar, auf jeden Fall sehr schwierig ist. Sind die Bewohner auf ihr Viertel stolz, pflanzen sie auch gerne den Baum vor ihrem Haus mit an. Man wird ihn pflegen, auf andere achten. Das gilt vor allem für Kinder. Wenn Kinder Beete, Rasen, Büsche mitanlegen, werden sie mitaktiviert für das Bewußtsein gesellschaftlicher und individueller Verantwortung. Die niedrige Miete kann solche Arbeiten nicht decken.

In vielen Fällen sammeln die Menschen auch Geld für Projekte der Verschönerung und zur Einrichtung von Bequemlichkeiten in ihrem Viertel. Da die Menschen für ihre Wohnung so gut wie nichts bezahlen, sollten sie ihren Anteil bei der Gestaltung und Pflege der Wohnviertel beitragen.

Frage: Meines Erachtens gehören Restaurants, Nachbarschaftskneipen usw. zur Erholungszone. Hier gibt es bei Ihnen offenkundige Mängel. In der Großstadt Moskau — mit einem täglichen Transitverkehr von eineinhalb Millionen Menschen — mag das besonders kompliziert zu regeln sein. Jedenfalls ist es schwer, einen Platz zu bekommen, wenn man abends ausgehen will. Die Pförtner singen alle das Lied: leider besetzt. Ausländern geht es da besser und die Einheimischen sind da erstaunlich geduldig, wenn ich an die Ungeduld unserer Kundenmentalität denke. Haben Sie diese Lücken in der Perspektivplanung berücksichtigt? Sind auch mittlere und kleinere Restaurants geplant?

Belousow: In Moskau macht man sich sehr viel Gedanken darüber. Hier ist die Realisierung solcher Projekte besonders kompliziert. Ich weiß das von meiner Frau: sie projektiert Restaurants.

Im Zentrum — am Majakowskij-Platz — sollte es ein riesiges Restaurant geben, mit Tanzsälen, Bühnen für Orchester, ein Theaterrestaurant — in dieser Gegend befinden sich eine Reihe von Theatern. Das Projekt war bestätigt und konnte auf Grund der Finanzierungslücken nicht gebaut werden. In Moskau ist das bisher einfach schlecht organisiert.

In anderen, kleineren Städten ist das zum Teil schon besser. In den baltischen Republiken haben sie auch kleinere Restaurants, Cafés, auch in Mittelasien sieht es schon besser aus; dort ist es kein Problem, in hübschen Restaurants einen Platz zu finden.

In Moskau kommen die Stadträte — für die Durchführung dieser Projekte ist der Stadtrat zuständig — einfach nicht nach. Vergessen Sie aber nicht, daß der Stadtrat auch die Projektierung vieler kostenverschlingender sozialer Einrichtungen verantwortet — wie Kinderkrippen, Kindergärten, Schulen u. ä. Diese Dinge haben natürlich bei der Budgetverteilung Priorität. Pläne, sogar gut durchdachte Pläne, liegen vor, aber mit der Realisierung hapert es noch. Ich meine jedoch, daß wir die Sache bald in Griff bekommen.

Frage: Wie stellen Sie sich die Stadt der Zukunft vor, wenn Sie von den Projekten ausgehen, die bereits vorliegen, tendenziell sogar ins nächste Jahrhundert reichen?

Belousow: Wenn wir von der Stadt der Zukunft sprechen, so stelle ich mir diese Stadt vor allem in Sibirien, im Norden, im Fernen Osten vor. Dort ist ein Schwerpunkt unserer Bauvorhaben, Entwicklung von Industrie, Erschließung unermeßlicher Bodenschätze. Also hier stelle ich mir Städte vor, die schon nicht mehr im europäischen Teil der Union sein werden, wo wir hauptsächlich Sanierungsprogramme durchführen und vor uns haben.

Die Städte der Zukunft in Sibirien sind zunächst jene, die dort heute projektiert und gebaut werden. Ich reise dorthin mit größter Befriedigung. Da ist zunächst die erstaunliche Zusammensetzung der Bevölkerung. In diesen neuen Städten wohnt die Jugend.

Zunächst wohnen sie in Zelten, sie erbauen die Stadt, es herrscht ein Geist der Romantik vor. Da ist etwa Naberescchie Tschelny an der Kama, das größte Bauprojekt des laufenden Fünfjahrplans, Entwicklung gigantischer Industrien. Unter anderem wird dort ein riesiges Werk für den Kraftfahrzeugbau entwickelt — die Verhandlungen mit der Bundesrepublik sind ja fehlgeschlagen —, selbst für unsere Fachleute, die mit einem stürmischen Aufbau von Städten viel Erfahrung haben, ist dieses Großprojekt beeindruckend. Heute fangen wir mit dem ersten Stein an und schon 1974 soll die Produktion anrollen. Die Werkhalle, die in diesem Jahr fertig wird, steht buchstäblich mitten im Feld. Der Bauherr ist unsere Jugend. Sie kommt gerne. Am Wochenende kommt die ganze „Stadt“ zusammen, man spielt, treibt Sport, das Durchschnittsalter liegt bei 23 Jahren. Oder nehmen wir die Städte am Jenissei. Da gibt es eine, deren Bürgermeister an der Tür zum Amt einen Tigerkopf hängen hat. Ein energischer, kräftiger und dynamischer Mann, jeder kann zu jeder Zeit zu ihm kommen. Oder die Stadt Nowoprawdinsk, eine Stadt der Geologen.

Die Stadt der Zukunft heißt für uns: ideale Bedingungen für die Arbeit, für Erholung und Freizeit — fürs Leben. Sie wissen, daß bei uns ganz verschiedene, komplizierte klimatische Bedingungen vorherrschen. Die zukünftige Stadt im

Norden wird wahrscheinlich eine Stadt mit künstlichem Klima sein, mit einem künstlichen Wechsel von Tag und Nacht. Die Mobilität der Bevölkerung in unserem Land ist relativ hoch und dynamisch. Der Mensch kann sich nicht so schnell an andere, vor allem extreme klimatische Bedingungen gewöhnen. In diesen Zonen ist es also notwendig, ein ganz und gar künstliches Milieu herzustellen.

Wir haben gerade jetzt mit dem Bau einer experimentellen Stadt, einer bedeckten Stadt, begonnen. Darüber gab es viele Publikationen, auch in ausländischen Zeitschriften.

Ein junger Architekt war durchs ganze Land gereist, um für das Experiment einen idealen Standort zu finden. Ursprünglich sollte die bedeckte Stadt in der Nähe des Kraftwerks von Norylsk gebaut werden. Weil aber die Werktätigen dort bereits gute, solide Holzhäuser gebaut hatten, war das inzwischen bestätigte Projekt für diesen Platz nicht mehr geeignet.

Der Architekt suchte weiter und fand dann über das Ministerium für Erdgasindustrie den Ort: Sneschnogorsk. Zunächst sind Experimente vorgesehen. Unter den Architekten herrschen nämlich verschiedene Auffassungen vor. Die einen meinen, es sei falsch, ein künstliches Klima herzustellen. Der Mensch würde sich sogar den Bedingungen im extremen Norden anpassen und in jedem Fall besser fühlen können als in einem künstlichen Klima. Andere — wie etwa dieser junge Architekt — argumentieren für das künstliche Milieu. Um den Streit zu entscheiden, ist die Durchführung eines Experiments notwendig. Damit haben wir begonnen.

In jedem Fall wird die Stadt im Norden sich von allem sehr deutlich unterscheiden, was heute existiert. Schon heute erlauben technische und wissenschaftliche Möglichkeiten die Einrichtungen von günstigen Arbeits- und Lebensbedingungen, die lediglich aus einem Haus, einem einfachen Zentrum bestehen. Man muß dort Gärten, Parkanlagen, Sportplätze unter Dächern anlegen. Bei 60 Grad Kälte genügen keine einfachen Straßen. Man braucht — auch während der Polarnacht — geheizte und ständig beleuchtete Verbindungen. Für den Fußgänger wird das günstiger sein als der Gang durch eine einfache Straße.

Im Süden gibt es andere Schwierigkeiten, da herrscht zum Teil Wüstenklima vor, die Sonneneinwirkung ist extrem, Vorsorge gegen Sandstürme notwendig. Da gibt es zum Beispiel die Stadt Navoj, nach einem mittelasatischen Gelehrten benannt. Navoj liegt in Usbekistan, wurde in der Wüste aufgebaut. Dort stehen neunstöckige Häuser, es gibt viele Sportsäle, Schwimmbasins, Kultureinrichtungen. Geleitet von jungen Leningrader Architekten wurde mit dem Aufbau vor etwa 14 Jahren begonnen. Dort gibt es kein künstliches Klima. Was die Stadt auszeichnet, ist die für die Umgebung adäquate Vorsorge mit allen für das Leben und die Arbeit erleichternden Einrichtungen. Die Menschen sind gerne dort, was für ein Projekt mitten in der Wüste ja gar nicht selbstverständlich ist.

Moskau, 22. Juni 1972

Im Dezember 1971 hatte ich Gelegenheit, einen sowjetischen Großbetrieb zu besuchen. In der UdSSR wurde der 150. Geburtstag von Nikolaj Nekrassow gefeiert. Über Wochen gab es im ganzen Land große und kleine Veranstaltungen, in Schulen, Universitäten, Theatern, Betrieben. Nach dem festlichen Abend im Bolschoj Theater, nach vielen Diskussionen und Gesprächen mit professionellen Kulturarbeitern waren wir alle gespannt, was uns in der Fabrik erwartete. Ich war Mitglied einer Gruppe von Autoren aus sozialistischen und kapitalistischen Ländern, die der sowjetische Schriftstellerverband eingeladen hatte. War der Anlaß — Nekrassow — ein Jubiläum der Routine? „Ich weiß ja nicht, ob eine solche Feier den internationalen Klassenkampf voranbringt“, hatte mir noch ein Linker vor der Reise gesagt.

Von Nekrassow gibt es Gedichte, die zu Volksliedern wurden, Balladen, Verserzählungen, die Millionen kennen, Millionen aus dem Gedächtnis zitieren. Er war der erste Große der Literatur im 19. Jahrhundert gewesen, der den Alltag, das Leben des Volkes zum Gegenstand seines lyrischen Werkes gemacht hat. Nach Lenins Meinung hatte Nekrassows Poesie ganze Generationen russischer Revolutionäre erzogen.

Am Vorabend unseres Besuchs in der Fabrik gab es die Jubiläums-Feier im Puschkin-Theater. Aus meinen Aufzeichnungen vom 13. Dezember 71: „Das Interieur ist das alte, ein herrliches Theater. Das Publikum zu diesem Anlaß, an diesem Ort — bei uns unvorstellbar: Arbeiter, Angestellte, Intellektuelle, Vertreter gesellschaftlicher Organisationen. Im Ehrenpräsidium erkenne ich Olga Bergholz. Alexander Dudin hält den Festvortrag: er spricht vom ‚kompromißlosen Kampf für das Schöne im Menschen‘. Erinnert daran, daß Nekrassows Vorbild als Redakteur der Zeitschrift *Sowremennik* beweise, wie man ohne Hilfe von Agatha Christie die Auflagen literarischer Zeitschriften würde steigern können. Er nennt die Namen der Mitarbeiter von damals: Tolstoj, Turgenjew, Saltykow-Stschedrin, Uspenskij, Pisemskij, Tjutschew, Pisarew, Herzen, Ogarew, Dostojewskij, der im selben Jahr geboren wurde wie Nekrassow, sollte man trotz politischer Meinungsverschiedenheiten ihm nicht gegenüber stellen: ihre Arbeit vereinige das Bestreben, die Knechtschaft in aller Welt zu überwinden ... Es sprechen weitere Leningrader. Ein Arbeiter: „Nekrassow ist heute wieder in unsere Stadt gekommen. Nekrassow heute nicht zu kennen, ist unvorstellbar. Er ist Teil unseres Lebens und Kampfes geworden. Ich überbringe dem Dichter von den Werktätigen Leningrads unsere tiefe Verehrung.“ Hinter mir höre ich: „Molodjez!“ Die beiden meinen den Kollegen auf der Bühne — „Mordskerl!““

Während die Leute auf der Bühne eines Theaters, das sich eine herrschende Feudalklasse mit dem erlesenen Geschmack ihrer Zeit bauen ließ und das

heute Bedürfnisse des Volkes befriedigt, mit einem humanistischen Programm aus Vergangenheit und Gegenwart, während diese Leute über diesen Nekrassow sprechen, denke ich immer an Heine in meinem Land heute. Wird es Arbeiter in einem Düsseldorfer Theater geben, die so vor sich hin sagen — „Mordskerl!“ — und einen ihrer Kollegen auf der Bühne meinen, der dem verstorbenen Dichter den Gruß der Werkätigen seiner Stadt überbringt? Sollte es einen geben, wird er sagen müssen: „Heine ist noch nicht in unsere Stadt gekommen.“

Vom Besuch der Fabrik in Leningrad habe ich mir notiert, 14. Dezember 71: „... Um 11 Uhr — Beginn der 40minütigen Mittagspause — findet im Versammlungsraum der Abteilung ein ‚Utrennik‘ statt, eine kleine kulturelle Morgenveranstaltung. Der Gewerkschaftssekretär eröffnet sie und begrüßt die Gäste. Dann spricht eine Mitarbeiterin des Puschkin-Hauses, einer literaturwissenschaftlichen Institution, über Nekrassows Bedeutung ... Erstaunlich, wieviel die Spezialistin an Kenntnissen voraussetzen kann. ‚Es gibt einen Nekrassow für jedes Alter‘. ‚Wir hören ihn lieber, als daß wir ihn lesen.‘ Der liberale Botkin seinerzeit zu Nekrassow: ‚Hör doch auf, über den Muschik zu schreiben, der liest dich doch nicht!‘ Nekrassow habe sich aber nicht beirren lassen; anders als die meisten Dichter seiner Zeit widmete er seine Arbeiten Menschen aus dem Volk, nicht den hochgestellten Persönlichkeiten. Nach diesem Vortrag rezitiert eine Mitarbeiterin ein Gedicht. Sie trägt es auswendig vor, es wirkt nicht einstudiert, sondern so, als könnte sie das jederzeit vortragen ... Ein junger Arbeiter und eine Kollegin singen die ‚Metjeliza‘. Ein Dritter begleitet sie auf der Gitarre, verjazzt die populäre Melodie ein wenig, das kann er nicht so wie die unsrigen; ein Liebhaber russischer Folklore aus dem Westen, der Elektrogitarren dazu nicht hören mag, fühlt sich leicht irritiert. Danach sprechen — stellvertretend für die Ausländer — Todorow, Tibure, Denice, die Lyrikerin aus den USA. Todorow grüßt im Namen des bulgarischen Volkes, verweist auf Nekrassows Einfluß ... betont die Wichtigkeit der Aufgabe für Schriftsteller, über Arbeiter zu schreiben, sich ihre Sache zu eignen zu machen ... Tibure ist ‚bewegt von der Möglichkeit, in einem sowjetischen Betrieb zu reden; Nekrassow ist in Rumänien wohlbekannt!‘ ... Denice stellt sich als ‚inoffizielle Vertreterin der Amerikaner vor, die nicht die offizielle Politik der USA vertreten‘. Spricht mit großer Bewegung von einer Begegnung mit einem Nordvietnamesen, dessen Weitherzigkeit gegenüber den ‚ehrlichen Amerikanern‘, vor allem den Jungen, die ‚gegen den kriminellen US-Imperialismus kämpfen‘. Betont, wie wichtig und gut es sei, in einem Betrieb vor Arbeitern die große Kultur des eigenen Landes zu pflegen. In den USA und anderen kapitalistischen Ländern gäbe es keine solchen Möglichkeiten: ‚Für einen Dichter ist es heute höchstes Glück — wie Nekrassow — in den Herzen der Arbeiter fortzuleben.‘

Wir machen noch einen Rundgang durch die Abteilung der Leningrader Metallfabrik. In der Abteilung des großen Turbinenwerkes arbeiten 500 Personen,

30 Prozent Frauen, 30 Prozent Jugendliche unter ihnen — in zwei Schichten. Bei diesem Rundgang erfahre ich, daß zur selben Stunde weitere acht Lesungen in den anderen Abteilungen stattfinden. Lesungen dieser Art finden regelmäßig statt. Hinzu kommen Vorträge über Politik, Wirtschaft, Soziales. Davon sind etwa 70 Prozent sowjetischen Problemen gewidmet, der Rest internationalen Fragen. Ziel: realistische Informationen über die Brennpunkte in aller Welt, auch und vor allem Krisenherde ... Am schwarzen Brett sehe ich ein Plakat: ‚Amerikanisch-sowjetische Beziehungen in der gegenwärtigen Etappe‘.

Diese ersten Eindrücke von einer lebendigen Verbindung zwischen Kultur und Betrieb, Freizeit und Arbeit wehrten den ursprünglichen Plan, die typischen Bereiche aus der sowjetischen Arbeitswelt zu dokumentieren, ab. Ich nenne einige Stichworte aus einer Redaktionssitzung: Arbeiterkorrespondenten, politisches Lehrjahr, Volks- und Kulturuniversität, Schulung, Fortbildung, Literaturzirkel ...

Nach dem Besuch des Leningrader Turbinenwerks wollte ich dies am Beispiel eines Großbetriebs versuchen. Etwas vertraut mit BMW in München hatte ich zunächst vor, die Gespräche bei SIL in Moskau — dem Lichatschew-Autowerk — zu führen. Mit allen Zweigstellen (8) vereinigt SIL aber ein Industriezentrum mit fast 200 000 Einwohnern. Wie aber diese Dimensionen anschaulich darstellen?

Einige Angaben über SIL unterstreichen das Problem. Das Werk verfügt über ein Berufsschulnetz, zwei Fachschulen, eine Hochschule, an der Oberschulabsolventen in maximaler Produktionsnähe sich zu hochqualifizierten Fachleuten weiterbilden; nach dem Studienprogramm hören Arbeiter eine Woche lang Vorträge und Seminare, legen danach Prüfungen und Vorprüfungen ab — in dieser Periode erhalten die Studierenden ein Stipendium —, die darauffolgende Woche arbeiten sie am Fließband oder an einer Werkzeugmaschine. Statt der üblichen 5 Jahre technischer Hochschulbildung dauert dieses Studium 6 Jahre. Laborunterricht und der Unterricht technischer Fächer können fast um fünfzig Prozent reduziert werden, der spezifischen Begabung der Studierenden und ihrer Entfaltung kann mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden. Viele der Hochschulabsolventen von SIL sind jetzt Chefingenieure, Leiter großer Abteilungen, Dozenten an der Hochschule. Zum Werk gehören medizinische Stationen, kulturelle Einrichtungen; für die Kinder der Werkätigen gibt es Betreuungsstätten, für die Belegschaft Gaststättenbetriebe, Dienstleistungskombinate, ein eigenes Stadion, ein Schwimmbecken. Seit über 40 Jahren besteht eine Arbeitsgemeinschaft für Literatur, die den Namen Maxim Gorkij führt. SIL hat eine der größten Betriebsbibliotheken, die von einem ganzen Stadtteil mitbenutzt wird. Zur Erleichterung bei der Buchausleihe gibt es Filialen der Bibliothek in den verschiedenen Abteilungen. Unter den Laienkunstgruppen von SIL sind: Ensembles für Volkstänze, klassischen Tanz, Gesellschaftstänze, Chöre, Arbeitsgruppen

für Maler, Bildhauer. Das Opern- und Balletttheater von SIL tritt nicht nur im eigenen Kulturpalast auf, nicht nur in Moskauer Theatern, sondern auch in vielen anderen sowjetischen Städten. Viele Absolventen des Studios für klassischen Tanz, an dem Ballettmeister mit Erfahrung unterrichten, wurden später Berufskünstler.

Als aus der Gruppe der ausländischen Autoren nach der etwa zweieinhalbstündigen Nekrassow-Feier im Theater von Jaroslawl die Frage gestellt wurde — wie kann man in der Provinz nur so viele Tanzensembles, Chöre, Schauspieler u. a. halten? — erfuhren wir, daß es sich ausnahmslos um Laiengruppen der verschiedenen Jaroslawler Betriebe und ihrer „Kulturpaläste“ handelte, die im Theater aufgetreten waren.

Wörtlich aus dem Russischen übersetzt heißt unser Ausdruck Laienkunst „künstlerische Selbsttätigkeit“. Ich meine, dieser Begriff trifft den Kern der Sache. Die sozialistische Entwicklung des Landes hilft gerade den Millionen des arbeitenden Volkes, ein Bedürfnis nach eigener kultureller Aktivität zu entfalten, das inzwischen natürlich und selbstverständlich erscheint. Ist das ein Grund für die Verwunderung des einen oder anderen Intellektuellen in sozialistischen Ländern über unser gegenwärtig mangelndes Interesse für die Feinheiten der Poesie von Rainer Maria Rilke und unsere brennende Neugierde für diese Selbstverständlichkeiten am Arbeitsplatz und in der Freizeit?

Ich entschied mich schließlich für einen mittleren Betrieb in Moskau. Die Redaktion der Zeitschrift *Woprossy literatury* war auch hier — wie bei der ganzen Vorbereitung des Heftes — zu jeder erdenklichen Hilfe bereit.

Am 15. Juni 1972 bin ich beim *Moskowskij ordena krasnogo trudowogo sna-menii priborostroitelnyj sawod Manometr* — Moskauer Apparatebau-Fabrik Manometr mit dem roten Banner der Arbeit; alle sagen aber kurz: *Manometr*. *Valerij Konstantinowitsch Markow*, Vorsitzender des Parteikomitees, empfängt uns mit einigen Kollegen in seinem schlicht eingerichteten Arbeitsraum. Nachdem ich fast alle Gespräche schon aufgenommen hatte, im selben Raum — Markow ging seiner Arbeit nach, telefonierte, empfing Leute, beteiligte sich dann und wann an den Interviews, die sich über einen ganzen Tag hinzogen — stellte es sich schließlich heraus, daß wir beide 1935 geboren sind: „Da haben wir ja zwei schöne symbolische Geburtstage. Sie am 9. Januar, dem Petersburger Blutsonntag von 1905, ich am 30. — dem Tag der faschistischen Machtübernahme in Deutschland.“ In Markows Zusammenfassung über die Geschichte von *Manometr*, von der ich mir jetzt, bei der Vorbesprechung, Notizen mache, sind keine symbolischen Tage sondern historische Stationen angegeben:

„*Manometr* ist 85 Jahre alt, hieß damals Firma Fjodor Hackenthal (nach dem Besitzer). Herstellung einfacher Instrumente, Werkzeuge. Revolutionäre Traditionen: beträchtlicher Einfluß der Sozialdemokraten unter den Arbeitern, die sich 1905 an den Barrikadenkämpfen beteiligten. Danach Jahre grausamer Unterdrückung der Arbeiterbewegung durch die Reaktion. An der Oktober-

revolution starke Beteiligung, großer Anteil unter den Moskauer Betrieben. 1918: Nationalisierung des Betriebs; Gründung eines Arbeiterkollegiums — 3 Personen: Drittelparität — Verwaltung, Arbeiter, 1 Neutraler. Seit 1922 heißt die Fabrik *Manometr*. Erweiterung in der Industrialisierungsperiode. Einfuhr aus Deutschland (Fa. Rittler). Während des Krieges Verlagerung nach Tomsk. *Manometr* beliefert heute die gesamte Industrie mit Geräten und Apparaten; Metallurgie, Energetik, Ölindustrie, Atomwerke, medizinische Geräte, Laboratorien. Verkaufen Patente ins Ausland (darunter USA und BRD). Export in fast alle Länder (auch China und Albanien). Teilweise Automatisierung. In der Branche führender sowjetischer Betrieb. Haben das staatliche Gütezeichen. Pädagogisches und Soziales: in jeder Abteilung eine Parteigruppe. Leiter nach Qualifikation und politischer Reife. Zur Qualifikation u. a. Betriebsstipendien. Nach Bedarf Besuch des betrieblichen Erholungszentrums. Systematische Erziehung in Ökonomie, Schule für junge Arbeiter; Kriterien der Kultur- und Ideologie-Lehrpläne — Verbindung persönlichen und gesellschaftlichen Nutzens, Förderung der praktischen Tätigkeit. Junge Kollegen sagen nach den Kursen: „Wir wußten bisher nicht genau, warum wir arbeiten, was ein Betrieb wirklich darstellt.“ 19 Schulen im Betrieb. Politische Informationen pro Woche einmal. Themen hängen von den Ereignissen ab. Großes Interesse für internationale Probleme. Einmal im Monat Seminar mit Spezialisten verschiedener Gebiete.“ Meine Notizen sollen mir helfen, die Gesprächspartner vorzuschlagen, die ich brauche. Ich will Vertreter aus verschiedenen Tätigkeitsbereichen und Funktionen sprechen — Gewerkschaft, Schulen des Betriebs, Bibliothek, Betriebsfunk, Alt und Jung beiderlei Geschlechts, aus Montagehallen und Konstruktionsbüros. Meine Bitte wird erfüllt. In verschieden besetzten kleinen Gruppen kann ich im Verlauf von etwa 3 bis 4 Stunden Gespräche auf Tonband aufnehmen. In diesem Heft werde ich daraus nur Auszüge bringen. Auf die Entwicklung des Gesprächs, meine Zwischenfragen und Bemerkungen über die Situation in westdeutschen Betrieben, so weit sie mir bekannt ist, muß ich hier verzichten.*

Die Ausgangsfrage verlangte nach einer Beschreibung der Funktion und Tätigkeit im Betrieb, allerdings ohne technische Details, weil ich in einem sowjetischen Betrieb davon ebensowenig verstehen würde wie in einem westdeutschen (in diesem Fall etwa bei Hartmann & Braun, Frankfurt, oder Rohde & Schwarz, München). Wichtig erschien mir auch, daß die sowjetischen Kollegen zunächst das beschreiben, was zu ihrer täglichen Gewohnheit gehört, am Arbeitsplatz. An dieser Stelle möchte ich allen Manometrowzer Kollegen für ihre Bereitschaft zu unserem Gespräch herzlich danken, vor allem dem Genossen Valerij Konstantinowitsch Markow, daß er uns fast einen ganzen Tag in seinem Büro ausgehalten hat. Ich fragte ihn nicht nach der Tätigkeit der Partei im Betrieb, nach ihren und seinen Aufgaben — hier wirkt die Partei meines Erachtens durch die

* Ich will das zum Bestandteil eines Buches machen: Der Außenseiter — aus der sowjetischen Arbeitswelt; ein Stück und Gespräche mit Arbeitern, Angestellten, Soziologen, Ingenieuren, Literaten.

arbeitenden Menschen, ihre Möglichkeiten, ihre Freiheit und Verantwortung am Arbeitsplatz: In Markows Darstellung von „Betriebsfeiern“ kommt das hohe historische Bewußtsein, die Macht der sowjetischen Arbeiterklasse zum Ausdruck.
München, November 1972

Friedrich Hitzer

Klawdija Burowa

Stellvertretende Betriebskomiteevorsitzende, Jahrgang 1929

Unsere Aufgabe besteht darin, den sozialistischen Wettbewerb zu entwickeln. Wie Sie wissen, haben wir jetzt eine erhöhte Verpflichtung im laufenden Fünfjahrplan. Jeder Arbeiter, Angestellte, Ingenieur hat seinen Plan, seine Verpflichtungen. Jeder weiß, was er zu tun hat. Und jeder versucht auch, seinen Anteil dazu beizutragen, damit der Gesamtplan vorzeitig abgeschlossen werden kann. In unserem Werk gibt es einen Wettbewerb zwischen den Abteilungen und Montagehallen. Einmal im Monat wird eine Versammlung des gewerkschaftlichen Betriebskomitees durchgeführt. Das Aktiv und die Arbeitervertreter stellen die Ergebnisse der sozialistischen Verpflichtungen zusammen. Mit der laufenden Kontrolle der Planerfüllung werden die konkreten Arbeitsergebnisse der einzelnen Abteilungen festgestellt; wer nach Quantität und Qualität den ersten Platz einnimmt, erhält eine Prämie, die sich nach dem Einsatz des einzelnen und der ganzen Gruppe richtet ...

Zwischen der Verwaltung und den gesellschaftlichen Organisationen des Betriebs wird jährlich ein Kollektivvertrag abgeschlossen. Bevor dieser Vertrag zur Diskussion gestellt und beschlossen wird, kommt es zu einem Viergespräch: die Beteiligten im Betrieb beraten darüber. Zu der Viererrunde gehören der Fabrikdirektor, der Sekretär der Parteiorganisation, der Vorsitzende des Betriebsrates, also der Vertreter der Gewerkschaften, sowie der Sekretär des Komsomol. Der Kollektivvertrag wird gründlich diskutiert, ob Ergänzungen zu treffen, Korrekturen anzubringen sind. Das Ergebnis wird sodann dem Belegschaftsaktiv zugestellt. Wir haben auch eine Gewerkschaftskonferenz im Betrieb, auf der alle Vorschläge unterbreitet und begründet werden. Der Kollektivvertrag wird erläutert. In lebhaften Diskussionen werden auch hier Vorschläge, Ergänzungen eingebracht. Nach dieser Konferenz wird alles von den Vertragspartnern bestätigt, veröffentlicht und jeder Abteilung des Werkes zugeleitet, jedem Arbeiter und Angestellten ...

Wir haben ein Gesetz in unserem Arbeitsrecht, wonach unser Betriebskomitee nur eine bestimmte Menge von Überstunden zulassen darf. Das sind nicht mehr als 10 Stunden im Monat für einen Arbeitenden.

Bei der monatlichen Versammlung des Betriebskomitees — wo wir die Ergebnisse des sozialistischen Wettbewerbs feststellen — bemüht sich zum Beispiel der Leiter der Produktion, Abteilungsleiter oder der verantwortliche Produktions-

leiter des Betriebs, beim Betriebsrat um die Erlaubnis, so und so viel Überstunden zu erhalten. Verstehen Sie? Auf seine Bitte hin geht das nur. Und, wie gesagt, das kommt in Ausnahmefällen vor — er weiß ja, wo seine Engpässe liegen. Nur mit dieser Begründung erlauben wir das als Gewerkschaftsvertreter. Das Betriebskomitee erlaubt nur eine ganz bestimmte Menge, mehr nicht. Das geschieht im Interesse der Gesundheit und der Qualifizierungsmöglichkeiten der arbeitenden Menschen ...

Probleme gibt es zum Beispiel bei der Versetzung eines Kollegen von der einen in eine andere Abteilung, sagen wir von einer Abteilung mit Handarbeit in eine mechanisierte. Vielleicht kann er dort nicht arbeiten, fühlt sich unwohl an einer bestimmten Maschine zu arbeiten und bittet deshalb um Versetzung in eine andere Abteilung. Das Betriebskomitee berät die Sache und bringt sie in Ordnung, man findet ein beiderseits zufriedenstellendes Einvernehmen. Oder es kommen kranke Kollegen, ersuchen um einen Aufenthalt im Sanatorium. Wir haben unsere Erholungsheime und Sanatorien. Das Betriebskomitee kümmert sich um die Angelegenheit, so daß der Arbeiter seine Erholung oder einen Kuraufenthalt bekommt ...

Zur Erleichterung der Lage der Frauen haben wir im Betrieb auch die Frauenkommission. Das ist eine gesellschaftliche Organisation. Sie ist Teil der Gewerkschaft, befaßt sich mit der Kontrolle der Arbeitsbedingungen, der Freizeit- und Lebensbedingungen, der Erholung. Ein praktisches Beispiel: die Kommission hat einen Bestelltisch organisiert — die Frauen sollen nach der Arbeit beim Einkaufen keine Zeit vergeuden, da anstehen, dort anstehen und dann spät nach Hause kommen. Sie kommen mit ihrem Bestellzettel an den Tisch, bezahlen gleich an Ort und Stelle, erhalten dafür Kupons und holen dann auf dem Heimweg im Geschäft ihre Sachen ab. Zwei Mal im Monat gibt es den Tisch für Gebrauchsartikel, Trikotagen usw. Die werden im Konferenzraum ausgestellt, und die Frauen können sich während der Pause die Waren aussuchen. Die Kommission organisiert auch Reisen, etwa nach Wolgograd, Sewastopol, Odessa, Leningrad. Das ist meist während der Feiertage, über ein Wochenende und dauert drei Tage. Wir versuchen hier speziell den Frauen Erleichterung zu bringen, kümmern uns um ihre Erholung, Frauen brauchen das, sie sind doch nicht nur berufstätig, sondern Hausfrauen, Mütter, wollen sich weiterbilden, und deshalb versuchen wir zu helfen ...

Von unserem gewerkschaftlichen Betriebskomitee aus veranstalten wir für die zwei freien Tage — wir haben die Fünftagewoche — Ausflüge in unsere Naherholungsgebiete. Wir haben vom Betrieb dafür eigene Plätze, in der Gegend von Kalinin. Gerade vor kurzem, am 17. Juni, sind wir dorthin gefahren. Es gibt allerlei Abwechslungen — Spiele, Tanz, Fußball, Volleyball, alles mögliche. Ärzte werden dazu eingeladen, die uns beraten. Für die Teilnehmer ist das alles kostenlos, wird von der Gewerkschaft finanziert ...

Im Betrieb haben wir unsere medizinischen Einrichtungen, einige Ärzte, zwei Internisten, einen Zahnarzt, einen Gynäkologen, einen Chirurgen und Schwestern. Behandlung, Medikamente, alles was dazu gehört, sind kostenlos... Eigene Betriebskindergärten haben wir nicht, stattdessen Patenschaften für Krippen und Kindergärten. Jedenfalls sind die Kinder der Frauen zu hundert Prozent untergebracht. Unsere berufstätigen Frauen können also in Ruhe ihrer Arbeit nachgehen. Im Sommer gehen die Kinder auf unsere Datscha ins Pionierlager, da ist Platz für etwa 270 Pioniere.

Valentina Majorowa

Leiterin der Betriebsbibliothek, Jahrgang 1943

In der Bibliothek arbeite ich seit fünf Jahren, im Betrieb bin ich schon seit elf Jahren tätig. Wir haben einen Buchbestand von 31 000 Exemplaren, sehr verschiedenartige Bücher — schöngestigte, technische, wissenschaftliche und populärwissenschaftliche, ökonomische Literatur; Bücher über Politik, Gewerkschaftsfragen, die Produktion. Wir führen auch Zeitungen und Zeitschriften: Zentral- und Gewerkschaftsorgane, etwa „Die sowjetischen Gewerkschaften“, der „Politische Agitator“, „Politische Selbsterziehung“, „Der Kommunist“, „Der Jungkommunist“ u. a. Wir haben sehr viele technische Zeitschriften über ganz verschiedene Zweige. Unsere Leser sind Arbeiter und Angestellte, auch die Kinder der in unserem Betrieb Beschäftigten leihen sich Bücher und Zeitschriften aus. Die Nachfrage nach Literatur ist verschiedenartig. Wir haben Leser, die sich vor allem für Literatur über den Krieg interessieren, andere für historische Literatur, die Jugend — freilich nicht nur sie — interessiert sich vor allem für Literatur über das Leben von heute. Das Interesse für ausländische Literatur ist hoch, auch für die deutsche; nach wie vor gerne gelesen sind z. B. Feuchtwanger, Remarque, Schulz, Böll, Heinrich und Thomas Mann ...

Die Bibliothek versucht, den Arbeitern bei der Auswahl der Bücher über Technik und Produktion, die sie für ihre Tätigkeit brauchen, zu helfen. Gegenwärtig wenden wir zum Beispiel der Frage der ökonomischen Erziehung der Werk-tätigen viel Aufmerksamkeit zu. Wir versuchen deshalb in erster Linie, den Abteilungen unseres Betriebs mitzuteilen, welche neuen Buchtitel über Wirtschaft, Technik, Ökonomie, auch Belletristik wir erhalten haben. Diese Listen der neuen Titel stellen wir den Abteilungen zur Verfügung. Valerij gibt durch unseren Betriebsfunk die Besprechungen und Zusammenfassungen, die wir vorbereiten, durch. Einmal im Monat gibt der Betriebsfunk eine Übersicht über die Literatur. Wir veröffentlichen diese Rezensionen und den zusammenfassenden Überblick auch in der Betriebszeitung. Dazu kommen unsere Leserkonferenzen im Betrieb, das sind Begegnungen und Diskussionen mit Schriftstellern. Wir hatten zum Beispiel erst kürzlich eine Autorin — Ustinowa — bei uns, die einen Roman geschrieben hat, der von Frauenproblemen handelt. Unsere Kolleginnen diskutierten mit großem Interesse darüber, wie die Schriftstellerin diese Probleme dargestellt hat ...

Wir wählen ein bestimmtes Thema, gegenwärtig findet große Aufmerksamkeit das Problem „Der Held — die Arbeiterklasse“. Wir wenden uns an den Schriftstellerverband und laden einen Autor ein, dessen Werk interessant gefunden und gern gelesen wird, einigen uns auf einen Termin, er tritt bei uns auf, und wir stellen ihm Fragen, äußern uns zum Buch, zur Sache. Das machen wir während der Pausen. Wir einigen uns in diesem Fall mit dem Abteilungsleiter. Unsere Mittagspause — 30 Minuten — ist kurz und wir bekommen vielleicht 10 bis 15 Minuten dazu ...

Unsere Leserkonferenz führen wir in der Art des Fernsehstudiums durch. Erst kürzlich haben wir eine solche Konferenz abgeschlossen, über den Roman „Sa Moskwoj-rekoj“ von Tewekeljan. Das kam so zustande: die Arbeiter interessierten sich für dieses Buch. Die Nachfrage beim Verleih war groß, und so haben wir gemeinsam beschlossen, eine Leserkonferenz durchzuführen. Das wurde bekannt gegeben und wir begannen mit dem Sammeln der Leserreaktionen. Wir wollten herausfinden, was den Lesern gefallen, was ihnen mißfallen hat — kurzum ihre Meinung über den Roman. Diese Meinungen haben wir dann in unserer Betriebszeitung abgedruckt. Da ist zum Beispiel die meiner Ansicht nach sehr gute Kritik des Konstrukteurs W. S. Das ist überhaupt ein außergewöhnlicher Leser, ein Künstler, ein Dichter, ein Konstrukteur — ein kluger Kopf. Seine Rezension ist schon fast eine ganze Erzählung, gut geschrieben, man liest mit Genuß, wie er seine Meinung über das Buch darlegt, ich glaube, nicht nur für mich, sondern auch für andere ...

Wir haben Ergebnisse solcher Konferenzen auch über den Betriebsfunk mitgeteilt. Anlässlich des 100. Geburtstages von Lenin bereiteten wir eine spezielle Sendung über Lenins Briefe vor. Worin der Nutzen liegt? Das ist ein Beispiel großen menschlichen Lebens. Seine außergewöhnliche Liebe zu den Eltern, überhaupt den Menschen gegenüber, seine ungewöhnliche Arbeitsfähigkeit. Das ist bis heute für alle das Beispiel. Einfach ein außergewöhnlicher Mensch. Sie verstehen selbst, was kann es da für Meinungen geben? Aber nehmen wir nochmals den Roman von Tewekeljan. Ich glaube, den stärksten Eindruck machte die Richtung der Sache. Hier geht es um energische Leute, die für gute Beziehungen unter den Menschen kämpfen, Initiativen für unsere Produktion entwickeln, es handelt auch von Bürokraten, die sich nur um ihr eigenes Leben kümmern, sich ein warmes, bequemes Fleckchen suchen. So äußert sich der Leser über die verschiedenen Figuren; wer ihm gefällt und warum er ihm gefällt. Und das ist für alle interessant.

Valerij Kladnizkij

Redakteur des Betriebsfunks, Jahrgang 1941

Wir sind Journalisten in der Fabrik. Unsere Aufgaben — mit allen Journalisten der Union — sind allgemeiner Art, aber in einem etwas engeren Bereich. Worin besteht das Leben in der Fabrik? Das ist die Hauptsache. Wie sieht es hier gegenwärtig aus? Zunächst geht es um die Erfüllung unseres Fünfjahrplans. Wir stehen jetzt im zweiten Jahr des beschlossenen Planes. Und wir versuchen, in unseren Sendungen davon zu berichten. In unserem Betriebsfunk treten viele Leute auf, mit Berichten über ihre Arbeit, bevorstehende Aufgaben. Sie berichten über ihre Aufgaben, tauschen ihre Erfahrungen aus.

Wir haben zum Beispiel die Sendung — das entspricht einer fortlaufenden Kolumne in der Zeitung — über die Neuerer. Sie haben das Prinzip der Konkurrenz erwähnt und das des sozialistischen Wettbewerbs. Worin unterscheiden sie sich? So wie ich das begreife, heißt Konkurrenz „jeder für sich“. Der Sinn des sozialistischen Wettbewerbs ist ein anderer. Das bedeutet: besser arbeiten, aber nicht nur für mich sondern auch für den andern. Nicht wahr? Nehmen wir also die Sendung des Neuerers. Die kommt recht häufig vor. Dort treten unsere Rationalisatoren auf. Sie kommen mit Vorschlägen hinsichtlich der Produktion, Vorschlägen für höhere Effektivität, Produktivität der Arbeit, höhere Qualität der Arbeit. Und diese Vorschläge werden Allgemeingut, sie gehören allen. Sie werden über den Rundfunk vorgetragen, hier werden die Erfahrungen weitergegeben ...

Jede Abteilung hat eine Lautsprecheranlage, in jeder Halle, in jedem Raum. Zu einer bestimmten Zeit — zwei Mal in der Woche — geht eine Zwanzig-Minuten-Sendung über den Funk. In diesen Sendungen versuchen wir alle Fragen des betrieblichen Lebens zu behandeln — Produktion, Freizeit, Kultur, Sport. Es geht um die Menschen, die sich Verdienste erworben haben, wir gratulieren ihnen, es gibt Jubilare, Geburtstage — da arbeitet einer schon 30 Jahre im Betrieb, das ist doch ein wichtiges Datum im Leben eines Menschen. Wie machen wir das? Kollegen, die neben ihm viele Jahre gearbeitet haben, treten auf, gratulieren, erzählen von ihm. An unseren Redaktionssitzungen, bei denen wir das Programm planen, nehmen elf Personen teil. Zum Kollegium gehören Vertreter der verschiedenen Arbeitszweige der Fabrik, Vertreter der gesellschaftlichen Organisationen, natürlich Arbeiter, Techniker, Ingenieure und die Betriebsleitung ...

Machen wir's konkret. Wir haben heute noch eine Sendung zum Tag der Jugend. Das ist der 25. Juni — der Tag der sowjetischen Jugend. Am 23. bringen wir zur Vorbereitung dieses Tages eine Sendung. Sehen Sie hier: vier Namen sind auf dieser Liste eingetragen, außer dem meinen. Außer mir, der ich für diese Arbeit freigestellt und angestellt bin, nehmen an dieser Sendung vier weitere

Kollegen des Betriebs teil. Sie werden über ihre Arbeit erzählen, was sie gegenwärtig bewegt. Da es der Tag der Jugend ist, sind die Teilnehmer alles junge Leute. So ist das in jeder Sendung. Außer mir treten immer noch einige andere Leute aus dem Betrieb auf — Arbeiter, Ingenieure, Vertreter gesellschaftlicher Organisationen. Die Probleme, die wir behandeln, sind ganz verschieden ...

Arbeiter-Korrespondent heißt bei uns abgekürzt *Rabkor*. Zum Beispiel habe ich einen Dispatcher in der 3. Abteilung — Soja B., ein aktives Mitglied unserer Redaktion, eine aktive Genossin. Sie erhält ein bestimmtes Thema zur Bearbeitung, zum Beispiel „Qualität der Produktion“, bereitet dafür Material vor. Sie beginnt damit in ihrer Abteilung, hilft dem Genossen bei der Vorbereitung, der über diese Frage sprechen wird, stellt die Verbindung mit mir her, und wir treffen dann gemeinsam die Auswahl des Materials. In Sojas Abteilung gibt es eine Brigade, die erst kürzlich bei der Betriebsversammlung eine Auszeichnung erhielt — die Brigade von Andrejkino. Wir haben in einer Sendung darüber berichtet, wie sie arbeiten, wie sie eine so hohe Qualität erzielt haben. Wie im ganzen Land steht auch in unserem Betrieb die Frage der Produktionsqualität im Vordergrund. Wir haben den Fünfjahrplan hoher Qualität und hoher Produktivität der Arbeit. Das ist die Devise unserer Arbeit, die Devise unseres Betriebs ...

In meiner Freizeit arbeite ich in einem Volkstheater mit. Es sind lauter Laien, die meisten aus unserem Werk. Wir haben als Laiengruppe angefangen und führen dank unserer Erfolge den Namen Volkstheater. Es gilt als eines der besten der Art in unserer Stadt ... Was für Stücke wir spielen? Zur Zeit Gorkijs „Jakov Bogomolow“, „Kinder der Sonne“ und das „Glockenspiel des Kreml“ von Pogodin, die Theaterfassung einer Erzählung von Lawrjonow über ein revolutionäres Thema — Revolution, Bürgerkrieg. Wir haben auch ein Stück des amerikanischen Dramatikers Eugene O'Neill inszeniert ... Gegenwärtig bereiten wir ein grusinisches Stück vor ...

Wir machen Tourneen, treten in Kulturhäusern auf, hauptsächlich in Moskau, für die Kollegen bei großen Bauprojekten, zum Beispiel einer Baustelle der U-Bahn, die ständig erweitert wird. In den Wohnheimen der Bauarbeiter werden neben Theateraufführungen auch Konzerte und Lesungen veranstaltet, und unsere Gruppe tritt vielleicht auch im Rahmen eines Großprogramms auf. Wir spielen auch für Schulen, für Kinder und Jugendliche, die hier in der Nachbarschaft sind ... Gleich neben unserem Betrieb ist der Kulturpalast der U-Bahn-Bauarbeiter „Metrostroj“ mit einer Volksuniversität. Unser Betrieb arbeitet eng mit dieser Einrichtung zusammen. Die Rektorin — Makarowa — ist eine bekannte Volkskünstlerin der Sowjetunion. Es werden buchstäblich alle Gebiete der Kunst und Kultur behandelt, Filmkunst, Theater, Malerei, Literatur. Viele von uns besuchen die Veranstaltungen.

Valentin Sidorowskij

Werkzeugmacher, Jahrgang 1924

Mit mir arbeitet mein jüngster Sohn, er ist Schlosser, arbeitet nicht schlecht. Sehr verschlossen, in Ordnung. Ich verdiene im Schnitt dreihundert und mehr, der Sohn hat 140, 130 Rubel im Monat. Das hat pädagogische Gründe. Er soll Gefühl bekommen fürs Geld, soll begreifen, wie man Geld verdienen kann und muß. Um zu begreifen, wie man es ausgibt, soll er kapieren, daß er mehr erhalten hat. Wir arbeiten in einer Reihe ...

Ich bin Propagandaleiter eines Komsomolzenzirkels. Ich habe Komsomolzen, die nicht in den Schulen der Arbeiterjugend studieren, im Institut fürs Technikum, sondern Leute, die entweder die Ausbildung abgeschlossen oder eine mittlere Fachausbildung schon hinter sich haben. Komsomolzen unserer Instrumentenabteilung und Komsomolzen der zweiten Montageabteilung. Ich habe zwei Abteilungen, in meiner Gruppe sind 24 Personen. Zwei Mal im Monat treffen wir uns, für je eineinhalb Stunden ...

Unser Thema lautet jetzt „Grundlagen des ökonomischen Wissens“. Sie haben es vielleicht gelesen. Im letzten Jahr haben das Zentralkomitee der Partei und der Ministerrat beschlossen, daß die Arbeiterklasse und die ganze Bevölkerung des Landes sich am Studium ökonomischer Fragen beteilige. Auf dieser Grundlage wurden Zirkel für die Jugend empfohlen. Über die Grundlagen des ökonomischen Wissens. Das Parteikomitee des Betriebs hat mich mit dieser Aufgabe betraut und ich habe mich damit befaßt ... Ich bin Mitglied der Kommunistischen Partei seit 1948 ...

Beim Studium der realen ökonomischen Struktur kommt es unbedingt zur Erörterung von politischen Fragen, also Problemen der politischen Ordnung. Damit sich die Jugend auf dem Laufenden halten kann, ist es für mich als Propagandisten unerlässlich, daß ich mich abends vorbereite, die Jugendzeitungen verfolge. Sie sehen ja, daß ich schon eine Reihe Jahre auf dem Buckel habe. Ich lese also aufmerksam die *Komsomolskaja Prawda*, die Zeitschrift *Molodoj Kommunist* (Der Jungkommunist), obgleich ich außerdem die Zeitschrift *Kommunist* abonniert habe. Den *Molodoj Kommunist* abonniere ich, um zu erkennen, welche Aufgaben vor der Jugend stehen. Kurzum: ich muß eine Menge Literatur über Jugendprobleme studieren, um auf dem Laufenden zu bleiben. Bei der Vorbereitung für die praktische Arbeit muß ich mir darüber Gedanken machen, wie ich die Zirkelteilnehmer interessiere, zu diesem Zweck kommen unbedingt 10 bis 15 Minuten Diskussion über Fragen der nationalen und internationalen Politik in jeder Stunde hinzu. Die Jugend ist an diesen Fragen immer interessiert ... Ich arbeite doch mit ihnen, die mit mir gemeinsam studieren. Ich weiß, wer sie sind, wie sie sich selbst sehen als Arbeiter, in ihrer Qualifikation,

nicht wahr? Kenne sie in ihrem Verhalten, kenne ihre Aktivität in der Komsomolzen-Organisation. Also, um sie zur Aktivität anzuregen, vermeide ich, daß die Unterrichtsstunden einfach so ablaufen: ich erzähle was, sie schweigen, wir hören auf und gehen nach Hause. Auf diese Weise erreichen wir unser Ziel nicht. Um es zu erreichen — etwa im Rahmen des Hauptthemas „Grundlagen des ökonomischen Wissens“ — diskutieren wir die Frage, wie die Arbeitsproduktivität zu erhöhen ist. Beim Studium und der Vorbereitung zu unserem Unterricht betrachte ich mir die Arbeit meiner Kursteilnehmer und sage ihnen dazu meine Meinung. Selbst wenn sie das nicht gleich verstehen, versuche ich am Beispiel ihrer eigenen Arbeit zu entwickeln, was zu tun ist, um das Ziel — Produktivität der Arbeit — zu erreichen ...

Wenn einer die Fragen der ökonomischen Struktur begreift, wird er richtig arbeiten, dann wird er wissen, wie die Selbstkosten der Produktion zu beurteilen sind. Wird die Bestandteile der Selbstkosten kennen. Wenn wir dann sehen, daß ein Teil der Selbstkosten höher liegt, sollten wir als Komsomolzen nachdenken, wie besser zu wirtschaften ist. Oder zum Beispiel die Kosten eines Werkzeugs: wie kann dieses Instrument wirtschaftlicher hergestellt werden? Sehen Sie, das gehört ja uns, ist also unsere Sache. Wenn er nun so einfach an den Dingen vorbeigeht — ohne dieses Wissen —, hat er keinen Blick fürs Detail, weiß nicht, ob man das braucht oder nicht braucht. Wenn wir uns im Unterricht mit den Fragen der Wirtschaftlichkeit und der Selbstkosten befassen, wird er bei seiner Arbeit das Detail beachten, wird feststellen, daß ein bestimmtes Stück für das eine Produkt Ausschuß darstellt, für ein anderes aber noch gebraucht werden kann. Auf diese Weise wächst beim jungen Kumpel, beim Arbeiter, das Bewußtsein ...

Im Prozeß der Arbeit entstehen sehr viele Fragen, Fragen verschiedener Ordnung. Nehmen wir die technologische Karte. Der Arbeiter erhält die technische Zeichnung und die Einzelheiten für seine weiteren Arbeitsgänge. Er schaut sich die Sache an. Da steht: machen sie das und das und das. Als gebildeter Arbeiter sagt er sich aber beim Lesen der Zeichnungen und Anweisungen: warum soll ich das so machen, wie das hier geschrieben ist, während ich dieselbe Sache auf andere Weise schneller und besser machen kann. Er notiert sich das, schreibt sich genau auf, wie er sich das vorstellt und reicht seinen Vorschlag dem Büro für Rationalisierung und Erfindungen ein. Es wird von der Leitung der Abteilung geprüft und — falls angenommen — durchgeführt ... Nehmen wir an, dieses Einzelstück hat einen Rubel gekostet, auf Grund seines Vorschlags wird es aber nur noch 80 Kopeken kosten, so erhält er für den Zeitraum von sechs Monaten weiterhin einen Rubel ...

Ich war Soldat im Großen Vaterländischen Krieg, von 1942 bis zum Schluß. Unsere Jugend kennt die Schrecken dieses Krieges aus der Literatur, aus Erzählungen von Augenzeugen. Und sogar diese Jugend, die diese Schrecken nicht

erlebt haben kann, hatte mit Genugtuung die Erklärung der Brandt-Regierung zur Kenntnis genommen, daß der westdeutsche Bundestag den Vertrag mit der Sowjetunion ratifizieren werde. Als es dann zu den Verzögerungen der Debatten kam, zum Hinausschieben der Schlußdebatten, wissen Sie, da hat die Arbeiterklasse, Junge und Alte, das sehr schmerhaft aufgenommen. Wir haben das so gesehen: das ist doch unbegreiflich, jetzt sind schon Jahrzehnte nach dem Kriegsende vergangen, da muß man doch zu normalen Beziehungen kommen. Muß doch einen Schlußstrich machen: hier verlaufen die Grenzen, die politische Ordnung ist so und so und damit basta. Man kann nicht die ganze Zeit miteinander zufrieden sein, wenn man miteinander redet, aber was wäre das für ein Leben, wenn wir uns nochmals in Stücke zerreißten . . .

Als Arbeiter haben wir aufmerksam verfolgt, wie in Hamburg und anderen Städten Ihres Landes gestreikt wurde. In der *Komsomolskaja Prawda* waren z. B. Fotos und Reportagen darüber, daß junge Kommunisten und junge Demokraten Unterschriften gesammelt haben, Petitionen an den Bundestag geschickt wurden, daß die Verträge rascher ratifiziert werden. Das hat unsere Jugend wohl kapiert. Wir wußten natürlich, daß das einfache arbeitende Volk und die werktätige Bevölkerung Westdeutschlands die Verträge haben wollten. Das sind ganz andere Kreise, die zum Alten zurückkehren wollen, zur Position der Stärke, des Kalten Krieges. Aber das führt zu nichts. Das lehrt schon die Geschichte . . .

Wir verstehen sehr gut, was es heißt, um seine Unabhängigkeit und Freiheit zu kämpfen, wie die Völker von Vietnam, Laos und Kambodscha. Wir helfen ihnen, durch militärische und andere Lieferungen. Unser Volk empfindet tiefe Solidarität für die Vietnamesen. Man muß doch auch begreifen, daß der Krieg dort schon mehr als 20 Jahre dauert. Dort stehen Kämpfer an der Front, die den Frieden gar nicht kennen — sie sind im Krieg geboren. Wissen nicht, was Frieden heißt und kennen die Zeit noch nicht, wenn das ganze Land frei lebt. Und sie müssen immer auf der Hut sein, sich in die Erde eingraben. Unser Volk ist erfahren genug und läßt diesen Völkern unsere volle Sympathie und Hilfe zukommen, verzichtet auf vieles, was wir schon haben könnten. Die Völker, die um ihre Unabhängigkeit kämpfen, können sich auf uns verlassen — und sie werden sie auch erringen . . .

Sehen Sie, Freiheit kann so sein: man läßt den Vogel aus seinem Käfig heraus, läßt ihn fliegen, wohin er mag. Der Vogel ist frei. Wie steht es aber um den Menschen? Der Mensch ist ein denkendes Wesen. Freiheit für ihn ist, seine eigene Meinung ausdrücken zu können, frei zu leben, das heißt vom Morgen überzeugt sein, keine Angst zu haben, keinerlei Druck über sich zu empfinden, keine Ausbeutung, kurzum in einer Gesellschaft zu leben, die sich um ihn kümmert, ihn braucht und er in ihr arbeitet und lebt. So begreife ich Freiheit. Er soll frei

denken, sein Urteil bilden können und die Entscheidungen der Regierung verwirklichen, die er gewählt hat. Wir haben freie Wahlen, auf den Arbeiterversammlungen werden die Deputierten vorgestellt und als Kandidaten für die allgemeinen Wahlen aufgestellt . . .

Natürlich gibt es Gründe für Unzufriedenheit. Zum Beispiel kommt man von der Arbeit und muß anstehen, ob Café oder Restaurant. Zu wenig Plätze, besonders im Sommer. Es ist in letzter Zeit zwar ein wenig besser geworden, aber das reicht noch nicht. In meiner Gegend gibt es einen Park, ein Wäldchen, einen Badestrand. Seit etwa fünf Jahren werden jetzt Buffets und Ausschänke gebaut, die von Restaurants oder Selbstbedienungsgaststätten eingerichtet werden. Wir haben jetzt gleich drei bei uns. Die stellen auch Tische ins Freie, haben Feuerstellen eingerichtet, wo man Schaschlik braten kann. Es wird Bier und Limonade ausgeschenkt, gibt Vesperspeisen aller Art. Also Verbesserungen gibt es. Wenn man aber abends nach der Arbeit irgendwohin will — das ist noch schlecht. Auch bei uns draußen genügt das nicht. Für Massenausflüge ist da noch nicht vorgesorgt. Am Wochenende geht es. Sonst kommt es aber vor, daß man anstehen muß, da eine Schlange, dort eine Schlange. Jetzt gibt es die Selbstbedienungsläden, das geht schon schneller. Zum Beispiel das Agronom, ein prima Geschäft mit dem letzten Schrei der Technik. Die Ausstattung ist übrigens ganz und gar Detroit, alle 50 Zentimeter, wenn Sie wollen, steht da Detroit. Wir haben da vor allem amerikanische Ausstattungen eingeführt, für die Selbstbedienungsgeschäfte, die viel praktischer sind und den Bedürfnissen der Werk-tätigen entgegenkommen, wenn sie einkaufen wollen . . . Der 24. Parteitag hat im übrigen die Verbesserung des Lebensstandards, Qualität der Verbrauchsgüter usw. mit in den Vordergrund gerückt. In Moskau gibt es natürlich wie in allen Millionen-Städten besondere Probleme . . .

Von unseren Kollegen sind schon viele ins Ausland gefahren. Wer darauf gespart hat, bekommt die Möglichkeit einer Reise, zum Teil decken wir vom Betrieb die Kosten. In erster Linie gehen die Reisen in die sozialistischen Länder, es gibt aber auch Dienst- und Touristenreisen in kapitalistische Länder, in Entwicklungsländer. Die Kollegen schauen sich natürlich um: wie ist es dort, wie machen die das und das. Nach Vergleichen unserer Kollegen sind zum Beispiel die Fragen des öffentlichen Verkehrs, des Wohnungswesens usw. in unserem Land recht gut gelöst — Dinge wie U-Bahn, Busse, Versorgung mit Gas, Elektrizität usw. Obwohl wir bisweilen selbst damit nicht zufrieden sind. Wir sind nicht zufrieden damit, daß manche Straßen noch nicht sauber genug sind. Dabei fällt die Sauberkeit unserer Städte doch auf. Natürlich haben wir im Bereich der Dienstleistungen, praktischer Bequemlichkeiten noch eine Menge von Problemen zu lösen. Wir sind aber ständig dabei, sie zu bewältigen. Unser Bauprogramm ist kolossal — was Tempo und Menge betrifft, ist das schwer zu übertreffen — trotzdem reichen die Wohnungen in Moskau noch nicht. Ich glaube aber, daß das bald geklärt sein wird.

Igor Molodow
Dreher, Jahrgang 1948

Ich habe die Schule beendet, kam zur Arbeit und habe hier Dreher gelernt. Die erste Qualifikationsstufe erlangt man nach sechs Monaten. Das hängt natürlich auch von den Fähigkeiten ab. In den ersten sechs Monaten bekomme ich als Lehrling 40 Rubel. Danach werde ich schon nach dem jeweiligen Qualifikationsrang, den ich erreicht habe, bezahlt. Unter Umständen kann ich aber schon als Lehrling mehr bekommen. Als Lehrling erlerne ich die Arbeit. Was ich sonst in der Abteilung an Arbeit verrichte, wird mir normal bezahlt, ich kann also bis auf 80, 90, 95 Rubel im Monat kommen ...

Wir haben eine spezielle Abteilung für die Vorbereitung und Ausbildung der Fachkräfte, auch eine Abteilung für die Fortbildung, die Erhöhung der Qualifikation. Nach zwei bis drei Jahren hat einer eine bestimmte Stufe erreicht. Damit er sich weiter ausbilden, die neuesten Methoden erlernen kann, gibt es besondere Kurse. Das wird gefördert.

Ich kann meine Kenntnisse und Fähigkeit verbessern, erhalte das entsprechende Zeugnis und dafür wiederum mehr Lohn. Außerdem gibt es Wettbewerbe auf der Ebene der Betriebe, der Städte, der Gebiete, des Landes usw.

Ich wüßte nicht, was wir hier im Betrieb für generationsbedingte Konflikte hätten, in irgendeiner ernsthafteren Form. Ich gehe zum Beispiel zu einem Älteren hin und frage ihn jederzeit, worum es mir geht, was ich brauche. Und er geht darauf ein. Jetzt bin ich selbst schon ein hochqualifizierter Arbeiter, und es kommt auch vor, daß ein Älterer zu mir kommt und mich fragt ...

Wir haben alle möglichen Zeitungen und Zeitschriften. Zum Beispiel lese ich gerne die *Literaturnaja gasha*, die viel Diskussionsstoffe bietet, aber auch die Zentralorgane der Komsomols und der Partei, die auf die wichtigsten Fragen eingehen — Fragen der Weltpolitik, Innenpolitik, unser Land, neue Bauprojekte, die ganze Aufbauplanung. Das ist alles interessant. Vor allem für die Jungen. Ich bin jetzt noch hier. Man will aber vielleicht woanders hin, so kann ich mich auf dem Laufenden halten über Aufbauprojekte und entscheide mich vielleicht dafür, in einer anderen Stadt zu arbeiten. In jeder Abteilung gibt es eine Organisationsgliederung des Komsomol. Außerdem gibt es das Betriebskomitee des Komsomol, das sich zum Beispiel mit einem Angebot an die jungen Kollegen des Betriebs wendet: zehn Komsomolzen können sich für dieses oder jenes interessante Projekt bewerben.

Anna Brestschanina
Präzisionsmechanikerin, Jahrgang 1917

Wir sind nicht nur Menschen, die die materiellen Werte schaffen, sondern wir nehmen aktiven Anteil am gesellschaftlichen und politischen Leben. Wir führen

in unserer Abteilung regelmäßig mit allen Kolleginnen eine Diskussion durch, nachdem aus der Tageszeitung etwas vorgelesen wurde. Ich selbst habe mich an Unternehmungen beteiligt wie der Arbeit bei 18 Parteikonferenzen des Gebiets, an 12 Parteikonferenzen der Stadtorganisation, ich war Delegierte des 23. Parteitags. Jetzt bin ich Mitglied des Komitees der sowjetischen Frauen. Meine ganze Arbeit — ich bin hier im Betrieb seit 1934 — war unserer Sache gewidmet, alle diese Jahre stand ich ununterbrochen in der Produktion und war aktiv in gesellschaftspolitischer Arbeit. Ich habe mich so sehr daran gewöhnt, daß ich mir mein Leben gar nicht anders vorstellen kann, obgleich ich schon fast im pensionsfähigen Alter stehe. Ich werde bald 55 Jahre alt sein und kann mir einfach nicht vorstellen, daß das alles aufhören soll ...

Manchmal organisiert unser Komitee Begegnungen mit ausländischen Frauen-delegationen. Das ist sehr interessant. Sie machen sich mit dem Leben der Frauen in unserem Land vertraut, das bereichert sie, in vieler Hinsicht. Sie können sich davon überzeugen, wie frei bei uns die Frauen leben, in allen Zweigen der Industrie arbeiten, nicht nur als Arbeiterinnen und Angestellte sondern auch als Leiterinnen großer Unternehmen und Institute. Wir haben viele weibliche Gelehrte. Frauen und Männer haben gleiche Rechte und Möglichkeiten. Das ist für uns nichts Außergewöhnliches. In unserem Betrieb gibt es Abteilungen, in denen Frauen Meister sind. In meiner Abteilung ist nur ein Meister, sonst haben wir vier Meisterinnen. Die Jugend, die jetzt zu uns kommt, ist schon gebildet und ausgebildet; sie haben den Abschluß der 10-Jahres-Schule, setzen ihr Studium fort. Produktionserfahrung haben sie natürlich noch keine. Hier können wir uns einschalten, geben unsere Erfahrungen in der Produktion weiter. Deshalb ist bald jedes Mitglied unseres Kollektivs ebenso aktiv wie die Älteren, die schon eine beträchtliche Arbeit und Erfahrung hinter sich haben ... Als ich zur Arbeit kam, gab es fast nur Handarbeit, wenig Mechanisierung. Jetzt hat sich die Arbeit selbst geändert und mit weniger als der 10-Klassen-Erziehung kommt niemand mehr in den Betrieb ...

Es gibt manchmal Schwierigkeiten. Nehmen wir an, in einer Familie ist einer krank geworden. Wir sorgen dafür, daß die Kollegin oder der Kollege nach Hause gehen kann, um den Kranken zu versorgen. Wir übernehmen die Arbeit dieser Person, verteilen sie, sind bemüht, wie auch immer zu helfen, aufmerksam zu sein ...

Bei Verfehlungen haben wir im Betrieb unsere Konfliktkommission, wir nennen das „Ehrengericht“. Seine Mitglieder werden auf einer Betriebsversammlung gewählt, ein Vorsitzender, sein Stellvertreter, ein Sekretär. Nehmen wir ein Beispiel. Ein Kollege ist nicht zur Arbeit erschienen, ohne triftigen Grund. Zunächst wird das in einer Versammlung der Abteilung erörtert, in der er tätig ist. Ob er nun zum Baden gefahren, zu viel getrunken hat, zunächst werden die Gründe diskutiert. Der Beschuß des „Ehrengerichts“ wird dem Direktor mit-

geteilt, der Direktor schreibt auf der Grundlage des Urteils auf, was er verfügt. Beides wird dann am schwarzen Brett bekanntgegeben. Wichtig ist, daß dieses Gericht nur in dem Kollektiv tagt, wo dieser Kollege arbeitet. Also unter Kollegen, die ihn kennen ...

Andrey Nagapkin

Chefingenieur, Jahrgang 1914

Als Chefingenieur habe ich natürlich nicht nur mit Arbeitern zu tun, sondern auch mit Ingenieuren, die mir unterstellt sind, mit einem Personenkreis, der unmittelbar mit der Leitung des Betriebs zusammenhängt ...

In unserem Jahrhundert nimmt doch die Produktion mehr und mehr Teile des bewußten Lebens aller Werktätigen in Anspruch. Wenn wir also von humanen Beziehungen sprechen, dem Menschen als dem letzten Ziel, dem Mittelpunkt, dann ist doch folgende Einsicht die Hauptsache: wir leben durch die Arbeit. Wir sprechen naturgemäß nicht vom schlafenden Menschen, sondern vom Menschen, der tätig ist, vom Menschen in der Produktion.

In diesem Bereich wird für die Versorgung des menschlichen Wohlbefindens, des Wohlbefindens in der Produktion, sehr viel getan, zum Beispiel von Physiologen. Dem wird übrigens auch in der Bundesrepublik große Aufmerksamkeit gewidmet. Die Ebenen und Kriterien sind indessen anders als bei uns.

Nehmen wir die Wirkungen des Lärms auf den Menschen, seine Stimmung, seine Möglichkeiten für die Produktivität usw. Oder: wie wirkt sich Beleuchtung aus? Ich erinnere an ein Beispiel in einem westdeutschen Betrieb. Ich beachtete in einer Montagehalle eines großen Betriebs für Apparatebau — ich weiß im Moment nicht den Namen — jedenfalls habe ich beobachtet, daß vor den Montagearbeiten ein grüner, leicht fluoreszierender Bildschirm stand. Ich stellte der Betriebsleitung die Frage, was das zu bedeuten habe? Die Untersuchungen der Ärzte, so sagte man mir, hätten ergeben, daß der Arbeiter bei der Montage der Instrumente starken Belastungen der Augen ausgesetzt ist, die Sehkraft erlahme. Da er jedoch unaufhörlich mit der Montage dieser Instrumente beschäftigt sei, würde er im Zuge der Ablenkung bisweilen den Kopf und damit die Augen heben, so daß die grüne, ruhige und leicht fluoreszierende Farbe sich nützlich auswirke und weniger Ermüdung hervorrufe. Offenkundig ist das richtig. Also mit solchen Fragen beschäftigt man sich, mit Fragen, wie die Beeinflussung der Farben zu beurteilen sei, der Farbe an Wänden, Maschinen, das heißt mit den Produktionsmöglichkeiten des Menschen und seines jeweiligen Zustands.

Die These, die ich bei unserer Diskussion über dieses Stück* anführte, die Grund-

* Nagapkin hatte mit anderen Ingenieuren, Soziologen, Literaten an einer von der Zeitschrift „Woprossy literatury“ veranstalteten Diskussion über das Stück „Der Außenseiter“ von I. Dworzeckij teilgenommen. In dieser Diskussion geht es um aktuelle Konflikte in der sowjetischen Betriebswirklichkeit. Im übrigen siehe Fußnote auf Seite 207

these besagt, daß wir uns mit dem psychologischen Zustand des Menschen unzureichend beschäftigen. Auch von der Position — das betone ich —, die nicht von den humanen Beziehungen der Menschen zueinander ausgeht, sondern ausschließlich von der Position der Stimulierung seiner Produktionsmöglichkeiten, hat dieser Aspekt eine immense Bedeutung.

Es ist ja kein Geheimnis, was geschieht, wenn zwei Arbeiter in einen beliebigen Tätigkeitsbereich kommen und es hat — nehmen wir an — zwischen den beiden vorher einen Zusammenstoß gegeben; sie haben sich dadurch gegenseitig die Laune verdorben, was sich nicht nur im Verlauf dieses einen konkreten Arbeitstages auf ihre Produktionsmöglichkeiten niederschlagen kann, sondern auch darüber hinaus. Deshalb ist die Herstellung eines günstigen psychologischen Klimas der menschlichen Beziehungen, der seelischen Beziehungen, außerordentlich wichtig.

Kapitalistische Firmen messen dieser Frage außerordentlich hohe Bedeutung bei. Japanische Firmen zum Beispiel — ich war nicht in Japan, kenne aber die Literatur darüber — unternehmen hier große Anstrengungen, allerdings nicht von der Position humaner Beziehungen zu den Arbeitern. Das Grundverhältnis des Kapitalisten zum Arbeiter hat sich nicht verändert. Sie beschäftigen sich aber mit diesem Problem aus dem Grund, weil mit dem psychologischen Klima, dem psychologischen Zustand des Menschen ein großer Einfluß auf die Möglichkeiten der Produktivität des Menschen erzielt werden kann.

Wir können aber in unserem System den Faktor der Produktivität der Menschen nur vom Standpunkt humaner Beziehungen realisieren — also um der Grundthese willen, nach der wir leben und arbeiten. Ich konstatiere hier einfach die Tatsache, warum wir zu dieser Diskussion um das Stück kamen: der Held dieses Stücks schenkt eben dieser Grundthese zu wenig Aufmerksamkeit. Dieser Faktor ist aber nicht hoch genug einzuschätzen, gemessen sowohl an der Bedeutung der humanen Beziehungen als auch den Kriterien der Erhöhung der Arbeitsproduktivität.

Und die Fragen der Arbeitsproduktivität, das verstehen Sie selbst, sind für uns wichtig — Karl Marx hat darüber viel geschrieben. In letzter Hinsicht wird durch die Arbeitsproduktivität der gesellschaftliche Reichtum bestimmt. Folglich ist die Erhöhung der Arbeitsproduktivität für uns von der Position humaner Beziehung herzuleiten — als dem Hauptfaktor, der den Vorrang der neuen Gesellschaftsordnung festigen soll.

Das wollte ich zu dieser Frage bemerken, die in der Diskussion und als Impuls von Dworzeckij's Stück angeregt wurde. Diese Fragen sind hochaktuell. Ihre Lösung wird, so meine ich, weit über die Grenzen unserer sowjetischen Produktion hinaus nützlich sein ...

Unsere Diskussion fing mit der Frage an: brauchen wir das Produktionsthema? Ich wiederhole, was ich im Gespräch mit den Mitarbeitern der Zeitschrift „Woprossy literatury“ gesagt habe: Diese Frage ist nicht richtig gestellt. Denn die

Kunst soll das Leben darstellen. Die Produktion ist aber der größte Teil des Lebens, mit dem der lebende Mensch seine Existenz ausweist. In gewisser Hinsicht ist es nonsense zu fragen, ob die Kunst das Produktionsthema behandeln soll oder darf. Natürlich sollte sie das tun.

Auch hier gibt es aber das Maß der Vernunft; man sollte nicht auf Kosten des einen das andere feiern. Wenn heute der Mensch den größten Teil seines bewußten Lebens in der Produktion verbringt — das gilt auch für den Fall einer Verkürzung der Arbeitszeit —, so muß man doch die Psychologie des Menschen beachten. Wenn er 8 bis 10 Stunden in der Produktion verbringt, möchte er sich von ihr auch erholen. Warum gibt es beispielsweise in unserer Zeit einer äußerst intensiven Arbeit in der Produktion eine so intensive Beschäftigung mit Erscheinungen wie Eishockey, Fußball usw.? Zunächst kann man sich von all dem ablenken, was einen in der Produktion vollauf beschäftigt. Man streift einfach alle Gedanken daran ab, um sich einer rein visuellen Beschäftigung hinzugeben, schreit „scheibu, scheibu“ oder dergleichen und verschafft sich auf diese Weise ganz andere Emotionen, Emotionen im übrigen, die sich von denen unterscheiden, mit denen man während des Arbeitstages lebt. Ist also hier eine Beschränkung angebracht?

Wenn der Mensch in der Kunst ungelöste Konflikte aus dem ihm vertrauten Produktionsbereich personifiziert sieht und eine gewisse Befriedigung erfährt, wird er sich in seinen eigenen, noch nicht geklärten Konflikten und Vorstellungen unterstützt fühlen. Deshalb ist dieser Bereich sehr wichtig. Ebensowenig wie man die Kunst zum Anhängsel eines einzigen Lebensbereiches machen kann — etwa der Liebe —, kann man ausschließlich die Produktionssphäre darstellen. In beiden Fällen wird Kunst untauglich.

In der Kunst interessiert, ob die verschiedenartigen Emotions- und Erfahrungsbereiche in der Darstellung einen Niederschlag finden und man sollte aus diesem Emotionsbereich die der Produktionssphäre nicht entfernen. Aus diesem Grund erscheint die Fragestellung, wie bereits angedeutet, nicht richtig: Darstellung des Produktionsthemas ja oder nein — *Kunst sollte das Leben darstellen*.

Valerij Markow

Vorsitzender des Parteikomitees, Jahrgang 1935

In unserem Betrieb leben nicht nur die Traditionen der Arbeit, der Revolution, sondern auch die der Kämpfe auf dem Schlachtfeld. Viele Manometrowzer sind im Großen Vaterländischen Krieg gefallen. Wir haben jetzt im Betrieb den Rat der Kriegsveteranen, eine gesellschaftliche Organisation. An ihrer Spitze steht ein ehemaliger Offizier, er ist Abteilungsleiter. In diesem Rat sind die besten Veteranen aktiv, oft sind das auch die besten Arbeiter der Fabrik. Sie arbeiten viel mit der Jugend. Wir organisieren Abende des Arbeiterruhms. Anwesend sind Jugendliche, Veteranen der Arbeit, Veteranen des Krieges. Wir laden dazu

bekannte Persönlichkeiten ein, Genossen und Kameraden, die aus ihren Erlebnissen berichten, ihre Erfahrung weitergeben. Erinnerungen an die eigene Jugend. Diese Abende werden feierlich begangen. Der Komsomol ist auch beteiligt. Jungarbeiter, die eine Ausbildungsstufe abgeschlossen haben — vor allem die erste, nach den ersten sechs Monaten Lehrlingszeit — erhalten ihre Arbeitsurkunden. Sie werden hier ein mit allen Rechten unseres Arbeitskollektivs ausgestattetes Mitglied. Jungs, die das militärflichtige Alter erreicht haben, Rekruten also, erhalten so ein rotes Büchlein. Ihre Aufgabe: die Ehre des Kollektivs, die Ehre eines jungen Menschen hochzuhalten. Wer den Militärdienst hinter sich hat, kehrt u. U. in den Betrieb zurück. Übrigens pflegen wir mit den Armeeinheiten, wo unsere Kumpels dienen, Kontakt. Wir erhalten Dankesbriefe dafür, daß wir einen guten sowjetischen Kämpfer mitausgebildet haben. Das teilen wir auch den Eltern mit. Schicken Anerkennungsgeschenke für den guten Dienst unseres Kollegen. Wir haben da zum Beispiel einen Dreher, Igor Molodow kennt ihn, Sascha Woronow; dem haben wir eine schöne Uhr geschenkt und einen Brief, auch den Eltern haben wir vom Betrieb aus geschrieben. Saschas Mutter arbeitet hier im Betrieb. Sie ist Buchhalterin. Sein jüngerer Bruder arbeitet bei uns. Wir haben sozusagen schon eine ganze Arbeiterdynastie. Der Vater hat hier auch gearbeitet, ist aber schon pensioniert.

Außerdem führt unser Rat der Veteranen zusammen mit dem Komsomol einen Suchdienst durch, für unsere gefallenen Manometrowzer. Erst vor kurzem haben wir uns mit verschiedenen Institutionen in Verbindung gesetzt, die sich damit befassen und auch außerhalb Moskaus tätig sind. Im Gebiet von Kalinin sind zwei Dörfer mit Massengräbern unserer Brüder. Zehn Menschen haben wir gefunden, die aus unserem Betrieb stammen. Hauptsächlich Arbeiter. Dort steht ein Obelisk. Gestiftet durch Spenden vom Rat der Dörfer, ihren Pionieren und Komsomolzen, von unserer Jugend im Betrieb. Zweimal im Jahr fahren wir dorthin, legen Kränze und Blumen nieder, auf die Gräber der Rotarmisten, unserer Kollegen. Wir pflegen ihre Traditionen und dienen der Heimat so, wie das die Älteren taten. Verstehen Sie, das ist immer sehr bewegend, wenn wir uns dort versammeln. Ich glaube, das ist für die Erziehung sehr wichtig. Es kommt vor, daß die Jungen diese Sache nicht als ihre eigene ansehen. Sie streben danach, in ihrem Kollektiv, im Betrieb, danach zu handeln.

Nun was noch? Die Komsomolzen arbeiten in Subbotniks. Das ist nicht jener allgemeine Subbotnik, der einmal in jedem Jahr von allen Betrieben wahrgenommen wird, sondern das sind bestimmte Tage für unterschiedliche Aktivitäten, getragen von verschiedenen großen Gruppen. Zum Beispiel kommt ein Abteilungsleiter zum Komsomol und sagt: man muß einen Graben ausheben, morgen wird hier ein Kabel gelegt, die Arbeit kann man nicht unterbrechen und liegen lassen. Die Burschen versammeln sich nach der Arbeit. Anstelle der 30, die das letzte Mal gekommen sind, kommen jetzt 60. Wir mußten uns entschul-

Berichtigung auf Seite 223, Zeile 10
von unten:
statt „kommt vor“ muß es heißen
„kommt **nicht** vor“

digen: ihr steht euch ja nur gegenseitig im Weg herum, 30 Leute genügen. Das Geld, das sie dabei verdienen, wird gesammelt. Was machen sie mit dem Geld, das der Subbotnik eingebracht hat? Sie schicken es für die Kinder nach Vietnam, einen kleinen Teil spenden sie auch für eine Gedenkstätte der gefallenen Manometrowzer Kollegen. Wir wollen in unserem Betrieb ein solches Denkmal errichten. Wenn der neue Gebäudekomplex gebaut sein wird, wollen wir auf dem Vorplatz ein schönes Denkmal bauen lassen, aus Marmor, um das Gedenken unserer Arbeitskollegen zu verewigen, die ihr Leben für die Heimat gegeben haben.

In einer Werkhalle haben wir eine Gedenktafel für einen Kollegen, vor der wir auch Gespräche mit jungen Kollegen führen. Eine einfache Tafel an der Wand, mit Blumen und einer roten Flagge. Die Älteren erzählen den Jungen davon, was für ein prima Kerl und guter Arbeiter er war. Hat viel von seiner Zeit der Jugend gewidmet.

Zu Ehren des Sieges über den Faschismus veranstalten wir in unserem Clubraum einen Abend. Die Jugend, das Aktiv und die Veteranen, Partei- und Gewerkschaftsorganisation, der Komsomol und die Betriebsleitung versammeln sich. Wir laden Offiziere und Soldaten ein. Aus dem Museum der Streitkräfte werden die Flaggen der Divisionen gebracht, die sich am meisten ausgezeichnet haben. Wir bemühen uns darum, daß die Banner der Divisionen gebracht werden, in denen unsere Manometrowzer gekämpft haben. Mitarbeiter des Museums erzählen immer von der Geschichte dieses oder jenes Banners, einer Division, eines Regiments, einer Kompanie, welchen Weg sie gegangen sind, wie sie sich ausgezeichnet haben. Dann beglückwünschen Pioniere die Jungarbeiter und die Rekruten. Sie tragen rote Halstücher, kommen auf die Bühne, rezitieren Gedichte. Auf der Bühne stehen die Fahnen der Arbeiterbewegung, zu Ehren des 50. Jahrestages der UdSSR, des 24. Parteitags, des sozialistischen Wettbewerbs. Wir haben rote Banner, die wir für immer bewahren.

Dann macht sich eine Gruppe von Komsomolzen und Rekruten zusammen mit älteren Genossen auf den Weg zum Mausoleum von Wladimir Iliitsch Lenin, legen dort einen Kranz nieder sowie einen Kranz am Grabmal des unbekannten Soldaten.

Wenn dieser politische und feierliche Teil zu Ende ist, beginnt ein künstlerisches Programm, Schauspieler, Musiker, Sänger mit internationalem Namen, Dichter, bekannte Konferenciers kommen zu uns ... Überall gibt es etwas Ähnliches. In Großbetrieben auf jeden Fall auch in großem Maßstab. Das richtet sich auch nach den Besonderheiten der Betriebe, jeder pflegt das auf seine Weise. Der Ablauf ist anders.

Moskau, 21. Juni 1972

Die Problematik des Konflikts mit der Natur spitzt sich in Europa dadurch zu, daß viele Länder allein nicht über die notwendigen Möglichkeiten und Mittel verfügen, um die akuten Fragen auf dem Gebiet des Umweltschutzes zu lösen. Oft sind pessimistische Stimmen zu hören, die es als unmöglich bezeichnen, die heraufziehende ökologische Krise in befriedigender Weise zu überwinden. Die Autoren solcher Erklärungen beschuldigen alles: Bevölkerungswachstum, wirtschaftliche Entwicklung, Produktion, Wissenschaft und Technologie. Sie vertreten die Ansicht, diese Prozesse könnten vom Menschen nicht kontrolliert werden. Aufrufe, das Bevölkerungswachstum und die ökonomische Entwicklung einzudämmen, die Technologie an die Kandare zu nehmen und die menschliche Kultur umzukrempeln — das ist noch längst nicht der vollständige Katalog von „Rezepten“, die der Bevölkerung präsentiert werden. Wir wollen uns auf eine ausführliche Polemik mit den Autoren solcher Konzeptionen der „Rettung“ der Menschheit nicht einlassen und lediglich hervorheben, daß ihre meisten Einwände Äußerungen neuer Formen des Malthusianismus und des Neomalthusianismus sind. Auf solchen Grundlagen kann die Zusammenarbeit zwischen den europäischen Völkern unmöglich erweitert werden. Ist etwa eine Zusammenarbeit vorstellbar, deren Ziel eine „Stabilisierung“ oder — mehr noch — eine Verringerung der Bevölkerungszahl wäre?

Ziel der Zusammenarbeit sind unseres Erachtens konstruktive Schritte zur Lösung von Fragen, die der kurzfristigen oder langfristigen Prognostizierung zugänglich sind. Auf diesen Prinzipien sollte auch die gesamteuropäische Zusammenarbeit beim Umweltschutz basieren.

Als Beispiel möchte ich das Problem der Erschöpfung natürlicher Rohstoffreserven und der Entwicklung der Technologie nehmen. In vielen Zukunftsprognosen wird der Mangel an Rohstoffvorräten als eine unüberwindliche Barriere, die Entwicklung der Technologie aber als ein unlenkbarer und verschwenderischer Prozeß geschildert. Wenn es in Zukunft an Ressourcen auch einmal mangeln sollte, könnten doch die Menschen heute daran denken, wie man die natürlichen Vorkommen ökonomischer nutzen, und nicht, wie man die Zahl ihrer Verbraucher verringern sollte. Logischer wäre es wohl, die Wissenschaft auf die Entwicklung von Technologien zu lenken, die einen Kreislauf dieser Rohstoffe und letzten Endes ihre Einsparung sichern würden. Der Nutzeffekt des heutigen Kraftfahrzeugs (pro Einheit der Last) beträgt hinsichtlich der Verwertung des Naturrohstoffs Erdöl bekanntlich nur 3 bis 5 Prozent. Der Rest (95 bis 97 Prozent) sind Verluste. Die Erhöhung des Wirkungsgrades des Kraftfahrzeugs auf das zwei- bis dreifache würde unsere Vorstellung von den Fristen der Versorgung der Menschheit mit Treibstoff grundlegend ändern. Berücksichtigt man noch die Perspektive eines Übergangs zu Gastriebwerken im Transportwesen, dann ändert sich das Zukunftsbild der Brenn- und Treibstoffvorräte noch mehr. Nun verschmutzen ausgerechnet Kraftfahrzeuge in besonders hohem Maß die

Luft. Die Toxizität der Auspuffgase der Verbrennungsmotore zu senken und die Effektivität der Verkehrsmittel zu steigern — das sind zwei Seiten des gleichen Vorgangs, die Umwelt zu schützen und die Rohstoffvorräte rationell zu nutzen. Sind die europäischen Länder der Lösung einer solchen Frage gewachsen? Ja, ohne Zweifel.

Ein anderes Beispiel sind die Fragen des Schutzes und der rationalen Nutzung von Wasser. Fast die Hälfte des Wassers wird für die Verdünnung industrieller und häuslicher Abwässer verbraucht. Senkung der Abwässermengen, Übergang zum geschlossenen Wasserkreislauf in der Industrie, Entwicklung wasserarmer und wasserloser Technologien — in dieser Richtung liegt eine ausreichende und reale Lösung des Wasserproblems in Europa.

Dem Kampf gegen Verschmutzungen landwirtschaftlichen Ursprungs stehen ebenfalls keine unüberwindlichen Hindernisse entgegen. Denn es sind Methoden biologischer und kombinierter Einwirkung auf den Boden und die Pflanzen bekannt, die den Bedarf an chemischen Mitteln senken und damit für die Gewässer weniger schädlich sind.

Viele Produktionsprozesse erfordern bedeutende Wassermengen. Für die Produktion einer Tonne Aluminium sind z. B. 1500 m³ Wasser erforderlich, bei Zellulose sind es rund 800 m³, bei Papier 100 bis 400 m³, bei Viskose-Seide 1200 m³, bei Kapron-Fasern 2500 m³. Gemeinsame Anstrengungen der Wissenschaftler und Ingenieure könnten mit dem Problem der Bekämpfung der Wasserverschmutzung auch noch das des wirtschaftlichen Verbrauchs einer der wertvollsten Gaben der Natur — des Wassers — lösen helfen.

Die Ergebnisse der Zusammenarbeit zwischen den europäischen Ländern wären konkreter, würden die Anstrengungen der Wissenschaftler den bereits herangereiften Problemen gelten, mit denen die Europäer tagtäglich konfrontiert sind. Offenbar müssen zum Gegenstand einer solchen Zusammenarbeit vor allem die Technologie, d. h. die Methoden und Verfahren der Produktion, sowie die Ausrüstungen werden, mit deren Hilfe der Mensch die Rohstoffvorräte nutzt und im eigenen Interesse verarbeitet. Je rationeller und wirtschaftlicher diese Ressourcen verbraucht werden, desto vollkommener ist die angewandte Technologie.

Besondere Beachtung verdient das Studium des ökologischen Gleichgewichts, der ökologischen Systeme und der Reste der unberührten Natur in Europa. Obwohl sich der Mensch mit Haustieren und Kulturpflanzen umgeben hat, hängt sein Schicksal vom Schicksal einer großen Anzahl anderer lebender Organismen ab, insbesondere der Mikroorganismen, die das Wasser und den Boden bevölkern. Die Erhaltung der erforderlichen Arten von Pflanzen, Tieren und Mikroorganismen ist eine wichtige Aufgabe bei der Lösung des Umweltschutzproblems. Herangereift ist die Frage des Studiums und der Ermittlung von Wegen zur Erhaltung der biologischen Ressourcen der Meere rund um Europa, insbesondere der Ostsee und des Mittelmeeres. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Schutz der

Europa umspülenden Meere vor Verschmutzung mit Schwermetallen, Kohlenwasserstoffen und anderen organischen Verbindungen zu den erstrangigen Aufgaben gehören wird.

In diesem Zusammenhang wäre es wohl am Platze, die Notwendigkeit der Entwicklung einer Zusammenarbeit der acht Ostseestaaten zum Schutz der Ostsee vor Verschmutzung zu erwähnen. Die Problematik dieses Meeres wird von Jahr zu Jahr immer ernster. Der Grad seiner Verschmutzung hat an einigen Stellen bedrohliche Ausmaße erreicht. In bestimmten Tiefen ist die Ostsee derart mit Schwefelwasserstoff gesättigt, daß dort biologisches Leben so gut wie ganz fehlt. Für die Küstenländer ist aber die Ostsee eine wichtige Quelle von Nahrungsmittern. Ungeachtet der Schwierigkeiten, mit denen die Ostseestaaten konfrontiert sein werden, ist die Lösung des Problems Kampf der Verschmutzung der Ostsee real, und sie wird bei gutem Willen und in Zusammenarbeit der europäischen Länder, vor allem der Ostseestaaten, gefunden werden.

Es liegt auf der Hand, Europa wird nicht so eigensüchtig sein, die bei dieser Zusammenarbeit gefundenen Lösungen nur für sich selbst zu nutzen. Die Errungenschaften der Wissenschaft, Technik und Produktion, die auf den Umweltschutz gerichtet sind, könnten das Gemeingut der ganzen Welt, einschließlich der Entwicklungsländer Asiens, Afrikas und Lateinamerikas sein.

Die europäische Zusammenarbeit auf dem Gebiet des Umweltschutzes wird die Besonderheit haben, daß daran Länder mit unterschiedlicher sozial-ökonomischer und politischer Ordnung teilnehmen. In den sozialistischen Ländern Europas sind bereits umfangreiche Erfahrungen auf dem Gebiet des Umweltschutzes gesammelt. In der Sowjetunion wird viel getan, um vorbeugende Maßnahmen zum Schutze der Natur zu ergreifen. Die Erfahrungen der UdSSR und der anderen sozialistischen Länder werden vom Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe verallgemeinert und weiterentwickelt. Bestimmte Erfahrungen liegen auch in einer Reihe westeuropäischer Länder vor. Es gibt Versuche im Rahmen der Europäischen Wirtschaftskommission der UNO, um Wege der Zusammenarbeit in Europa zu Fragen des Umweltschutzes festzulegen. Da jedoch eine Teilnahme der DDR an diesem Organ nicht gegeben ist, erfährt die Tätigkeit der Europäischen Wirtschaftskommission beim Umweltschutz keine genügende Entwicklung und trägt in einer Reihe von Fällen rein formellen Charakter.

Die Idee der gesamteuropäischen Zusammenarbeit auf dem Gebiet des Umweltschutzes ist ein Gebot der Zeit. Nur eine konstruktive Zusammenarbeit, konkrete Handlungen, der Austausch von Erfahrungen und Errungenschaften verschiedener europäischer Länder, darunter auch der Länder mit unterschiedlicher sozialökonomischer Ordnung, können fruchtbare Ergebnisse zeitigen.

Die Sowjetunion ist bereit, an der gesamteuropäischen Zusammenarbeit auf dem Gebiet des Umweltschutzes teilzunehmen. Die sowjetische Öffentlichkeit, Ingenieure, Wissenschaftler und Spezialisten werden ihren Beitrag zum wichtigen Werk des Umweltschutzes in Europa leisten.

das neue buch rowohlt



Band 16/DM 6,-



Band 18/DM 4,-

Herausgegeben von Jürgen Manthey

Die neuen Bände

Programmschwerpunkte:

Zeitgenössische Literatur · Beiträge zu einer materialistischen Ästhetik · Beispiele gesellschaftskritischer Dokumentaristik · Entwürfe für eine neue, unspekulative Anthropologie · Medientheorie und Kommunikationsforschung · Kritik der «amerikanischen Ideologie».



Band 21/DM 6,-



Band 29/DM 6,-



meinungsfreiheit im monopolfunk
(bacher, nening, siegert, springer)
zustand der linken (burian, kirms, marcuse)
christen für fristenlösung (ell, karner)

Das NF ist eine internationale Zeitschrift engagierter Christen und Sozialisten

An NF-Vertrieb

Ich bestelle obiges Heft um ÖS 27 DM 3.80 sfr 4.50
 1 Jahresabo um ÖS 270 DM 38.50 sfr 45

NAME

Museumstraße 5 A 1070 Wien (Tel. 93 33 53)

kostenloses älteres Probeheft

ADRESSE

November
1972

Die Reihe mit dem leuchtroten Rahmen

Provokation für Sozialdemokraten. Kommunisten. Bürger. Anarchisten.

**Bruno Frei
Der Papiersäbel**

Autobiographie
404 Seiten, Leinen DM 28,-

Erinnerungen eines österreichischen Kommunisten. Erinnerungen an ein streitbares, ganz und gar politisches Leben. Glanzvolle,brisante Höhepunkte: Freis Begegnungen und Auseinandersetzungen u. a. mit Herbert Wehner, Tschou En-Lai, Fidel Castro, Bert Brecht.

Jean Améry in "Die Zeit": Bruno Frei nennt sich bescheiden einen 'Tagesjournalisten'... Der Stoff herrscht souverän, er ist eine immer noch glühendheiße Materie... So las auch ich das Buch in einem Zuge...

S.FISCHER



Anmerkungen

LYRIK:

Für die Auswahl der Gedichte danken wir dem Literaturkritiker WLADIMIR OGNJEW, der damit „Verschiedene Seiten der allgemeinen Richtung zeitgenössischer Dichtkunst zeigen will, ihr beharrliches und traditionelles Streben nach Engagement, sozialer Verbundenheit und aktivem Humanismus“.

BERGHOLZ, OLGA, 1910, russisch-sowjetische Schriftstellerin. 1930 Abschluß des Studiums an der Leningrader Universität. Veröffentlichungen: „Uglitsch“ (32), „Gedichte“ (34), „Nacht in der neuen Leningrader Poem“ (42), „Es spricht Leningrad“ (46), „Perworossik“ (50), „Tagessterne“ (59), „Knopfpunkt“ (65), u. a. ANTWORT, aus: „Gedichte“, Moskau 1962, S. 183. Deutsche Fassung: F. Hitzer. GAMSATOW, RASSUL, 1923, Volksdichter aus dem sowjetischen Daghestan, 1945-50 Studium am Gorkij-Institut für Literatur. Gedichtbände: „Flammende Liebe und leidenschaftlicher Haß“ (34), „Unsere Berge“ (47), „Mein Land“ (48), „Das Jahr meiner Geburt“ (50), „Frühling in Daghestan“ (55), „Mein Herz gehört den Bergen“ (59), „Buchstaben“ (63), „Mulatin“ (66), „Mein Daghestan“ (68), u. a. DU BRAUCHST DICH ..., aus: Bibliothek Ausgewählte Lyrik, Moskau 1965, S. 27. Deutsche Fassung: F. Hitzer.

JEWTUSCHENKO, JEWGENIJ, 1933, russisch-sowjetischer Dichter. 1951-54 Studium am Gorkij-Institut für Literatur. Veröffentlichungen: „Aufklärer der Zukunft“ (52), „Dritter Schnee“ (55), „Strafe der Enthusiasten“ (56), „Das Versprechen“ (57), „Zärtlichkeit“, „Händedruck“ (62), „Euch, Menschen“ (64), „Es kommt der weiße Schnee“ (69). Poeme: „Bratsker Wasserwerkraftwerk“ (65), „Die Kasaner Universität“ (70) u. a. LANG DER REGEN ..., aus: Iswestija vom 1. 1. 72. Deutsche Fassung: F. Hitzer.

KUGULTINOW, DAVID, 1922, kalmückisch-sowjetischer Dichter, Studium am Gorkij-Institut für Literatur. Veröffentlichungen: „Gedichte aus der Jugend“ (40), „Der Gefangene von Moabit“ (58), „Lebendiges Wasser“ (60), „Der Sonne gleich“ (60), „Lied des Wundervogels“ (61), „Leben und Betrachtung“ (63-64) u. a. SEELE DES WORTES, aus: Ausgewählte Werke, Moskau 1970, Bd. 1, S. 372. Deutsche Fassung: F. Hitzer.

KULIJEW, KAISSYN, 1917, balkarisch-sowjetischer Dichter. 1935-39 Studium am Staatl. Lunatscharskij-Institut für Theater. Veröffentlichungen: „Meine Nachbarn“ (39-45), „Lieder der Schlucht“ (47-51), „Poem über Lenin“ (59-60), „Der verwundete Stein“ (64) u. a. ALLE WEGE ..., aus: „Ausgewählte Lyrik, Moskau 1967, S. 259. Deutsche Fassung: F. Hitzer.

MARTYNOW, LEONID, 1905, russisch-sowjetischer Dichter, Journalist. Veröffentlichungen: „Das alte Omsk“, „Die Stunde des Admirals“ (24), „Schwester“ (39), „Poeme“ (40), „Gedichte“ (57) u. a. WAS IST MIT MIR ..., aus: „Gedichte“, Moskau 1957, S. 3. Deutsche Fassung: F. Hitzer.

MESCHIROW, ALEXANDER, 1923, russisch-sowjetischer Dichter, Schlosserlehrer. 1948 Abschluß des Studiums am Gorkij-Institut für Literatur. Veröffentlichungen: „Der Weg ist weit“ (47), „Rückkehr“ (55), „Windschutzscheibe“ (61), „Abschied vom Schnee“ (64), „Ladogaes“ (65) u. a. MUSIK, aus: „Gedichte“, Moskau 1969, S. 97. Deutsche Fassung: F. Hitzer.

SIMONOW war vor seinem Ruhm als Prosäiker durch Gedichte bekannt geworden. Eine ganze Reihe seiner Verse gehört zum volkstümlichsten Liedgut des Landes, vor allem die aus der Zeit des Kampfes und Krieges gegen Faschismus und Imperialismus. DER DEUTSCHE war eines der ersten Gedichte nach dem Krieg, vom Autor 1949 Ernst Busch gewidmet. Deutsche Fassung: Peter Berg, in: Spanien, 1936-39, VEB Schallplatten Berlin 1963.

SMELJAKOW, JAROSLAW, 1913, russisch-sowjetischer Dichter, Setzer. Veröffentlichungen: „Zahlenbalade“ (31), „Arbeit und Liebe“ (32), „Kremltannen“ (48), „Strenge Liebe“ (56), „Gespräche über die Hauptstadt“ (59), „Der Tag Russlands“ (67), „Junge Leute“ (68), „Lenins Melder“ (70) u. a. MEINE GENERATION, aus: „Arbeit und Liebe“, Moskau 1964, S. 129. Deutsche Fassung: F. Hitzer.

SLUZKIJ, BORIS, 1919, russisch-sowjetischer Dichter. 1941 Abschluß des Studiums am Gorkij-Institut für Literatur und der Moskauer Universität. Veröffentlichungen: „Erinnerungen“ (57), „Heute und gestern“ (61), „Arbeit“ (64), „Moderne Geschichten“ (69) u. a. PHYSIKER und LYRIKER, aus: „Bibliothek ausgewählter Lyrik“, Moskau 1965, S. 13. Deutsche Fassung: F. Hitzer.

SOKOLOW, WLADIMIR, 1928, russisch-sowjetischer Dichter. Veröffentlichungen: „Der Morgen unterwegs“ (53), „Auf der Sonnenseite“ (61), „Ablösung der Tage“ (65), „Verschiedene Jahre“ (66), „Schnee im September“ (68), „Gedichte“ (70), „Zweite Jugend“ (71) u. a. MAN MUSS FEST ..., aus: „Tag der Poesie“ 68, S. 111. Deutsche Fassung: F. Hitzer.

TWARDOWSKIJ, ALEXANDER, 1970-71, russisch-sowjetischer Dichter, Schmiedearbeiter, Journalist. 1939 Abschluß des Studiums am Moskauer Institut für Geschichte, Philosophie und Literatur. Veröffentlichungen: „Tagebuch eines Koldhosvorsitzenden“ (32), „Der Weg zum Sozialismus“ (32), „Einleitung“ (32), „Das Land Murawija“ (41), „Weggedichte 1934-35“ (38), „Landchronik“ (39), „Sagorje, Gedichte“ (41), „Wassili Tjorkin“ (42-45), „Weit in die Ferne“ (53-56) u. a. DER KERN VERBIRGT SICH, aus: „Ausgewählte Lyrik“, Moskau 1971. Deutsche Fassung: F. Hitzer.

WINOKUROW, JEWGENIJ, 1925, russisch-sowjetischer Dichter. 1951 Abschluß des Studiums am Gorkij-Institut für Literatur. Veröffentlichungen: „Gedichte von der Pflicht“ (51), „Bläue“, „Kriegslyrik“ (56), „Anerkennung“ (58), „Das menschliche Antlitz“ (60), „Wort“, „Lyrik“ (62), „Musik“ (64), „Weltgrenzen“, „Charaktere“ (65), „Rhythmus“ (66), „Gedichte“ (67), „Anblick“ (68), „Ehre“ (69) u. a. „DIE INTERNATIONALE“, aus: „Gedichte“, Moskau 1964, S. 186. Deutsche Fassung: F. Hitzer.

WOSNESSENSKIJ, ANDREJ, 1933, Studium der Architektur. Veröffentlichungen: „Meister“ (59), „Die dreieckige Birne“ (62), „Longjumeau“ (63), „Antiwelten“ (64) u. a. GOYA, deutsche Fassung: Godehard Schramm.

PROSA:

AVYZIUS, JONAS, 1922, litauisch-sowjetischer Schriftsteller. Veröffentlichungen: „Die ersten Furchen“ ('48), „Ruhm“ ('49), „Weiße Weiden“ ('54), „Befreiung“ ('51), „Menschen und Ereignisse“ ('54), „Der Rächer Butkus“ ('57) u. a. DAS VERLORENE OBDACH ist ein Auszug aus dem gleichnamigen Roman. Aus: Druscha narodow 8/1971.

GOLOWANOW, JAROSLAW, 1932, russisch-sowjetischer Publizist; wissenschaftlicher Berichterstatter der „Komsomolskaja Prawda“, Sonderkorrespondent auf dem Kosmodrom Baikonur. Ausbildung als Ingenieur. Veröffentlichungen: „Schmiede des Donners“ ('65), „Souvenir aus Gibraltar“ ('68), „Skizzen über Wissenschaftler“ ('70). KOROLJOW ist ein Auszug aus der gleichnamigen Chronik über den Konstrukteur der Sputnik- und Sojus-Raketen. Das Buch wird gegenwärtig zum Druck vorbereitet. Aus: Nowyj mir 4-5/1971.

KOSCHEWNIKOW, VADIM, 1909, russisch-sowjetischer Schriftsteller. Abschluß des Studiums an der Staatlichen Moskauer Universität ('33). Veröffentlichungen von Reportagen, Erzählungen, Romanen. Seit 1949 Chefredakteur der Zeitschrift „Snamja“. SICHTBARES UND UNSICHTBARES ist eine Skizze aus: „Novellen und Erzählungen“, Moskau 1970.

MATEWOSSJAN, GRANT, 1935, armenisch-sowjetischer Schriftsteller. Absolvent des pädagogischen Instituts. Veröffentlichungen seit 1959, zumeist Erzählungen und Novellen. DIE GLUT ist ein Auszug aus der gleichnamigen Erzählung. Aus: Druscha narodow 1/1972.

RASPUTIN, VALENTIN, 1937, russisch-sowjetischer Schriftsteller. Beendete 1959 die Universität von Irkutsk. Veröffentlichungen: „Das Gebiet neben dem Himmel“ ('66), „Lagerfeuer neuer Städte“ ('66), „Wassiliy und Wassilissa“ ('67), „Letzte Frist“ ('70) u. a. EIN MENSCH VON DIESER WELT ist ein Auszug aus der gleichnamigen Novelle. Aus: „Geld für Maria“, Moskau 1968. Deutsche Fassung aller Prosastücke: Elvira Högemann-Ledwohn und Friedrich Hitzer.

KRITIK:

ANASCHENKOW, BORIS, 1931, Schriftsteller. Verfasser von Novellen, Erzählungen, literaturkritischen Studien, in letzter Zeit vor allem über das Thema Arbeiter in der Literatur. Deutsche Fassung des vorliegenden gekürzten Aufsatzes: Elvira Högemann-Ledwohn. Aus: Woprossy literatury 3/1972.

BOTSCHAROW, ANATOLIJ, 1922, Dr. phil. habil. Veröffentlichungen: „Das sowjetische Massenlied“, „Emmanuil Kasakewitsch“, „Wort über die Sieger“, „Wassili Grossmann“ u. a. Deutsche Fassung des für dieses Heft geschriebenen Artikels: E. Högemann-Ledwohn.

Prof. MELNIKOW, DANIL, 1916, Historiker. Veröffentlichungen: „Die Verschwörung vom 20. Juli 1944 in Deutschland“, „Europäische Sicherheit und deutsche Frage“, „Westeuropa und die USA“ u. a. Deutsche Fassung des für dieses Heft geschriebenen Beitrags: E. Högemann-Ledwohn und F. Hitzer.

Prof. MOTYLJOWA, TAMARA, 1910, Mitarbeiter am Institut für Weltliteratur. Veröffentlichungen: „Anna Seghers“, „Die Bedeutung Lew Tolstoi für die Welt“, „Der Roman der Gegenwart im Ausland“ und zahlreiche Zeitschriftenpublikationen zu Fragen der Literaturwissenschaft. Deutsche Fassung des für dieses Heft geschriebenen Diskussionsbeitrags: E. Högemann-Ledwohn und F. Hitzer.

TOPER, PAWEŁ, 1923, Literaturkritiker. Buchveröffentlichungen: „Ludwig Renn“, „Arnold Zweig“, „Ums rechte Leben auf der Welt“; zahlreiche Artikel zu Problemen der Theorie der künstlerischen Übersetzung, der deutschsprachigen Literatur, der Literatur über den Krieg. Deutsche Fassung des für dieses Heft geschriebenen Artikels: E. Högemann-Ledwohn, F. Hitzer, O. Neumann.

ANANITSCHEW, KONSTANTIN, Abteilungsleiter des Staatlichen Komitees des Ministerrates der UdSSR für Wissenschaft und Technik, Kandidat der Wirtschaftswissenschaften. Deutsche Fassung des vorliegenden Beitrags: Oskar Neumann.

SCHRAMM, GODEHARD, 1943, lebt in Nürnberg. 1971 Förderungspreis für Literatur der Stadt Nürnberg. Arbeit an einer Dissertation über Jewtuschenko. Veröffentlichungen: „Schneewege“ (Gedichte, '66), „Lieber rot als tot“ ('70), beide bei Relief, München, „Nürnberger Bilderbuch“ ('70, mit M. M. Precht), „Lokalanzeigen“ (Prosa), Fischer '73.

Beilagenhinweis:

Wir möchten unsere Leser auf folgende Beilagen nachstehender Verlage aufmerksam machen: Richard Boorberg (EDITION + KRITIK), Luchterhand und Röderberg.

kürbiskern. Zeitschrift für Literatur und Kritik. Verlegt von Hannes Stütz (GBR). Herausgeber und Redaktion: Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes: Friedrich Hitzer. Erscheinungsweise: vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember). Einzelheft DM 4,80, Jahresabonnement DM 16,— zuzüglich Porto. Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Verlag und Redaktion: 8 München 40, Hohenzollernstraße 144, Telefon 30 37 83. Druck: F. C. Mayer, 8 München 23, Kunigundenstraße 19. © Copyright kürbiskern. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Postscheckkonto München 333 81. Deutsche Bank, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto Nr. 35/00832. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

50. Jahrestag Gründung der UdSSR

Aus diesem Anlaß bieten wir an:

Illustrierte Geschichte der Großen Sozialistischen Oktobерrevolution

Gesamtredaktion und Herausgeber:
N. Steinberger und H. Göschel

836 Seiten
mit etwa 500 Abbildungen
4 Farbtafeln und 8 farbige Karten
16,5 x 24 cm. Kunstleder DM 42,—

Wer heute zu klaren Erkenntnissen über die grundlegenden Entwicklungsprozesse unserer Epoche gelangen will, wird notwendigerweise den Faktor UdSSR in gebührendem Maße in seine Betrachtungen und Überlegungen einbeziehen müssen. Dieses Handbuch vermittelt neueste Informationen, statistische Daten und Analysen über sämtliche Bereiche des gesellschaftlichen Lebens der Sowjetunion sowie über ihre Naturverhältnisse. Es kann als Nachschlagewerk ebenso wie als Lehrbuch für ein systematisches Studium genutzt werden.

Bestellungen nimmt jede gute Buchhandlung entgegen.



Brücken-Verlag GmbH

Barsortiment für Verlage der DDR
4000 Düsseldorf 1 Postfach 1928